Von Maschinen und Menschen

Von Theodor Heinrich Mayer

Deutscher Verlag Leipzig

Wodech Radtf

Theodor Heinrich Mayer

Von Maſchinen und Menſchen

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/vonmaschinenundm01maye

Von Maschinen und Menschen

Novellen

von

Theodor Heinrich Mayer

3. und 4. Tausend

Leipzig ⁘ Verlag von L. Staackmann ⁘ 1916

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1915 by L. Staackmann, Leipzig.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

RBR
Jantz
#180

Inhalt

Seite

Konstrukteur Pacher 7
Expreßzug Wien–Nizza 43
Ordonnanzfahrt 73
„Ein Opfer seines Berufes“ 107
Die Geschichte des Androiden Francesco 157
Der Hausierer 203
Die Erde brennt 237
Das Jubiläum 315

Konstrukteur Pacher

Konstrukteur Pacher

Von seinen Eltern hatte Ingenieur Pacher ein kleines Vermögen ererbt, dessen Zinsen bei den mehr als bescheidenen Ansprüchen, die er an das Leben stellte, für seinen Unterhalt vollkommen hinreichten. Seine einzigen größeren Ausgaben erstreckten sich auf den Ankauf technisch-wissenschaftlicher Werke, die in zwei großen Regalen eine ganze Schmalseite des Zimmers einnahmen, und auf das Abonnement der vielen einschlägigen Zeitschriften. Irgendwelche Vergnügungen, Theater, Konzerte, ja sogar Sonntagsausflüge waren ihm fremd. Wenn er abends spazieren ging, so führte ihn sein Weg stets in irgendein Fabriksviertel; bei der einen oder anderen Fabrik blieb er stehen, sah durch die Fenster der Arbeit der Maschinen zu, verbesserte im Geist irgend etwas und ging dann befriedigt weiter. Wenn es gar nichts anderes gab, so genügte schon ein neuartiger Materialaufzug bei einem Bau oder eine Mörtelmischmaschine, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Auch für Naturschwärmerei hatte er nicht viel übrig. Höchstens wenn sich die unzähligen Schornsteine eines Arbeitsviertels scharf vom Abendhimmel abhoben und der Qualm, je nach seiner Durchsichtigkeit, in verschiedenen Farben aufleuchtete, oder wenn bei Nebelwetter sie wie Säulen die dichte Wolkendecke zu tragen schienen, so konnte er beifällig mit dem Kopfe nicken und eine kleine Weile das Schauspiel be-

trachten. In früheren Jahren hatte er manchmal Reisen gemacht, wenn irgendwo eine neue Eisenbahnanlage oder ein großes Wasserwerk errichtet worden war, aber jetzt war er schon zu bequem dazu, obwohl ihn seine 46 Jahre noch keineswegs drückten. Zu Hause bei seinen Büchern und Zeichnungen gefiel es ihm stets am besten. Wenn er in einem Buche oder auch nur durch Nachdenken Anhaltspunkte für eine neue Konstruktion gefunden hatte, dann verließ er tagelang überhaupt nicht sein Zimmer, zeichnete und rechnete und konstruierte bis tief in die Nacht hinein. War einmal die Maschine auf dem Papier fertig, so bot sie für ihn kein Interesse mehr. Hunderte von Entwürfen lagen in einer großen Kiste aufgestapelt, und es war ihm nicht einmal eingefallen, die Papiere auch nur durchzublättern. Vor Fremden wurde alles sorgfältigst behütet, und nur seinem vertrauten Freunde Alfred, der einmal in der Woche zu ihm kam, zeigte er hie und da die Entwürfe und erklärte sie ihm, weil Alfred kein besonderer Fachmann war.

Für heute abend war er wieder zu erwarten. Der Ingenieur freute sich schon auf seinen Besuch, denn er hatte ihm etwas ganz Besonderes zu zeigen, den Entwurf einer Benzinturbine, der neue Prinzipien zugrunde gelegt worden waren, die man bisher zwar gekannt, aber noch nicht praktisch angewendet hatte. Johanna, die alte Haushälterin, die schon bei den Eltern des Ingenieurs gedient hatte, zündete die Lampe an und deckte den Tisch für die beiden Männer. Der Ingenieur selbst saß noch beim offenen Fenster und sah hinaus in den Frühlingsabend. Der Lärm der Menschen war schon verstummt, nur das leise

Hämmern einer Nähmaschine klang manchmal in den Hof, und die regelmäßigen Bewegungen der Näherin zeichneten sich riesengroß an der anderen Wand ab. Von draußen, über die Häuser herein, drang nur das Surren und Stoßen der Elektrischen, das Geräusch eines schnellen Autos oder das kraftvolle Dröhnen und Stampfen der schweren Lokomotiven, die über die starke Steigung der Verbindungsbahn die langen Lastzüge zu schleppen hatten. Das letzte hörte der Ingenieur am allerliebsten, da lag Kraft und Gewalt drin. An der einen Wand hing ein großes Bild der berühmten Lastzugslokomotive der Mexiko-Central-Railway, der schwersten Lokomotive der Welt, und der Ingenieur stand oft bewundernd davor, hatte auch schon im Geheimen Pläne entworfen, wie er bei gleichen Dimensionen eine noch stärkere Maschine bauen wollte. Ja... Pläne: wenn er alle geplanten Maschinen auch wirklich konstruiert hätte, da wären zwei Menschenalter dazu notwendig gewesen. Selbst die Arbeiten, die er wirklich ausführte, gediehen nicht immer bis zum Ende; wenn der interessantere Teil der Konstruktion, um dessentwillen er sie begonnen hatte, durchgeführt war, zeichnete er noch einige Details, ohne an der Sache noch Freude zu haben, und warf dann alles hinein in die Kiste. Ein Massengrab hatte sie Alfred einmal genannt.

Draußen klopfte es stark und ungeduldig, und der Ingenieur mußte selbst öffnen, weil Johanna weggegangen war.

„Du bist aber heute spät gekommen, Alfred..."

„Ja, die Probe hat etwas länger gedauert, und außerdem läute ich schon fünf Minuten an der Türe,

ohne daß sich etwas rührt. Hast du das Läutwerk noch immer nicht repariert?"

„Heute hätte der Elektriker kommen sollen... ich selbst kann es nicht machen, das weißt du, ich habe viel zu ungeschickte Hände..."

Die beiden Männer gingen hinein und setzten sich zu Tisch. Alfred war um einige Jahre jünger als sein Freund, am Opernorchester angestellt, Musiker von Ruf, was er gern in seiner äußeren Erscheinung etwas betonte. Eine Zeitlang schwiegen sie sich gesellig an, dann erzählte Alfred einige Neuigkeiten aus dem Theater, das einzige, was den Ingenieur außer seinen Maschinen einigermaßen interessierte, und auch das nur deswegen, weil es sich um Alfreds nächste Umgebung handelte.

Dann rückte Pacher näher zu dem Musiker heran. „Du, heute zeige ich dir was ganz Besonderes, einen der besten Entwürfe, die ich je gemacht habe. Der könnte eine Revolution in der Motorentechnik hervorrufen..."

„Wenn ihn die Motorentechniker eben zu Gesicht bekämen... Was ist es denn?"

Der Ingenieur tat beinahe geheimnisvoll. „Letzte Woche habe ich dir in den Zeitungen gezeigt, wie man es vergeblich versucht hat, brauchbare Benzinturbinen herzustellen. Immer stieß die Ableitung der Auspuffgase auf Schwierigkeiten. Nun habe ich einfach die Explosionskammern anders gestaltet, sie nicht ganz geschlossen... Das ist so einfach und doch noch niemandem eingefallen..."

Johanna brachte das Nachtmahl; der Ingenieur konnte nicht eilig genug essen, so begierig war er,

seinem Freunde die Zeichnungen vorzulegen. Alfred war noch mitten im Essen, da rief schon sein Gastgeber in die Küche; Johanna mußte rasch abdecken und Alfreds Teller und Besteck in eine Ecke des Tisches stellen, auf dem jetzt die großen Zeichnungen ausgebreitet wurden. Der Musiker besaß durch seinen Verkehr mit dem Ingenieur immerhin genug Erfahrung, um einzelne Details der Konstruktion ohne besondere Erläuterung zu verstehen.

„Siehst du, hier sind die Explosionskammern nicht ganz geschlossen, so daß ein Teil der Gase noch unter Druck entweicht. Aber hier, in diesem Nebenraum, kann die Expansion auch nur nach derselben Richtung wirken, und diese innere Reihe von Kammern dreht sich gleich mit der äußeren, nur, der geringeren Stoßwirkung entsprechend, langsamer; dadurch wird die Expansion der Explosionsgase vollkommen ausgenützt und auch die Erhitzung der Wände beträchtlich herabgemindert."

„Ja, das verstehe ich ganz leicht... die Sache ist eigentlich lächerlich einfach."

„Aber die Leute sind doch nicht draufgekommen, erst ich," meinte Pacher selbstbewußt.

„Und was geschieht mit dieser genialen Konstruktion? Dasselbe wie mit allen anderen..."

Der Ingenieur antwortete beinahe verlegen: „Nun ja, die Sache ist so gut, daß ich sie mir ein paar Tage immer wieder mit großer Freude ansehen werde. Und wenn ich davon genug habe, beginne ich halt was Neues... Ich habe schon wieder eine Arbeit; aber das kann ich dir noch nicht sagen, du wirst es schon sehen, wenn es fertig ist..."

Der Musiker schüttelte den Kopf. „Du könntest ein reicher Mann sein, wenn du das alles verwertet hättest. Schade um die Summe von Arbeit und Ideen, die in dieser Kiste begraben liegt."

„Mir fehlt nichts, ich habe alles, was ich brauche, und verlange nicht nach mehr. Und die Arbeit hat mir Vergnügen gemacht; wozu soll ich sie noch in Geld umsetzen?"

„Hast du gar nie das Bedürfnis gefühlt, deine Konstruktionen auch verwirklicht zu sehen?"

Der Ingenieur setzte sich ganz nahe zu seinem Freunde hin, als wollte er ihm etwas anvertrauen. „Weißt du, darüber habe ich schon öfters nachgedacht. Ich konstruiere so, wie du Musik machst, wenn du allein zu Hause bist. Da läßt du alles aus, was dir an einem Stücke nicht gefällt, und spielst nur, was du gerne hörst. Keine von allen den Zeichnungen, die hier in der Kiste liegen, ist vollendet. Ich habe überall nur das durchgeführt, was mich interessiert hat, alles andere nur angedeutet. Überall fehlen Details, ohne die eine Konstruktion nicht vollkommen ist. Manches Mal habe ich mich wieder nur von meinen Augen leiten lassen, habe eine Zeichnung nur darnach geführt, daß sie schöne Umrisse gibt, ohne Rücksicht darauf, ob die Maschine auch technisch einwandfrei in den Umrissen unterzubringen ist. Wenn nun ein Mann vom Fach so etwas sieht, so kann er ruhig sagen, daß ich von einer anständigen Konstruktion nichts verstehe. Ich bin aber bei der praktischen Ausführung auf die Fachleute angewiesen."

„Nun, das ist alles richtig, es würde mich aber doch

nicht abhalten, mit meinen Projekten in die Öffentlichkeit zu treten."

Der Ingenieur antwortete jetzt ganz leise: „Ja, es ist aber noch ein anderer Grund. Ich fürchte mich vor der Wirklichkeit nicht bloß wegen meiner unvollständigen Zeichnungen." Er dachte eine Weile nach. „Wie soll ich dir das nur erklären? Stell' dir vor, ein Dichter schreibt wunderschöne Romane. Nicht wahr, man kann sagen, daß er diese Romane beim Schreiben so tatsächlich, so körperlich vor seinen Augen sich entwickeln sieht, als ob er sie wirklich erlebt hätte."

„Das wird wohl so sein," meinte der Musiker.

„Er muß sie in sich erleben, sonst könnte er ja die Menschen und die Geschehnisse nicht so überzeugend darstellen. Und wenn er dann alles vollendet vor sich sieht, warum zeigt er es dann der Öffentlichkeit? Um es noch einmal, ganz wirklich zu erleben?"

Der Musiker lachte. „Nein, gewiß nicht deswegen. Er sucht sich einen Verleger, er will sich Geld damit verdienen, er will gelobt werden und im Munde der Leute sein. Und wenn es wirklich ein ganz idealer Dichter wäre, der auf das alles verzichtet, so glaube ich doch kaum, daß er seine Romane verwirklicht sehen wollte. Im Leben geht es immer anders zu, und wenn sich nur ein einziges Ereignis änderte, wäre schon der ganze Aufbau zerstört, die Handlung würde einen anderen Fortgang nehmen, und der Dichter müßte traurig wieder zu seinen Phantasien zurückkehren. Das Leben ist zu stark und hält sich nicht an unsere Wünsche."

Der Ingenieur hatte aufmerksam zugehört. „Ja, so geht es mir. Ich konstruiere meine Maschinen nicht bloß, weil mir das Arbeiten daran Freude macht.

Das ist auch nur so äußerlich. Aber beim Arbeiten habe ich immer die Maschine vor mir, wie sie fertig aussehen wird, und ich sehe und höre sie schon funktionieren. Alle Maschinen, die hier gezeichnet sind, haben funktioniert. Sie mußten es, denn nur deswegen habe ich sie entworfen. Ich mache es ebenso wie der Dichter. Alle seine Personen müssen so reden und handeln, wie er es will, damit er seinen Plan durchführen kann. Und ich habe noch keine Maschine gebaut, ja, man kann ruhig sagen, gebaut, die ich nicht in vollstem Betriebe gesehen hätte. Habe ich einmal die Zeichnungen fertig, so lege ich sie vor mich hin und studiere sie genau, und wenn ich mich dann zurücklehne und die Augen schließe, dann ist alles in Betrieb, stundenlang, so lang ich will... Und nun stelle dir vor, man würde eine solche Maschine wirklich aus Stahl und Eisen bauen, alles wartet gespannt, bis sie sich in Bewegung setzen wird — und nun geht sie nicht. Irgend etwas in der Konstruktion war verfehlt, man kann es nicht beheben, und die ganze Masse steht tot da, wird zerlegt und ins alte Eisen geworfen. Und ich habe die Maschine doch so schön im Betrieb gesehen. Müßte mich das nicht an mir irre machen, mir alle Lust zu weiteren Arbeiten nehmen? So kann ich konstruieren, wie ich will, brauche mich vor nichts zu fürchten; ich erreiche stets, was ich will, und das macht mich zufrieden und glücklich."

„Aber gerade bei Maschinen," wendete der Musiker ein, „ist die Notwendigkeit vorhanden, sie zu verwirklichen. Dadurch gewinnen sie erst ihren Wert."

„Um so größer ist dann die Enttäuschung, wenn die Pläne versagen. Ich kann den Wert nur darnach be-

urteilen, was er eben für mich bedeutet. Ich mache diesen Wert von allen Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten unabhängig. Die Welt, die draußen um mich ist, die Leute, die Wirklichkeit, die haben mir alle nichts dreinzureden, und ich selbst werde natürlich nichts gegen mich sagen oder tun. Ich will nur für mich leben, nicht für die anderen."

Der Musiker nickte mit dem Kopf. „Mir geht es manchmal ebenso. Wenn man so aus sich heraus spielen will, spielt man nachdenklich, kommt in langsamere Rhythmen, macht oft längere Pausen als vorgeschrieben, setzt leiser ein, kümmert sich nicht viel um Takt und Tempo, man wird sentimental. Aber das wollen die Leute nicht, es erscheint ihnen langweilig und unzeitgemäß, Sentimentalität wünscht und verlangt man nur noch in Operetten. Da ist jede Empfindsamkeit erlaubt, Tränen verbürgen den Erfolg — es handelt sich ja um Unterhaltungsmusik. Nur die wirkliche Empfindsamkeit ist verboten. Höchstens seinen eigenen Bedarf kann der Künstler damit decken. Zu Hause darf er von sich selbst reden, weil er da von niemanden gehört wird. Soll ich ein bißchen musizieren?"

„Ich höre dir immer gerne zu, was du auch spielst..."

Die Haushälterin brachte die Geige, ein schönes, altes Instrument, und der Musiker setzte sich damit in eine Ecke. Bald war es ernste Musik, dann wieder etwas Leichtes, Tändelndes, fremde Kompositionen mischten sich mit eigenen Einfällen, immer mehr trat das Persönliche hervor, und zum Schlusse schien es, daß der Spieler auf seinem Instrumente sprach, mit sich und von sich sprach, ohne an Zuhörer zu denken,

bloß aus Bedürfnis nach Rede. Eine halbe Stunde hielt der Musiker die Geige in seinen Händen, dann ermüdete er und schwieg.

Eine Pause entstand, dann fragte der Ingenieur: „Hast du jetzt mit dem Spiele etwas sagen wollen?“

Alfred verneinte. „Ich habe gespielt, weil ich das Bedürfnis danach hatte, aber nur für mich und für sonst niemanden. Wenn zufällig Leute durch das offene Fenster zugehört haben, so ist mir das so gleichgültig, als ob mich fremde Menschen auf der Gasse sehen.“

„Und mir geht es ebenso mit meinen Maschinen. Ich baue sie insgeheim und für mich.“

Keiner hatte darauf etwas zu erwidern, und so schwiegen sie und hingen ihren Gedanken nach, bis sich der Musiker erhob und wieder die Pläne auf dem Tisch betrachtete.

„Dieses eine Mal solltest du doch von deinen Prinzipien abgehen. Die Konstruktion erscheint so selbstverständlich, daß ich nicht den geringsten Zweifel an ihrer praktischen Verwirklichung hege.“

„Du bist auch kein Fachmann. Es ist ja möglich, ich glaube es selbst, daß sich diese Maschine bauen läßt. Mir genügt aber dieser Glaube vollkommen, er ist mir so viel, als wenn die Maschine vor aller Augen in Betrieb wäre. Laß sie mir allein, meine Maschine...“

Der Musiker gab den Versuch auf, seinen Freund umzustimmen. Mit dem Hinweis auf finanziellen Gewinn durfte er nicht kommen, das wußte er. Aber vielleicht ging's mit der Eitelkeit.

„Ich denke gar nicht daran, daß du die Zeichnungen

verkaufen oder die Herstellung selbst in die Hand nehmen sollst. Aber veröffentlichen könntest du die Konstruktion. In irgendeiner Fachzeitung. Ohne Honorar. Es handelt sich hier um eine Sache von so allgemeinem Interesse, daß man den Artikel sicher gern nimmt."

Der Ingenieur ging auch darauf nicht ein. „Die Konstruktion wird durch die Veröffentlichung nicht besser und hat auch für mich nicht mehr Wert als früher."

„Das glaubst du nur. Aber bedenke folgendes: Außer dir werden sich noch viele andere mit dem Problem der Benzinturbine beschäftigen. Du bist jedenfalls der erste, der eine brauchbare Lösung gefunden hat. Du hast früher betont, wie stolz du auf die Priorität bist. Vielleicht hat nun einer eine ähnliche Konstruktion erdacht, führt sie praktisch durch, und du liest auf einmal davon und mußt den Glauben aufgeben, daß deine Maschine die erste dieser Art war, die tatsächlich funktioniert hat."

„Aber wie soll eine Veröffentlichung das verhindern?" fragte der Ingenieur mit sichtlicher Aufmerksamkeit.

„Das ist doch sehr einfach. Die anderen lesen die Fachblätter genau so wie du. Wenn sie nun sehen, daß eine Konstruktion, analog derjenigen, an der sie selbst arbeiten, bereits fix und fertig vorliegt, werden sie sich hüten, nach denselben Prinzipien weiterzuarbeiten, wo sie doch jederzeit als Nachahmer gebrandmarkt werden können."

Der Musiker wußte, daß seine Beweisführung sehr lückenhaft war, aber es lag ihm viel daran, seinen

Freund, dessen außerordentliche Begabung er seit jeher erkannt hatte, endlich einmal zu einer realen Tätigkeit anzuspornen und seiner selbstgewählten Einsamkeit zu entreißen. Aber der Ingenieur blieb hartnäckig.

„Wenn sie es aber doch tun, wenn sie durch meine Ideen erst darauf geführt werden..."

„So mußt du die Konstruktion eben patentieren lassen, dann kann sie dir niemand nehmen."

Der Ingenieur beugte sich über die Pläne und sah sie aufmerksam durch. Man erkannte, daß er irgend etwas überlegte. Dann wandte er sich wieder an seinen Freund.

„Mir ist einmal was ähnliches passiert. Ich habe eine wichtige Verbesserung für die Kreiselpumpen im Bergwerksbetrieb gefunden. Und ein halbes Jahr später lese ich in einer englischen Zeitschrift, daß man in einem Walliser Bergwerk eine beinahe identische Konstruktion mit ungewöhnlichem Erfolg erprobt hat. Da wäre Gelegenheit gewesen, von mir etwas praktisch auszuführen."

„Hast du wirklich nie gewünscht, eine deiner Maschinen tatsächlich herzustellen?"

Der Ingenieur wurde ein bißchen verlegen. „Ja, weißt du, manchmal, wenn ich bei einer Fabrik stehe und die vielen Maschinen arbeiten sehe, da überkommt mich schon das Verlangen, selbst alle diese Maschinen erdacht zu haben, mitten unter ihnen zu sein, wie ich abends meine Pläne um mich habe, all dies lebende Eisen mit der Hand zu berühren, die Maschinen dann wieder stillstehen zu lassen und sie nach Belieben in Gang zu setzen, mit einem Wort, all das im Leben

zu sehen und nicht bloß in Gedanken. Aber das kommt nur selten vor," entschuldigte er sich, „wenn ich nach Hause komme, bin ich wieder derselbe wie früher."

Der Musiker führte aber sein Thema weiter. „Bei dieser Maschine, die Kraft in sich erzeugt, im Verhältnis zu ihrer Größe wahrscheinlich überraschend viel Kraft erzeugt, kommt noch die Möglichkeit hinzu, diese Kraft nicht allein durch ihr Funktionieren auszudrücken, sondern sie noch in etwas Höheres, in Bewegung riesiger Massen, in Schnelligkeit umzusetzen. Diese Wirkungen der Kraft kann dir nur die Wirklichkeit zeigen."

Der Ingenieur kritzelte mit einem Bleistift am Rande der Zeichnung herum, bis die Skizze eines Automobil-Chassis zu erkennen war. „Siehst du, Alfred, so habe ich mir die Sache auch gedacht. Mit einem Automobil, in das eine solche Turbine eingebaut ist, könnte man bei dem leichten Gewicht der Maschine fabelhafte Schnelligkeiten erzielen. Aber ich kann mir Schnelligkeiten nicht gut vorstellen, ich habe nie in meinem Leben einen Rennwagen gesehen. Dies ist auch die erste Maschine von mir, bei der ich an die Erzeugung von Schnelligkeit gedacht habe. Und darum bin ich auch, wie du gesehen hast," es kostete ihm sichtlich Mühe, das einzugestehen, „hier meiner nicht ganz so sicher wie sonst. Ich fürchte mich beinahe, daß ich nicht wie gewöhnlich mit der Vollendung der Zeichnungen befriedigt bin und sie weglege."

Alfred merkte, daß sein Freund bereits zu schwanken begann; das mußte vorsichtig ausgenutzt werden. „Da geht es dir ebenso wie dem Dichter, mit dem du dich vorhin verglichen hast. Manchmal bekommt er auch

Sehnsucht nach dem Leben, legt seine Papiere zusammen und geht hinaus; er will nicht bloß mit geschlossenen Augen sehen, nein, er will das Leben mit seinen Händen greifen, als Handelnder körperlich im Brennpunkt der Ereignisse stehen und von ihnen auch gegen seinen Willen mit fortgerissen werden."

„Der Dichter hat es viel einfacher," wendete der Ingenieur ein; „wenn er sich und seine Figuren körperlich vor sich sehen will, so kann er ja sein Werk für Schauspieler schreiben..."

„Wenn du wüßtest, um wieviel ein Bühnenwerk mehr trägt als der beste Roman, würdest du den dramatischen Dichtern nicht solche ideale Motive unterschieben."

„Du mußt das besser wissen, du verkehrst ja viel mit solchen Leuten."

Der Musiker ging nun direkt auf sein Ziel los. „Nun, ich nehme an, du hättest den Motor nach deinen Plänen wirklich herstellen lassen. Die Fabrik probiert ihn aus, er funktioniert tadellos, man setzt ihn in ein Automobil-Chassis und erreicht damit ungeahnte Geschwindigkeiten. Müßte das für dich nicht wunderbar sein, mitgerissen zu werden von dem sausenden Wagen und dabei das Bewußtsein zu haben, daß alle diese Kraft dein Werk ist, von dir erschaffen und erdacht..."

Man sah, wie sich der Ingenieur in die Vorstellung hineinlebte. Dann wurde er wieder ängstlich. „Nein, ich möchte nicht mitfahren. Ich will nicht, daß vielleicht mein eigenes Werk stärker ist als ich selbst. Ich möchte nicht einmal zusehen. Ich möchte bloß hören, daß mein Wagen tatsächlich schneller ist als alle

anderen. Dann könnte ich wieder ruhig zu meinen Zeichnungen zurück..."

„Oder man baut die Turbine in einen Aeroplan..."

„Ich habe noch nie einen Aeroplan gesehen, kann daher auch den Wert meines Motors in dieser Hinsicht nicht genau beurteilen. Da müßte ich erst einige Pläne durchstudieren. Glaubst du, daß mein Motor auch da eine Verbesserung bedeuten könnte?"

„Nirgends mehr wie hier. Du solltest nur einmal so eine Maschine sehen, dann würdest du nichts anderes mehr konstruieren. Wir haben heute nichts Gewaltigeres, nichts, was in uns mehr das Gefühl des Sieges aufkommen läßt als so ein Luftfahrzeug. Die Zeitungen vergleichen es immer mit einem Riesenvogel. Aber das ist nicht treffend."

„Die Zeitungsschreiber haben keine Zeit, über gute Vergleiche nachzudenken..."

„Man darf es nicht mit einem Tiere vergleichen oder die Nachahmung betonen. Das schmälert die Wucht des Eindruckes. So eine Maschine ist die gewaltigste Inkarnation des Menschengeistes, der sich hier als sinnfälligste Kraft, als Sieger über stärkste Naturkraft offenbart. Sie hat uns einen unbegrenzten Raum neu erschlossen und dabei unsere Begriffe von Raumdistanz aus den Fugen gerissen. Wir müssen auf die Märchen unserer Jugend zurückgreifen, um uns vorstellen zu können, daß ein Mensch im Tempo von 180 Kilometern von einer Hauptstadt zur anderen fliegt."

Der Ingenieur hatte mit größtem Interesse zugehört, dann sagte er ganz überzeugt: „Ich möchte meinen Motor nur in einen Aeroplan einbauen.

Wenn ich schon eine Maschine von mir losmache, sie in die Welt hinaussende, dann will ich sie in das weiteste Reich senden, das uns Menschen zu Gebote steht. Sie soll höher und weiter kommen als alle anderen ... meine Maschine ... Spiel wieder auf der Geige ... rede zu dir, ich will allein sein ..."

Der Musiker nahm sein Instrument, der Ingenieur die Pläne, und beide begannen sich zu erzählen, erzählten lange und in geheimen Worten, die nur sie selbst verstanden, bauten gläserne Wohnungen für ihre Wünsche, sandten ihre Hoffnungen weit hinaus auf die Straßen und öffneten ihnen alle Türen; als sie erfüllt heimkehrten, bereiteten sie ein prunkvolles Gastmahl, bei dem sie Gastgeber und einziger Gast waren; ein unendlicher Tag schien ihnen geschenkt, und sie riefen die Nacht nur, weil sie müde wurden, weil es alle Menschen einmal nach Nacht verlangt.

Lange Zeit blieben sie dann still, sahen sich an und freuten sich, daß sie beisammen waren. Endlich löste der Ingenieur das Schweigen.

„Ich möchte meine Pläne nicht in einer Zeitschrift veröffentlichen. Bisher haben nur wir beide sie gesehen, und ich scheue mich, schäme mich vor den vielen Menschen, die sie dort betrachten. Du kannst ja auch nicht vor einem großen Publikum so spielen, wie du vor mir spielst."

„Also, was soll mit den Entwürfen geschehen?"

„Ja, wenn es nach meinen Wünschen ginge, müßte der Motor in drei Tagen fertig sein und gleich mit dem Aeroplan fliegen. Bisher war ich es so gewöhnt: wenn eine Zeichnung beendet war, stand die Maschine auch schon vor mir. Jetzt, wo ich alles in die Wirklich-

keit übertragen soll, scheint es mir so schwer, daß ich mich beinahe davor fürchte. Hilf du mir, wenn du mich schon dazu treibst..."

„Du gibst mir die Pläne, und ich trage sie zu einem Patentanwalt."

„Sehen sie dort viele Menschen?"

„Ich glaube nicht. Aber es dürfte einige Zeit dauern. Dann bieten wir die Sache einer Fabrik an."

„Müssen wir dafür etwas verlangen?"

„Natürlich, sonst hält man alles für einen Schwindel. Das wäre genau so, wenn ein Dichter sein Stück einem Theater anbietet und von vornherein auf alle Tantiemen verzichtet. Kein Mensch würde ihn und sein Werk ernstnehmen. Wir müssen sogar eine ziemlich hohe Summe verlangen, damit die Leute auf die Wichtigkeit unserer Patente aufmerksam werden."

„Mach es, wie du am besten glaubst. Ich überlasse alles dir." Der Ingenieur rollte die Pläne zusammen, nicht ohne jeden noch einmal liebevoll betrachtet zu haben, und verpackte sie dann so, als müßten sie einen Überseetransport aushalten. Eine Weile sprachen sie noch von gleichgültigen Dingen, rauchten ihre Zigarren zu Ende; dann verließ der Musiker seinen Freund.

Der Ingenieur blieb beim Tisch sitzen und sah scheu im Zimmer herum, als hätte sich etwas verändert, als wäre etwas verschwunden, um nie mehr wiederzukehren. Fremd erschien ihm alles, seit ihn der Freund mit den Zeichnungen verlassen hatte. Er nahm Papier zur Hand, zeichnete etwas, beinahe ohne hinzusehen, und gestaltete es aus. Es war ein Aeroplan, so wie er ihn in den Zeitschriften abgebildet gesehen hatte, ein älteres Modell, plump und schwer-

fällig. Dann hielt er die Zeichnung mit ausgestrecktem Arm vor sich, und die Maschine bekam Leben, das Papier weitete sich zum Himmel, das Surren des Propellers wurde hörbar; er riß den ganzen Apparat nach aufwärts, man konnte ihn kaum mehr verfolgen, schon war er verschwunden, nur das Motorgeräusch hallte noch lange nach. Einige ältere Herren traten näher und beglückwünschten den Konstrukteur, eine Menschenmenge flutete näher, man schrie und winkte, es war ein Jubel, wie man ihn noch nie gehört hatte. Dann wurde es wieder still und düster, der Ingenieur zerknüllte das Papier, stützte den Kopf in beide Hände und sah traurig auf den Tisch. „Mein Motor ist weg, man wird ihn zerstören... nie mehr wird er so leben wie früher," seufzte er leise vor sich hin. „Hätte ich ihn doch nie von mir weg in die Welt geschickt..."

Die stille Ruhe war aus dem Hause des Ingenieurs gewichen. Er arbeitete wohl hie und da an einer Zeichnung, entwarf manche kleine Maschine, aber es freute ihn nicht recht, er sah alle Arbeiten kritisch an, prüfte sie eingehend auf ihre praktische Verwendbarkeit, fand alle möglichen Mängel an ihnen, ohne diese verbessern zu können, und warf dann die Zeichnung unbefriedigt in die Kiste. Jeden zweiten Tag besuchte er seinen Freund, quälte ihn mit Fragen nach dem Gang der Patentverhandlungen, klagte über seine Unruhe zu Hause und verlangte Rat. Der Musiker bemühte sich nach Kräften, seinen Freund zu beruhigen, und es schien auch zu gelingen. Er hatte wieder ein paar Themen gefunden, die ihn sehr interessierten, und an denen konstruierte er herum, als hätte er immer nur für sich allein gearbeitet.

Erst gegen das Ende der Einspruchsfrist befiel ihn wieder die Aufregung, irgend jemand könnte noch im letzten Moment mit einem Einspruch hervortreten. Aber alles lief gut ab, und an einem Abend kam der Musiker mit den Plänen wieder zurück. Der Ingenieur hätte sie am liebsten versperrt und nie wieder herausgegeben, und es bedurfte langen und eindringlichen Zuredens, um ihn zum Einhalten seiner Entschlüsse zu bewegen. Alfred hatte sich bereits erkundigt, welche Fabrik am ehesten für solche Neukonstruktionen Interesse hatte, und dorthin schickten sie die Pläne. Das Begleitschreiben hatte auch der Musiker verfassen müssen, denn der andere stand solchen Dingen wie ein Kind gegenüber.

Die einlaufenden Zeichnungen wurden jeden zweiten Tag dem Chef des Konstruktionsbureaus vorgelegt, der sie durchsah und prüfte. Meist handelte es sich um belanglose Sachen, bei denen ein Blick über Wert und Unwert entschied. Eine Anzahl Stücke hatte er schon erledigt, als er an das umfangreiche Paket des Ingenieurs kam. Neugierig breitete er die Zeichnungen vor sich aus, ohne sich sofort zurechtzufinden, denn sie waren nicht nach der üblichen Art und Weise angelegt, wie er und seine Leute im Bureau es gewohnt waren, sondern die Darstellung verfolgte hier eine alte und wenig übersichtliche Methode. Aber je mehr er in die Einzelheiten eindrang, desto stärker interessierte ihn das Projekt. Er rief einen seiner Ingenieure herbei und besprach mit ihm die Konstruktion. Sie studierten alles bis ins kleinste Detail und gelangten zu der Ansicht, daß der Einsender, ein

Mann von unbekanntem Namen, offenbar nicht im geringsten mit praktischen Erfordernissen vertraut sein konnte. So hatte er auf die Ölleitungen vollkommen vergessen, Zubehörteile waren von unmöglichen Dimensionen, aber das Grundprinzip war von geradezu verblüffender Einfachheit und nach allen Richtungen mit zwingender Folgerichtigkeit ausgebildet. Man mußte mit dem Manne unbedingt in Verhandlungen treten.

Als der Musiker den Vertrag las, den Oberingenieur Werner in Vertretung der Austria-Automobilwerke mit Herrn Ingenieur Pacher abgeschlossen hatte, da wollte er am liebsten das Papier zerreißen. Das Patent war um einen lächerlichen Preis in den Besitz der Firma übergegangen, der Ingenieur hatte aber die Verpflichtung, gegen ein im voraus erlegtes Honorar (man hielt ihn offenbar für einen armen Teufel) alle Arbeiten bis zur Fertigstellung des Motors zu überwachen. Nur ein so weltfremder Mensch wie Pacher konnte derartige Bedingungen überhaupt in Erwägung ziehen. Der Ingenieur war ganz erstaunt über den Tadel seines Freundes; er hatte geglaubt, einen glänzenden Vertrag erhalten zu haben.

Am nächsten Tag kam er zum erstenmal in das Konstruktionsbureau. Die Herren empfingen ihn sehr freundlich, machten ihn aber auf so viele Mängel seiner Zeichnungen aufmerksam, daß ihm ganz wirr im Kopfe wurde, und als er ins zweite Bureau eintrat, wo er mit den jungen Technikern die Pläne überarbeiten sollte, da befiel ihn vollständige Mutlosigkeit. In einem so unfreundlichen, kahlen Raum, in

Gegenwart fremder Menschen war ihm jede, auch die kleinste Arbeit unmöglich. Er bat daraufhin den Oberingenieur, die notwendigen Veränderungen allein zu Hause machen zu dürfen, was dieser ihm vollkommen freistellte.

Die alte Johanna wunderte sich über sein verstörtes Aussehen. Er grüßte kaum, warf die mitgebrachten Zeichnungen in eine Ecke und setzte sich in stumpfem Hinbrüten zu dem leeren Tisch. Da hatte er gehofft, schon heute mit den Zeichnungen in natürlichem Maßstab beginnen zu können, und statt dessen warf man ihm Konstruktionsfehler vor, ließ ihn in vielleicht wochenlanger Arbeit alles umändern und neu entwerfen... So schön hatte er den Motor schon vor sich gesehen, arbeitend, ohne Mangel, wie alles, was er bisher konstruiert hatte... warum mußte er auch hinausziehen in die Wirklichkeit... für ihn hatte der Motor gelebt, warum trug er ihn unter die Leute... daß sie ihn mangelhaft, schlecht fanden, seinen Motor... Nun ja, er konnte eben nicht ordentlich konstruieren, das kam ihm jetzt zu Bewußtsein. Was er bisher gemacht, das war alles Stümperei, voll von Fehlern, war nie in Funktion zu bringen, wie er es sich immer eingebildet hatte. Jetzt war er endlich darüber aufgeklärt. Er öffnete die Kiste, wo seine alten Pläne lagen, nahm einige heraus und suchte angestrengt nach Fehlern. Kleine Unrichtigkeiten gab es häufig, und wo keine zu finden waren, da wurde er noch aufgeregter, hielt sich jeder korrekten Beurteilung unfähig, zog den Plan hin und her wie ein ungeduldiges Kind; der Zorn ergriff ihn, er riß das Papier auseinander und warf es in den Ofen. Eine zweite

Zeichnung folgte nach und eine dritte, als Alfred eintrat.

Der Musiker war schon beim Eintreten von Johanna darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Herr heute schlechter Laune war, aber eine solche Erregung hatte er an seinem Freund noch nie gesehen. Als der Ingenieur den Gast bemerkte, hielt er in seiner Tätigkeit inne und schämte sich, wie wenn ein Schulknabe bei etwas Verbotenem ertappt wird. Durch den freundlichen Zuspruch Alfreds legte sich seine Aufregung, und er wies auf die zerrissenen Pläne hin.

„Das ist alles schlecht, voll von den gröbsten Fehlern, aber ich Narr habe immer an mich geglaubt, war mit mir zufrieden, ohne mich zu erkennen. Erst jetzt sind meine Augen offen, jetzt weiß ich, wie wenig ich kann..." Dann erzählte er von seinen Erlebnissen in der Fabrik, wie enttäuscht er in seinen Hoffnungen war, wie ihn der Hinweis auf die Mängel der Konstruktion niedergedrückt hatte.

Der Musiker richtete ihn auf, vertröstete ihn auf den unausbleiblichen Erfolg und erinnerte ihn daran, daß er doch selbst einmal erklärt hatte, seine Konstruktionen wären selten ganz ausgearbeitet und frei von kleinen Fehlern.

Der Ingenieur fuhr wieder auf. „Ja, das habe ich gewußt, aber ich habe es nicht geglaubt, oder besser gesagt, ich habe es nicht beachtet, denn alle meine Maschinen gingen... keine versagte jemals... darum war ich so stolz auf sie... die kleinen Fehler konnten ihnen nichts anhaben... so schön gingen sie... und so begann ich immer neue Arbeit, denn ich wußte schon im voraus, daß sie mir Erfolg brachte... jetzt sehe

ich, keine kann vor der Wirklichkeit standhalten ... nur in meiner Einbildung lebten sie ..."

„Aber diese Maschine hier," tröstete ihn Alfred, „wird alle Proben bestehen. Die verlangten Änderungen sind in kurzer Zeit erledigt, dann beginnt man zu bauen, man probiert sie aus, ist verblüfft von ihrem Gang, man setzt sie in den Aeroplan ein ... ich verspreche dir, du wirst daran mehr Freude haben als an allen anderen Entwürfen."

Der Ingenieur schüttelte den Kopf. „Wenn ich den Motor nicht schon in Gang gesehen hätte, würde ich nicht mehr glauben, daß er überhaupt praktisch zu brauchen ist. Aber du weißt ja, wie wir alle sind, wir träumen gern, denken gar nicht an die Wirklichkeit und hoffen doch immer, daß sie zu uns kommt wie ein unerwartetes Geschenk. Aber es rächt sich, wenn wir nicht warten, sondern entgegengehen wollen ..."

Nach einer Woche kam der Ingenieur wieder in die Fabrik und brachte die verlangten Änderungen. Sie waren aber auch diesmal so unpraktisch ausgeführt, daß die Techniker sie zum großen Teil umarbeiten mußten. Um diese doppelte Arbeit zu vermeiden, erklärte man dem Ingenieur, man würde einfach hier alle Detailkonstruktionen ausführen und ihm nach endgültiger Fertigstellung zur Begutachtung vorlegen. Er war damit zufrieden, es machte ihn direkt froh, die Pläne längere Zeit nicht zu Gesicht bekommen zu können.

Dadurch begann er sich auch in seinem Heim wieder wohler zu fühlen, er zeichnete an verschiedenen Entwürfen, aber immer stand noch eine gewisse Angst

hinter ihm, ob alles auch wirklich tadellos ausgeführt war. Das sorglose Schaffen war von ihm gewichen, er hatte zu tief in die Wirklichkeit geblickt. Auch lastete auf ihm die Ungeduld, wie weit man in der Fabrik an seinen Arbeiten vorgeschritten war; er ging öfters hinaus, fragte darnach und war sehr enttäuscht, daß man ihm noch immer nichts Vollendetes vorlegen konnte.

Als es endlich doch so weit war, als er zu Hause ein Blatt nach dem anderen durchging, erschrak er fast, wie fremd ihm alles geworden war. Seine Gedanken waren verwischt oder gar nicht mehr angewendet, der Stil der Zeichnungen war nicht mehr der seine, er orientierte sich schwerer, obwohl die Anlage übersichtlicher war, fremde Ideen zeigten sich überall, nur das Grundprinzip gehörte noch ihm. Sein Interesse daran war so gering, daß er die Pläne ruhig liegen ließ und an einem vor einigen Tagen begonnenen Entwurfe weiterarbeitete.

Als er aber am nächsten Morgen die Zeichnungen nochmals prüfte und einsehen mußte, wie reif und klar alles war, bereit, in Körperlichkeit umgesetzt zu werden, da überkam ihn doch das Verlangen, seine Maschine einmal draußen vor den Menschen zu zeigen. Vor aller Augen sollte der Motor seine Kraft beweisen, nicht bloß hier in einem kleinen Zimmer; Tausend sollten es sehen, wie er jeden anderen an Stärke und Sicherheit übertraf. Einmal sollte sein Erfinder triumphieren, einmal wollte er es auskosten, was Beifall und Begeisterung war. Einmal rief ihn das Leben, und er mußte folgen.

Er studierte die Pläne so eifrig, daß er sie schon

zwei Tage darauf in der Fabrik als vollkommen in Ordnung vorlegen konnte. Eine kleine Ernüchterung brachte ihm noch die Mitteilung, das Herstellen der einzelnen Teile bis zu ihrer Montage würde mindestens zwei Monate erfordern. Aber er nahm sich vor, stets anwesend zu sein, um zu sehen, wie sich seine Ideen vom ersten Auftauchen bis zur vollkommenen Durchbildung hier leibhaftig und körperlich in gleicher Weise entwickelten wie in seinem Geist; wie langsam aus einem ungeformten Stück Stahl irgendein geistreich erdachter Bestandteil seines Apparates wurde, wie immer mehr solcher Teile fertig dalagen, bereit, sich in den Dienst der Kraft zu stellen, die von ihnen in ihrer Gesamtheit erzeugt wurde, ihre Summe war und ihre Herrscherin.

Die ersten Tage weilte der Ingenieur von früh bis abends in der Fabrik. Der viele Lärm machte ihn etwas nervös, er hörte die Maschinen viel lieber von weitem arbeiten, wie zu Hause in seinem Zimmer oder wenn er bei einem Spaziergang in der Nähe einer Fabrik stehen blieb. Auch schien es ihm anfangs sonderbar, wie viele Menschen zur Bedienung der Maschinen notwendig waren; bei *den* Maschinen, die er sich zu Hause ausgedacht hatte, stand nur immer er allein. Manchmal fühlte er sich in dem ganzen Trubel von Motoren, Transmissionen, Werkzeugmaschinen, Aufsehern und Arbeitern so unbehaglich, daß er am liebsten geflüchtet wäre; er erinnerte sich, wie still sein Leben gewesen war, wie nichts Widriges in seine Sinne eindringen konnte, und ein Verlangen meldete sich, alles hier zu verlassen und wieder zu *seinen* Maschinen heimzukehren, die brachliegen

mußten um der einen willen, die hinaus zu den Menschen gesendet worden war.

Trotzdem brachten ihm die ersten Stücke seines Motors, die aus der Gießerei kamen, ziemliche Freude. Er wollte bei der Bearbeitung selbst mit Hand anlegen, um ja rasch vorwärts zu kommen, erreichte aber gerade das Gegenteil, so daß er die Arbeit wieder den geschulten Formern und Drehern überlassen mußte. Je mehr er die fremden Hände am Werke sah, desto fremder wurde es wieder ihm, mochte er sich auch hundertmal einreden, daß es gar nicht anders möglich war, daß er, der Konstrukteur, niemals die manuelle Fertigstellung selbst durchführen konnte, schon deshalb nicht, weil dazu die Kräfte eines einzigen nicht ausreichten. Auch langweilte es ihn jetzt, alle Gedanken, die ihn bei der Konstruktion des Motors geleitet hatten, hier langsam wieder auftauchen zu sehen, wenn auch lebendig und in Masse umgeformt, und dies berührte ihn um so tiefer, als er sich gerade auf diesen allmählichen Übergang zur Wirklichkeit schon im vornherein sehr gefreut hatte.

Er klagte dies alles seinem Freunde Alfred, der ihn aber auch hier wieder auf Analogien hinweisen konnte.

„Wie oft hat man es schon erlebt, daß Dichter oder Komponisten den letzten Proben nicht mehr beiwohnen konnten aus Überdruß vor ihrem eigenen Werk? Dir geht es genau so, die Arbeit des Dichters ebenso wie die des Konstrukteurs ist in dem Augenblick beendet, wo das Werk fertig geschrieben oder gezeichnet vor ihm liegt. Wenn er es einmal aus der Hand gibt, besteht zwischen beiden beinahe keine innere Beziehung

mehr, außer der unvermeidlichen Hoffnung auf Erfolg. Die Übersetzung in die Wirklichkeit besorgen dort die Schauspieler und bei dir die Techniker und Arbeiter."

„Bisher habe ich mit allen Konstruktionen Erfolg gehabt, denn sie machten mich zufrieden. Ich hätte nicht nach äußerem Erfolg streben sollen... wäre ich doch genügsam geblieben..."

„Sei nicht so mutlos. Jetzt bist du einmal ins Leben hinausgetreten, bleibe auch draußen und suche an ihm deine Kraft zu messen. Das wird dir Lust zu neuer Arbeit schaffen..."

Als die letzten Bestandteile des Motors auf die Drehbank kamen, erschien der Ingenieur wieder häufiger und am Schluß jeden Tag. Die Techniker im Bureau ärgerten sich bisweilen über ihn, weil er immer dem endlichen Erfolg so skeptisch gegenüberstand, und einer fragte ihn einmal geradeaus: „Herr Ingenieur, wenn Sie schon auf ihr eigenes Werk so wenig Hoffnung setzen, warum haben Sie es uns dann zum Bau übergeben?" Er wußte darauf wirklich keine Antwort. Übrigens war alles in der Fabrik von einem Erfolg des Motors überzeugt.

Bei der Montage war der Direktor selbst anwesend und verfolgte die Arbeit mit großem Interesse. Dann bat er den Ingenieur zu sich in sein Bureau zu einer Besprechung.

Der Musiker war gerade von einer Probe heimgekehrt, als sein Freund beinahe atemlos zur Tür hereinstürzte. Er war erregter als je.

„Was ist denn los?"

„Also, ich habe heute mit dem Direktor eine lange Unterredung gehabt. Er hat mir den Antrag gestellt, wenn mein Motor einmal fabriksmäßig hergestellt werden kann, als Oberingenieur mit hohem Gehalt in die Fabrik einzutreten."

„Nun, und du..."

„Ich habe zuerst überlegt, aber er ließ mich nicht los; er erklärte mir, mein Motor würde dann in Serien zu hundert Stück erzeugt, ich könnte mir das Personal dazu auswählen, wie ich wolle, ich hätte eine glänzende Zukunft in seiner Fabrik... und ich sagte endlich ja. Ich weiß selbst nicht, warum, vielleicht, weil ich der Überredung nicht gewachsen bin. Ich kann die Fabrik nicht mehr sehen, seit ich an sie gebunden bin, will von den Maschinen und Leuten dort nichts mehr wissen, weil ich sie jetzt alle Tage um mich haben muß, verstehst du mich, muß. Ich will für mich arbeiten, allein, zu Hause... Denk' nur, wenn der Motor Erfolg hat, erwarten die Leute dann noch viel mehr von mir; ich muß heute schon darüber nachsinnen, was ich nach dem Motor wieder Großes erfinden soll, um die auf mich gesetzten Erwartungen nicht zu täuschen; zu allem, was ich tue, werde ich jetzt gezwungen werden; ich kann mich natürlich weigern, aber ich werde doch dem Zwang nachgeben... und ich kann nichts schaffen unter Zwang... ich passe nicht hinaus in die Welt, ich will nur für mich allein da sein... Du weißt, wie glücklich ich immer gewesen bin... und doch, als mir der Direktor den Antrag machte, war ich einen Moment lang gar nicht zufrieden damit, ich wollte selbst an seiner Stelle sein, alles leiten und dirigieren, das alles, was mir so

fremd ist und das ich hasse... Mich ekelt es vor allem da draußen, und dieser Ekel zieht mich an, läßt mich nicht los, zwingt mir alles wieder auf... Darum vielleicht habe ich auch ja gesagt... habe mich aus Furcht vor dem Zwang dem Zwang unterworfen; ich bin ja nicht stark genug, um solchen Einflüssen zu widerstehen... ich war ja nie früher draußen... und jetzt kann ich nicht mehr zu mir..."

Der Musiker hielt es für das Beste, auf die Worte seines Freundes nicht weiter einzugehen, um ihn nicht noch mehr aufzuregen, und fragte ihn nur, wann der Motor endlich ausprobiert würde.

„Heut wird die Montage fertig, und morgen vormittag setzen wir ihn in Gang."

„Also gut, verständige mich von dem Erfolg, und abends komme ich jedenfalls zu dir."

Der Ingenieur eilte wieder in die Fabrik, um die Montage zu überwachen. Einzelne Teile paßten nicht ganz genau, und man hatte deshalb den Motor in den großen Arbeitssaal gebracht, um die notwendigen Werkzeugmaschinen gleich bei der Hand zu haben. Da standen in Reihen die Drehbänke, die Fräse- und Bohrmaschinen, überall surrten die Transmissionen, die Luft war erfüllt von Öldampf und feinstem Staub. Aus der Bremsstation herüber hörte man das Brüllen der in Probe befindlichen Motore, das den Unterton gab für das hohe Summen und Kreischen der Arbeitsmaschinen. Der Boden war glitschig von ausgeworfenem Öl, die Arbeiter standen da in schmutzigen Kitteln, die Hände rauh und zersprungen, begleiteten ihre Tätigkeit manchmal mit rohen Scherzen oder arbeiteten stumpf und freudelos wie ihre Maschinen,

gingen unter in der gewaltigen Summe von Arbeit, die hier geschaffen wurde.

Als der Ingenieur eintrat, richteten sich alle Blicke auf ihn, denn es war bekannt, daß er der Konstrukteur des neuen Motors war, dessen Anfertigung vom Anfang bis zum Ende so geheimgehalten wurde, um Unberufenen den Einblick in die Konstruktion zu verwehren. Der Ingenieur wich scheu den Augen aus und ging langsam und verlegen weiter, wie alle Leute, die nicht gewohnt sind, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit fremder Menschen zu sein.

Der Motor war bereits fertig zusammenmontiert, als der Ingenieur hinzukam. Zum erstenmal sah er jetzt einen seiner Entwürfe körperlich vor sich. Er betrachtete ihn lange und schweigend. Das war also das Resultat vielmonatlicher Arbeit, oder vielmehr der Arbeit seines ganzen bisherigen Lebens. Aus allen seinen Phantasien heraus, aus so vielen Plänen und Entwürfen war nun dieser eine, letzte, verwirklicht. Für ihn hatte er alles hergegeben, was ihn fern von der Welt in einem glücklichen kleinen Kreis gefangen hielt, und der Motor sollte nun ihn, seinen Schöpfer und Herrn, hinausführen in ein unbekanntes, weites Gebiet. Da lag der Motor da, ein kaltes, totes Stück Eisen, ungewiß über sein Schicksal; vielleicht schlug er morgen die Augen auf, bekam Leben, wirbelndes, starkes Leben ... oder er blieb stumm, kühl und regungslos wie jetzt ... niemand konnte Bescheid geben. Der Ingenieur ging um den Motor herum, befühlte ihn, drehte die beweglichen Teile. Was bedeutete ihm dieser Block aus Eisen? Eine Ungewißheit, einen Schnitt durch sein ganzes bisheriges Leben,

vielleicht einen Erfolg. Und was konnte ein Erfolg bieten... ein paar stolze Minuten, ein paar frohe Tage, und dann Zwang und Unruhe. Neues und Ungewisses brachte er, gab nie Altes wieder zurück, stellte nie eine glückliche Vergangenheit wieder her. Wozu also diese ganze aufgewendete Arbeit... wozu das Leben ändern, wenn es so gut war wie bisher? Fragend blickte der Ingenieur auf den Motor. Aber er erhielt keine Antwort. Geformtes Metall ist nicht dazu da, um mit den Menschen zu reden. Es ist nur ein stummer Diener.

Ein paar Arbeiter hoben den Motor auf und trugen ihn in einen Nebenraum, wo das kleine Gerüst stand, auf dem er während der Erprobung und Einregulierung befestigt werden sollte. Der Ingenieur folgte, nachdenklich und mit gesenktem Haupt. Die Montage auf das Gerüst war bald geschehen, die Leute gingen hinaus, und der Ingenieur sperrte den Raum ab.

Der Musiker wartete den ganzen Vormittag auf seinen Freund, aber vergeblich. Endlich, am späten Abend, kam der Ingenieur, ganz still, aber mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen.

„Also, wie ist die Erprobung abgelaufen?"

Der Ingenieur wollte offenbar alles langsam erzählen, aber er konnte sich nicht mehr halten, stürzte auf Alfred los, drückte ihm beide Hände und sah ihn glücklich an.

„Du mußt es mir glauben, es ist wirklich wahr... der Motor geht nicht, kann nicht gehen... Wir haben den ganzen Vormittag herumprobiert, jede Möglich-

keit eines Defekts beseitigt, alle Ingenieure der Fabrik suchten nach Ursachen, aber die Maschine blieb stets nach ein paar Umdrehungen stecken. Endlich holte ein junger Techniker ein Lehrbuch, schlug einige Diagramme auf, wir rechneten und rechneten, und so fanden wir: bei einer gewissen Tourenzahl mußten die verbrannten Gase so nach außen gedrängt werden, daß immer ein Teil im Explosionsraum verblieb und das Zuströmen des frischen Gasgemisches hinderte. Ein prinzipieller Fehler, der nicht zu beseitigen ist. Man drückte mir bedauernd die Hand und ließ mich gehen. Und ich komme nie wieder, ich baue nur mehr für mich wie früher. Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin."

Der Musiker fühlte, daß er mit seinen Ratschlägen seinem Freunde keinen Dienst erwiesen hatte. Man durfte solche Leute nie und nimmer ins Leben stoßen, man nahm ihnen alles und gab ihnen dafür nur Ungewißheit.

„Du mußt mir verzeihen, wenn ich der Grund zu allen diesen Ereignissen war, aber..."

Der Ingenieur unterbrach ihn rasch. „Was du zu mir gesagt hast, hätte mich nie zu einem Entschluß bestimmen können, wenn nicht etwas in mir ebenso gesprochen hätte wie du. Alle deine Worte lagen in mir und hätten von selbst zu sprechen begonnen, wenn du sie nicht geweckt hättest. Wir hören manchmal in uns fremde oder längst vergessene Stimmen; sie erscheinen uns neu und lockend, drum folgen wir ihnen wider unsern Willen. Jetzt sind sie verstummt, ich kehre wieder heim, nichts regt sich in mir, das mich noch hinausdrängen könnte. Komm mit mir, ich werde

heut zum erstenmal wieder wirklich zu Hause sein; da möchte ich dich nicht entbehren."

Als das Nachtmahl zu Ende war, ließ sich der Musiker die Geige geben und spielte. Der Ingenieur hatte mittlerweile die Kiste mit den Plänen ausgeräumt, sah sie alle durch, nickte oft zustimmend mit dem Kopfe und packte dann alles schön geordnet wieder ein. Aus dem Schreibtisch holte er sich ein Stück Papier und begann etwas zu skizzieren. Der Musiker hielt einen Moment inne, die beiden Männer sahen sich lächelnd an und nahmen dann wieder ihre Tätigkeit auf, ohne daß einer auf den anderen viel geachtet hätte.

Expreßzug Wien—Nizza

Expreßzug Wien–Nizza

Obwohl der Expreßzug ziemlich stark besetzt war, hatten sich nur wenige Menschen zur Begleitung in der Bahnhofhalle eingefunden. Bloß beim zweiten Waggon stand eine kleine Gruppe von Herren und Damen um einen großen, eleganten, etwas kränklich aussehenden Herrn herum. Die Unterhaltung war die bei solchen Anlässen übliche, und nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht bemerkt, daß die gelegentlichen heiteren Bemerkungen etwas erzwungen klangen, und daß geflissentlich jede Anspielung auf die Dauer der Abwesenheit und auf spätere Rückkehr vermieden wurde. Der Reisende, dem die Begleitung galt, griff selten in die Unterhaltung ein, nickte hie und da mit dem Kopfe, sah oft angestrengt in die Halle zurück, als wollte er sich ihren Anblick einprägen, machte dann einen scheuen Seitenblick auf die große, transparente Uhr, und das Fortschreiten der Zeit ließ ihn zusammenzucken. Endlich entschloß er sich, den Waggon zu betreten, aber das Hinaufsteigen über die hohe Stufe schien ihm mehr Mühe zu bereiten, als man bei einem kaum dreißigjährigen Manne annehmen konnte. Eine der Damen glaubte etwas sehr Witziges zu sagen, als sie ihn fragte: „Sollen wir Ihnen vielleicht helfen, alter Herr...“ aber die Bemerkung fand als Echo nur peinlich berührte Mienen und verlegenes Schweigen. Der Kondukteur warf die Kupeetüren zu, und in dem kleinen

Raum gab das einen Widerhall, als würden schwere Eisentüren geschlossen. Von der Lokomotive ging ein leichtes Schnauben und Zischen aus, die Ungeduld eines schnellen Renners, der ins Freie hinausstürmen will.

In die Gruppe beim zweiten Waggon kam jetzt etwas Bewegung, man schüttelte sich die Hände und wünschte angenehme Reise und gute Fahrt. Das schrille Abfahrtssignal brach bald die Unterhaltung ab.

Die Zurückbleibenden sahen eine Weile dem ausfahrenden Zuge nach, dann gingen sie langsam dem Ausgange zu. „Armer Kerl," sagte der eine; der andere wendete ein „Vielleicht doch" ein, und der dritte schüttelte traurig den Kopf: „Nichts zu machen." Die Damen glaubten durch Schweigen ihre Teilnahme ausdrücken zu müssen, und erst unten auf der Stiege ergriff eine von ihnen das Wort, um zu fragen, ob man im Bahnrestaurant speisen oder in die Stadt fahren sollte. Die Erörterung der Frage dauerte einige Zeit, denn man war froh, ein Gesprächsthema gefunden zu haben.

Der Zug stolperte über die vielen Weichen, die vergeblich seinen Lauf aufzuhalten suchten, bald war er aus den Bahnhofsanlagen heraus und fuhr auf hohem Damm wie ein Sieger durch die Stadt. Der Reisende, der seinen Begleitern noch lange mit der Hand gewinkt hatte, zog jetzt das Fenster auf, um sich vor dem fröstelnden Luftzug zu schützen, und ließ nur einen kleinen Spalt oben für seine Augen offen. Leichter Abenddunst lagerte schon über der Stadt, aber seine Augen durchdrangen ihn, suchten jede Straße, jedes Haus zu erkennen, erfaßten dann wieder ganze Be-

zirke, und das war kein Schauen mehr, sondern ein starkes Greifen und Halten; die Augen glichen unsichtbaren Händen, die sich über die ganze Stadt erstreckten und sie wie ein Bild aus dem Rahmen rollten, um es zu sich zu nehmen und zu bewahren. Und dann blickten sie nach innen, sahen ihre Aufgabe gelöst und ließen alles Äußere gleichgültig vor sich vorüberziehen, warfen es zurück wie ein Spiegel.

Das Fenster wurde völlig geschlossen, und die Glasscheibe reflektierte die Lichter des Waggons. Nur ganz Nahes, wie die Telegraphenstangen oder Weichenlichter oder Bahnwächtershäuser, konnte noch durch die zitternden Lichtflächen durchdringen.

Der Reisende verließ seinen Platz und begab sich ins Kupee. Es war leer, die anderen Fahrgäste saßen schon im Speisewaggon, und so war er vollkommen unbeobachtet, als er eine Photographie aus seiner Brieftasche nahm und sie lange nachdenklich betrachtete. Dann langte er in eine andere Tasche, zog einen kleinen Browning hervor und legte beides, Bild und Revolver, auf das Tischchen beim Fenster.

„Das war das Leben," murmelte er vor sich hin, „und das ist der Tod. Von beiden bin ich ein Teil, kann das eine nicht mehr und das andere noch nicht ganz sein. Nichts Überraschendes für mich... bin ich je ein Mensch gewesen, der eine ganze Tat hätte vollbringen können? Ein Schwächling war ich innerlich und äußerlich, darum fahre ich jetzt nach dem Süden. Wozu... zu hoffen ist bei mir nichts mehr, ich bin viel zu schwach. Und gerade darum hoffe ich: weil ich nicht stark genug bin, um ans Sterben zu glauben..."

Er sah das Bild lange an. „Es ist mir schwer geworden, Anna, dich nicht mehr zu sehen, drum habe ich von dir keinen Abschied genommen. Abschied ..." er lachte höhnisch auf, „Abschied, wie die guten Freunde auf dem Bahnhofe, die nicht wissen, was sie sagen sollen, zu einem Drittel aus Mitleid, weil es mir schlecht geht, zu einem Drittel aus Freude, weil sie selbst nicht so krank sind, und zu einem Drittel aus Gleichgültigkeit, weil es sie eigentlich ja doch nichts angeht... Abschiednehmen ist kein Reden und Händedrücken, Abschiednehmen ist ein langer, stiller Kampf, ein Ringen mit sich selbst, bei dem wir immer auf Seite des Unterliegenden stehen und ihm doch nie helfen können... Ja, ja, Anna, ich werde noch viele Wochen von dir Abschied nehmen müssen..."

Noch einen kurzen Blick warf er auf das Bild; dann steckte er es rasch ein, griff nach dem Revolver und wiegte ihn auf der flachen Hand. „Noch bin ich nicht stark genug für dich, aber du wirst mir helfen, mein Leben noch vor der Zeit zu zerstören und damit meine einzige Tat zu vollbringen... eine Tat..." er biß die Zähne zornig zusammen, „eine Tat, zu der jeden Tag Dutzende von Menschen fähig sind, Dienstmädel, Schneidergehilfen... nein, das ist keine Tat, nur Angst, nur Schwachheit..." Resigniert versorgte er den Revolver.

Ein Diener ging durch die Wagen und meldete das Souper. Mechanisch folgte ihm der Kranke nach in den Speisewaggon. Es waren so ziemlich alle Tische besetzt, und als er sie durchmusterte, wohin er sich setzen sollte, fiel ihm ein bekanntes Gesicht auf. Er wußte nicht gleich, wer die Dame war, dann aber erinnerte

er sich, sie vergangenes Jahr öfters in Gesellschaft und auf dem Tennisplatze getroffen zu haben. Er näherte sich dem Tische, wo das junge Mädchen mit ihrer Mutter saß, sie erkannte ihn sofort und nickte ihm zu, offenbar sehr erfreut, Gesellschaft für die Fahrt gefunden zu haben.

„Du gestattest, Mama, daß ich dir Herrn Ingenieur Heinrich Lautner vorstelle," sagte sie mit so feierlicher Stimme, daß alle drei laut lachen mußten.

Nach dem Souper begann die übliche Unterhaltung mit den Fragen nach Befinden und Reiseziel. Dora freute sich, daß sie so lange beisammen bleiben konnten, und wunderte sich dann über das schlechte Aussehen des Ingenieurs. Er wußte nicht gleich, was er antworten sollte.

„Ich habe einen hartnäckigen Bronchialkatarrh, und da hat mir mein Arzt geraten, wenn ich gerade keine anderen Pläne habe, nach dem Süden zu gehen. Natürlich muß ich mich dort pflegen und darf keine Unterhaltungen mitmachen."

„Nun, wir hoffen Sie schon öfters zu sehen, wenn wir uns auch, in Gegensatz zu Ihnen, sehr an dem großen Leben beteiligen wollen. Erholen werden wir uns nicht, das haben wir nicht notwendig," sie wies auf ihre dicken Backen und auf die ebenfalls sehr beruhigend aussehende Mutter, „erholen wird sich höchstens Papa in Wien, weil er uns endlich auf vier Wochen los ist."

Sie blieben eine halbe Stunde beisammen, bis die Mutter erklärte, sich zurückziehen zu wollen. „Ich bin etwas müde, aber du kannst ruhig mit dem Herrn Ingenieur noch hier bleiben, Dora ..."

„Gut, Mama, sehr gern, wir begleiten dich nur noch nach Hause, das macht einen guten Eindruck."

Unter Lachen verabschiedete man sich, und Heinrich rückte zum Fenster und setzte sich Dora gegenüber. Sie sah ihn forschend an.

„Meine Mama hat Ihnen den Bronchialkatarrh wirklich geglaubt."

„Es kann möglicherweise Schlimmeres werden..."

Dora lachte. „Ein bißchen zu viel gelebt haben Sie einfach, wie ihr jungen Männer alle. Uns unverdorbenen Mädchen erklärt ihr dann alles natürlich mit den harmlosesten Ursachen."

„Fräulein Dora, es hat keinen Menschen gegeben und wird auch keinen geben, der zu viel gelebt hat. Eines jeden Menschen Leben ist zu kurz. Nur weiß es nicht jeder. Nur d e r kann zu seinem Leben Distanz gewinnen und es verstehen, der es begrenzt sieht. Eben weil er die Grenzen seines Lebens kennt, betrachtet er es von jenseits der Grenzen und sieht zurück zur Gegenwart. Jeder andere sieht vorwärts und glaubt, daß sein Leben gleiches Ziel hat mit seinen Hoffnungen."

„Sie reden furchtbar pessimistisch ... sind Sie wirklich krank?"

„Ja, ich bin krank, Fräulein Dora..." Eine lange, peinliche Pause entstand. Heinrich suchte dem Mädchen darüber hinwegzuhelfen. „Ich werde mich schon wieder erholen, deswegen fahre ich ja nach dem Süden. In ein Sanatorium braucht man mich noch lange nicht zu bringen."

Damit war dieses Thema erledigt, und sie plauderten weiter über harmlose Dinge, kramten Erinne-

rungen aus und ließen ihre gemeinsamen Bekannten Revue passieren. Heinrich bemerkte einen glatten Ring an Doras Hand. „Sind Sie verlobt, Fräulein Dora?“

„Das wissen Sie nicht ... aber nein ... nun, so raten Sie ...“

„Vielleicht der lange Werthner?“

Dora nickte strahlend. Heinrich erinnerte sich ganz gut an den Herrn. So ziemlich das Dümmste, was ihm je untergekommen war, aber ein hübscher, großer, starker Mensch mit einer prachtvollen Athletengestalt. Er hatte sich übrigens vergangenes Jahr sehr um Dora bemüht. Natürlich, der mußte Eindruck machen.

Dora schien sehr verliebt zu sein und konnte trotz der gleichgültigen Miene ihres Zuhörers nicht genug Schönes von ihrem Bräutigam erzählen.

„Und das hat mir an ihm zuerst so imponiert, daß er einfach alles aushält. Stellen Sie sich vor, er kann auf dem Semmering halbe Tage lang Bob fahren, ohne Mütze, mit freiem Hals, wenn es auch 15 Grad Kälte hat. Nichts kann ihn ermüden. Daß er von sieben bis zwölf und von eins bis acht ununterbrochen Tennis spielen kann, haben Sie selbst gesehen. Da sollten Sie ihn aber erst beim Rudern oder Laufen beobachten ... Er hat auch schon viele Preise gewonnen ... er ist so stark und gesund, wie ein Mann nur sein kann. Ich liebe solche Männer; darum hat er bei mir Glück gehabt.“

„Sie gestatten, Fräulein Dora, Ihnen in jeder Weise Glück zu wünschen.“ Es geschah aber so gezwungen, daß Dora ihren Partner von der Seite ansah und dabei über sein fahles, eingefallenes Gesicht

erschrak. Offenbar wurde ihr jetzt, nach der Schilderung ihres Bräutigams, der Gegensatz auffälliger als früher. Heinrich sah das plötzliche Zucken in ihrem Gesicht und kannte auch die Ursache. Vielleicht nie war ihm seine Krankheit so zu Bewußtsein gekommen wie in diesem Augenblick. Dora suchte das Gespräch wieder in Fluß zu bringen. „Was macht Ihr Wagen, Herr Ingenieur? Haben Sie noch den gelben Wagen vom vergangenen Jahr?“

„Ich habe ihn verkauft, weil mir das Automobilfahren nicht gut getan hat. Mein Arzt wollte davon absolut nichts wissen. Jetzt ist ja ohnehin keine Zeit dazu, es ist viel zu kalt.“

„Und wenn Sie von der Riviera zurückkommen, können Sie sich dann einen ganz neuen kaufen...“

„Ja, Fräulein Dora, wenn ich zurückkomme, kaufe ich mir den neuesten und stärksten Wagen, den ich überhaupt bekommen kann...“

Sie merkte nicht den Doppelsinn. „Dann müssen Sie einmal mich und Mama ausführen.“ Sie erzählte weiter von den Fahrten, die sie mit ihrem Bräutigam gemacht hatte, und Heinrich hörte gelangweilt zu. Er war so erfüllt von seinen eigenen Angelegenheiten, daß er den ersten triftigen Grund benützen wollte, um sich zurückzuziehen. Zum Glück fand sich bald eine Gelegenheit; er begleitete Dora zu ihrer Mutter und suchte dann seine Schlafkabine auf. Er hatte ein Kupee für sich allein genommen, weil er in der Nacht oft von starken Hustenanfällen heimgesucht wurde und die Mitreisenden damit nicht belästigen wollte. Wie früher, öffnete er ein wenig das Fenster und sah auf das nächtliche Land hinaus. Es war infolge der zu-

sammenhängenden Schneedecke ziemlich hell, und man konnte selbst die Ferne noch deutlich erkennen. Der Zug fuhr gerade durch die Kärntner Gegend, wo Heinrich als Kind einen Sommer verbracht hatte. Er erkannte genau jedes Haus und jeden Weg, obwohl schon 16 Jahre seitdem verflossen waren, aber die Erinnerung legte sich schwer auf ihn wie ein quälender Traum. Er hielt sich die Hand vor die Augen, dann schloß er das Fenster. Nichts sehen... nichts davon herbeiwünschen ... wenigstens der Schauplatz der Jugendtage sollte ferne bleiben.

An einen Schlaf war bei seiner Aufregung nicht zu denken; er stellte die Deckenlampe auf dunkel und warf sich in eine Ecke. Dann ließ er die Vorgänge des Tages vor sich vorüberziehen. Wider Erwarten fühlte er sich dabei ganz frisch. Den abschiednehmenden Freunden zürnte er nicht mehr, im Gegenteil, er lächelte über sie, wie schwer sie die Verlegenheit bei seiner Abreise verbergen konnten. Und auch der Abend im Speisewagen, von den paar Zwischenfällen abgesehen, war annehmbar verlaufen. Da fiel ihm ein Wort Doras ein: „Ich liebe meinen Bräutigam, weil er so gesund und stark ist und alles aushält ..." Zornig preßte er die Faust an die Stirn. Ihm hatte nie eine Frau ähnliches gesagt. Anna liebte ihn wohl sehr, aber sicher hatte sie immer gefühlt, daß er krank war. Vielleicht liebte sie ihn nur aus Mitleid ... wer konnte es wissen ... Vielleicht geschah alles Gute, was er von den Menschen erfuhr, nicht seinetwegen, nur weil sie ihrem Mitleid nachgaben ... Vielleicht hatte nicht das, was er an sich für schön und anerkennenswert hielt, die Menschen angezogen, sondern nur das, was

sie an ihm vermissen mußten, wie Kraft, Gesundheit, Freude und Mut... Er hatte sein eigenes Geschick vielleicht nur durch Mängel beeinflussen können... Alles war ihm bloß geschenkt worden wie einem Bettler, weil man dessen Dürftigkeit bedauert... Freilich, er war ja so, nie hatte er sich zu etwas aufraffen können, hatte sich immer von den Geschehnissen mitnehmen lassen, ohne Kraft und Stärke, ohne jede große Tat...

Er griff nach dem Revolver. Das wäre auch so eine „Tat" gewesen... Und wieder tauchten die Worte Doras auf. Er hatte das unstillbare Verlangen, an sich selbst solche Worte gerichtet zu hören, irgend jemand sollte ihm bestätigen, daß er, der Kranke, Unheilbare, stark war, eine Frau sollte es sagen, sollte hinzufügen, daß sie ihn deswegen, nur deswegen liebe... Verzweifelt drückte er die Hände zusammen im Bewußtsein seines Zustandes. Nur Kraft konnte zwingen, und nur Zwang konnte an ihm Kraft sehen... Aber war die Möglichkeit, zu zwingen, nicht auch Kraft? Mit raschem Griff legte er den Revolver vor sich hin. Ein Kind konnte ihn bedienen, und wer ihn besaß, hatte Macht über viele Menschen. Wie stark machte diese kleine Maschine den, der sie lenkte... Er dachte an die schwere Lokomotive, die mit dem Zuge vorwärtsstürmte. Auch die wurde von einem einzigen Menschen bedient, das Schicksal aller Passagiere war ihm anheimgegeben. So viel Kraft war ringsherum, überall, man brauchte sie nur zu seinem Dienst zu zwingen, um unendlich stark zu sein. Wie stark sind wir Menschen, dachte er sich stolz, wir sind Herren über alles, was die Natur an Kraft besitzt, sie ist uns

gefügiger als der niederste Sklave, wir sind die Mächtigen, wir Menschen...

Ein längerer Hustenanfall rüttelte seinen Körper. Erschöpft sank er wieder zurück. Wozu alle diese Kraft... sie konnte dienen, sie konnte zerstören, aber nie, niemals aufbauen... Keine Kraft war stark genug, seines siechen Körpers Dasein auch nur um eine Minute zu verlängern... Wozu alle Kraft, wenn sie den Tod nicht aufhalten konnte... So schwach, so jämmerlich schwach waren doch die Menschen, und das Schwächste, Nutzloseste an ihnen war der Tod. Unbezwinglich trat er an sie heran, die nichts Entsetzlicheres kannten als die eigene Vernichtung. Und nichts konnten sie daran knüpfen, nichts Großes, nichts Kleines, keine Tat, weil das Ende stets vor der Vollendung kam, weil die Vollendung nie bewußt werden konnte...

Eine fürchterliche Todesangst durchschauerte ihn. Er rannte das Kupee auf und ab, stemmte sich an den Sitzen auf, griff nach den Gepäckshaltern, als wollte er an ihnen turnen, warf sich dann auf das offene Lager, zuckte mit den Händen und Füßen wie ein schreiendes Kind, stöhnte und keuchte, bis ihm ein starker Weinkrampf etwas Erleichterung brachte. Er setzte sich wieder zum Fenster, lehnte den Kopf zurück und weinte, weinte vielleicht eine Stunde lang; das brachte ihm ein bißchen Ruhe.

Er sah wieder nach vorwärts. Was konnten ihm die paar Monate Lebens noch geben... Den Karneval von Nizza würde er sehen, viele fröhliche, fremde Menschen, eine Motorboot-Wettfahrt am nächsten Tage, einige Aero- und Hydroplan-Konkurrenzen,

alles nichts Neues für ihn, und dann zuletzt ein hübsches, weißes Zimmer, mit der Aussicht aufs Meer, und den Frühling draußen, einen bedenklich dreinsehenden Arzt und eine mürrische, alte Wärterin an seinem Bett, Schmerzen und Erschöpfung... Nichts Großes trat mehr an ihn heran, nur der Tod... Das Gefühl der eigenen Ohnmacht erzeugte in ihm unwiderstehliches Verlangen, etwas Großes zu sehen, zu erleben, zu vollbringen, so lange es noch Zeit war. Wenn ich ein Dichter wäre, sagte er sich, müßte ich ein ungeheures Drama schreiben, die tiefsten Probleme der Menschheit berühren, wenn ich bildender Künstler wäre, ein gigantisches Bildwerk hervorbringen, als Komponist mystische Musik schaffen, die aus dem Jenseits zu kommen scheint, als Staatsmann ein neues Reich bauen, als Feldherr Hunderttausende von Menschen vernichten um des Sieges willen... Ja, das noch am ehesten, zum Vernichten braucht man keine Kraft, nur zum Schaffen... Er spottete über sich selbst... Vernichten könnte ich wohl, sieben Patronen sind in meinem Revolver; wenn's gut geht, vernichte ich damit sieben Personen... Dann werde ich als Mörder überwältigt... So dumme Ideen... Selbst das Vernichten hat bei mir einen jämmerlichen Charakter...

Draußen fuhr der Gegenzug Nizza—Wien vorüber. Alle Fenster erzitterten, der Waggon vibrierte unter der Erschütterung durch die gewaltige Masse. Heinrich öffnete rasch das Fenster und sah nach rückwärts, wie sich der Train in der Nacht verlor. So sicher fuhr er dahin, und *eine* falsche Wechselstellung konnte ihn vernichten. Wehrlos mußte er dann den Weg gehen,

den ihm ein einziger, schwacher Mensch vorzeichnete... der schwächste Mensch, jedes Kind... und der Weg führte ins Verderben. Er erinnerte sich, wie oft er selbst als Kind mit diesem Gedanken gespielt hatte. Oft arrangierte er auf seiner kleinen Eisenbahn im Zimmer Zusammenstöße und Entgleisungen, um seinen kindlichen Zerstörungstrieb zu befriedigen. Ja, und damals, als sie in Kärnten wohnten, in der eben durchfahrenen Gegend, war er gut Freund mit dem Stationschef, der dem wißbegierigen Knaben alle Sicherheits- und Signalvorrichtungen erläuterte. Gar manchmal hatte er sich heimlich gedacht, was würde geschehen, wenn er sich in der Nacht hinschlich und alle Signale umstellte... Begierig griff er jetzt den Gedanken wieder auf. Ein gewaltiges Schauspiel mußte die Entgleisung eines solchen Zuges sein, erschreckend gewaltig für den, der die Kraft besaß, es herbeizuführen und als einziger Zuschauer zu sehen. Er spielte mit dem Gedanken, als wäre er selbst dazu entschlossen, und zwang sich, alle Details genau vorzustellen, alle Vorarbeiten bis zu dem Moment, wo er von einem sicheren Platze aus die Zerstörung abwarten konnte, und dann... eine harte Frage stieg in ihm auf, gut, und dann... Wahrscheinlich fuhr er dann weiter, in den Süden, auf zwei, drei Monate, vielleicht von Gewissensqualen früher getötet als von der Krankheit... schwach genug war er ja dazu...

Resigniert lehnte er sich in die Ecke zurück und versuchte, die Augen zu schließen und einzuschlummern. Ein wirrer Traum lag auf ihm von Maschinen und Revolvern und toten Menschen; er glaubte selbst vernichtet und doch eines jeden Ereignisses bewußt zu

sein. Dann kam leichter Schlaf, bis er durch einen neuen Hustenanfall geweckt wurde. Die Luft schien ihm abgeschnitten, und so stark waren die Anstrengungen, sich zu befreien, daß etwas Blut in seinen Mund kam. Er fühlte den süßen Geschmack, wußte auch, woher er kam, und fürchtete, so wie früher von der entsetzlichen Todesangst befallen zu werden. Aber statt dessen spürte er eine eisige Ruhe in sich. Keine Angst, kein Bangen vor unbestimmten Gefahren lähmte seinen Willen, alle seine Gedanken wiesen geschlossen auf ein Ziel hin. Schluß, Schluß um jeden Preis... Instinktiv legte er wieder den Revolver vor sich hin und überlegte ganz sachlich, was zu tun war. Jetzt war die beste Zeit zu einem Ende. Wer weiß, wann er wieder so ruhig entschlossen war, losgelöst von aller Schwere... vielleicht nie wieder... Beinahe lächelnd setzte er die Waffe an seine Schläfe.

Da schrie das Leben noch mit einem letzten Versuch in ihm auf, schrie nach einer letzten Tat. Sich töten, das konnte bald einer, sich töten, das war keine Tat, bei ihm war es nichts wie Bequemlichkeit, um Schmerzen zu entgehen, oder auch Furcht. Höhnisch pflanzte sich dieser Gedanke vor ihm auf. Kleinlich waren seine Beweggründe, kleinlich war auch die Tat. Nein... nicht sich töten, zuerst etwas Großes tun, wenigstens sehen, und dann erst sterben... anders sterben als die gewöhnlichen Menschen... Lieber von einer ungeheuren Vernichtung als ihr Urheber mitgerissen zu werden... Wie ein Mann, der die Schleusen eines angeschwollenen Sees öffnet, um von den Fluten erdrückt zu werden, die er selbst rief... so schrie das Leben in ihm. Einmal wollte er noch Gewalt

und Stärke haben, Gewalt über Großes, und das Bewußtsein der Macht genießen, kleine Menschen vor sich sehen, die er zertreten konnte, wenn er wollte, ein wilder, tyrannischer Herrscher über sie sein, allen Zwang über sie ausüben, dessen ein Mensch fähig war...

Er blickte auf seine zusammengesunkene Gestalt und seine schwachen Hände. Was konnten die zwingen... Wie konnte von einem siechen Körper noch Großes ausgehen... große Entschlüsse vielleicht, die in der Luft verpufften wie ein blinder Schuß...

Da zuckte er auf. Schuß... da lag noch der Revolver. Ein Kind konnte ihn halten. Das war die Gewalt. Jeder Mensch, auf den er die Waffe richtete, war ihm untertan. Der Tod zwingt zum Gehorsam. Dieses kleine Stück Eisen legte alle Macht in seine Hand. Hoch reckte er sich auf und stand da wie das Bild eines Herrschers.

Eine heiße Welle von Sinnlichkeit stieg in ihm empor. Jetzt konnte er das Mädchen in seine Gewalt bringen, das so verzückt von dem großen, starken Mann erzählt hatte, der ihr Gatte werden sollte. Was half ihr da alle seine Stärke, wenn er, der Schwache, sie drohend zu seinem Willen zwang, und sie dann wieder fortwarf wie abgenutztes Gerät? Und so konnte er es mit vielen Frauen machen, mit allen, die ihm gefielen... Spottend lachte etwas in ihm auf. Notzucht... ist das eine große Tat? Ist das deine ganze Gewalt?

Der Zug war eben langsam gefahren, weil er eine größere Station passiert hatte, und jenseits derselben beschleunigte er wieder sein Tempo, riß sich vorwärts

und mit sich alle Menschen, die er barg. Heinrich fühlte dieses kraftvolle Vorwärtsdrängen, als ob er es selbst herbeigeführt hätte, und der Wunsch des Knaben erwachte in ihm wieder, so einen Zug nach seinem Willen zu lenken. Freilich, hier war schon ein Mensch dazu bestimmt... ja, aber nicht mehr länger... Atemlos überliefen ihn die Gedanken. Diesem Menschen konnte er befehlen, seinen Willen durch ihn ausführen wie durch seine eigene Hand... Er besaß ja Gewalt über die Menschen... Er selbst konnte den Zug führen, wie er wollte, schnell, immer schneller, an Kurven und Abgründen vorbei... Die Maschine mit ihrer enormen Kraft mußte ihm gehorchen, und wenn er ihre Zerstörung wollte.

Was erst nur ein plötzlicher Gedanke war, reifte nun zum bestimmten Entschluß. Er mußte sich um jeden Preis in den Besitz der Maschine setzen. Und wo bleibt die Tat? fragte es in ihm. Die Tat? Vernichten konnte er, die Maschine und sich und den ganzen Zug mit allen Passagieren... Was half dem Mädchen der Mann, nach dem sie verlangte, auch sie ging mit unter... Vernichten, töten, nicht feige und schwach, nein, eine ungeheure Masse erdrückte alles, und er lenkte diese Masse und verging mit ihr. Einige Einzelheiten des Planes mußten noch erwogen werden, nur schnell, schnell, alles in ihm fieberte vor Aufregung, vor Verlangen nach der Tat. Und noch ein Gedanke trat vor ihn. Noch stärker wollte er sein; nicht durch Gewalt, nur durch den Schein der Gewalt wollte er herrschen. Dann war er der Stärkste; ein triumphierendes Lächeln glitt über sein Gesicht; denn nur sein Wille herrschte, losgelöst von jedem

Symbol irdischer Gewalt. Mit zitternden Händen nahm er die Patronen aus dem Revolver heraus, entfernte die Kugeln, führte die leeren Hülsen wieder in die Waffe und hielt sie vor sich. Nur sein Wille mußte alles bezwingen.

Jede Ängstlichkeit oder Aufregung war von ihm gewichen. Er dachte nur noch, wie er am besten zur Maschine gelangen konnte. Durch die Waggons war es schwer, da mußte er den Kondukteuren auffallen ... aber oben, über die Laufbretter auf den Dächern, da ging es. Er steckte den Revolver zu sich und schlich auf den Korridor. Niemand sah ihn, wie er die Kupeetür öffnete und über die kleine Stiege auf das Dach des Waggons hinaufkletterte. Nun war er im Freien und sog den starken Luftzug ein wie einen erfrischenden Trank. Seine Haare und seine Kleider flatterten im Wind, aber er fühlte keine Kälte, er glaubte an keine Krankheit, der Körper war ja nur mehr ein blindes Werkzeug des Willens. Jetzt mußte er über dem Kupee sein, wo Dora schlief. Er achtete kaum darauf ... eine fremde Frau ... eine von vielen ... was lag ihm noch an Menschen ... Nach vorwärts spähend, suchte er die Landschaft zu erkennen. Wie ein urweltlich großer, dunkler Wurm wand sich der Train durch das Land, suchte es mit seinen leuchtenden Augen ab und drängte weiter. Heinrich war schon oft die Strecke gefahren und orientierte sich bald. Jetzt trat die Trasse aus dem Tale heraus, zog an den Berghängen weiter, überschritt einen kleinen Paß und setzte dann nach kurzem Gefälle in einer einzigen großen Kurve auf dem berühmten Viadukt von Varrone übers Tal. Dort ... ja, dort konnte es geschehen ... Das Tempo

brauchte nur über eine gewisse Grenze zu steigen, dann wurde der Train auf dem Viadukt unfehlbar hinausgeschleudert... Herrlich mußte das sein, wenn der dunkle Riese mit seinen starren Augen den Weg verfehlte, zitterte, aufschrie, stürzte; eine Sekunde war es still, als saugte er noch letzten Atem ein... still... ganz still... niemals gab es solche Stille... die Stille der ewigen Sekunde... unsagbar gewaltig war dieses Schweigen... auf dem Viadukt von Varrone...

Im langsamen Kriechen war Heinrich bis auf das Dach des ersten Waggons gelangt und klopfte mit der flachen Hand höhnisch auf das Holz, wie man einem Tier den Rücken streichelt: Auf dem Viadukt von Varrone... Vom Waggon zum Tender schien ein Übergang unmöglich. Den Körper halb ins Freie hinaushängend, spähte Heinrich die glatte Wand ab. Wenn er sich an einem Haken herabließ, auf die Puffer zu stehen kam und dann den oberen Rand des Kohlenbehälters im Sprunge erreichte, ging es vielleicht... und er war ganz erstaunt, wie leicht und geschickt er dies ausführte. Jetzt war er endlich am Ziel. Zur Vorsicht schnitt er noch die Notleine ab, dann tastete er sich über die Kohlen zum Führerstand.

Weder der Heizer noch der Lokomotivführer bemerkten ihn gleich und gingen ahnungslos ihrer Beschäftigung nach. Erst als der Heizer eine Schaufel voll Kohlen ins Feuer warf, fiel der Schein aus der offenen Feuertür auf den Mann, der oben auf dem Kohlenhaufen saß. Der Führer hatte sich gerade umgewendet und bemerkte ihn zuerst. Er schrak zurück wie vor einem Gespenst. Gesicht und Hände des Mannes oben waren von Ruß und Kohlen geschwärzt,

die Haare hingen wirr über die Stirn, die Augen glühten im Widerschein des Feuers, und in der einen Hand erglänzte ein runder Kreis wie die Mündung einer Waffe. Mit vorgebeugtem Oberkörper, unbeweglich und schweigend, hockte die Gestalt oben wie ein zum Sprunge bereites Raubtier und lauerte. Durch das Erschrecken des Führers wurde auch der Heizer aufmerksam, und beide starrten hinauf, ohne ein Wort hervorzubringen.

Heinrich weidete sich eine Zeitlang an der Angst der beiden, die ihm doch nie etwas zuleide getan hatten. Dann richtete er sich auf und setzte sich in einer bequemeren Stellung wieder nieder. Die beiden unten waren noch immer stumm, und Heinrich mußte zuerst das Schweigen brechen.

„Bitte, schließen Sie die Feuertür, das Licht tut meinen Augen weh."

Der Heizer gehorchte mechanisch, aber der Führer gewann seine Fassung wieder, als er den Fremden reden hörte, und rief hinauf: „Wo kommen Sie her und was wollen Sie? Sie sehen ja aus wie ein böser Geist."

Heinrich ging spottend auf dieses Wort ein. „Das bin ich auch... ich bin der böse Geist dieses Zuges, der ihn ins Verderben lenkt und ihn auf dem Viadukt von Varrone in die Tiefe stürzen wird..."

„Sie sind sicher ein Narr, der aus einem Kupee entsprungen ist... Aber Sie können beruhigt sein, der Viadukt von Varrone ist erst vor kurzem ausgebessert worden. Ihre Angst ist überflüssig."

„Das hilft nichts, wenn der Zug zu schnell in die Kurve einfährt und hinausgeschleudert wird."

Der Führer vermutete, daß der Fremde an Verfolgungswahn litt, und suchte ihn zu beruhigen. „Sie können versichert sein, daß ich meine Vorschriften kenne und das Tempo dementsprechend reguliere. Sie brauchen in dieser Beziehung gar keine Angst zu haben."

Heinrich streckte den Revolver vor. „Sie werden das Tempo so regulieren, wie ich es wünsche... verstehen Sie mich?"

Die beiden Männer schrien auf: „Der Wahnsinnige hat einen Revolver!" duckten sich, als könnte sie das schützen, und der Heizer kniete nieder. „Haben Sie Erbarmen mit mir..."

Heinrich beließ sie eine Weile in ihrer Stellung; er war selbst überrascht, welche Macht ihm das Stück Eisen in seiner Hand verlieh. Dann sagte er ruhig: „Meine Herren, ängstigen Sie sich nicht. Ich schieße nur, wenn Sie meine Befehle nicht ausführen."

Der Führer machte einen Griff nach dem Notsignal. Heinrich bemerkte dies. „Bitte, geben Sie sich keine Mühe, die Leine ist abgeschnitten. Versehen Sie Ihren Dienst ruhig weiter, nur berühren Sie nicht die Bremsen. Im nächsten Augenblick sitzt Ihnen eine Kugel im Kopf. Das Tempo kann vorläufig Ihren Vorschriften entsprechen."

Der Führer gehorchte, und es gelang ihm, unbemerkt dem Heizer zuzuflüstern: „Leg keine Kohlen nach!" Dann lehnten sich beide schweigend hinaus und warfen nur hie und da verstohlen einen angstvollen Blick nach rückwärts. Heinrich fiel es auf, daß der Zug allmählich langsamer fuhr, ohne daß jemand irgendeinen Hebel berührt hatte. Er spähte herum,

und endlich sah er, daß aus den Spalten des Feuerloches kein Licht mehr drang. Er wurde zornig, daß man ihn so zu täuschen versuchte, und warf dem Heizer ein Stück Kohle an die Hüfte, daß er vor Schmerz laut aufschrie. „Wenn Sie nicht sofort nachfeuern, so wird Ihnen das teuer zu stehen kommen..." Es tat ihm wohl, die Leute durch seinen rohen, spöttischen Ton den Herrn fühlen zu lassen. Jedes Gefühl für Schmerz oder Kränkung oder Mitleid war aus ihm geschwunden, er hatte nur einen Gedanken, seinen Willen wie ein Tyrann durchzuführen.

Als der Heizer die Kohlen in die Feuerung schob, lehnte sich der Führer wie um nachzusehen über ihn. „Schlag den Kerl mit der Schaufel nieder!" Heinrich glaubte, er wolle noch Kohlen nachfüllen; aber plötzlich sah er die Schaufel hoch in der Luft. Nur durch blitzschnelles Zurückbeugen des Körpers entging er dem Schlag. Aber diese offene Feindseligkeit erzürnte ihn nicht mehr. „Bitte, meine Herren, lassen Sie das. Ich passe zu genau auf." Der Führer sah ihn wutverzerrt an, ohne ein Wort hervorzubringen.

Heinrich setzte das Gespräch fort. „Meine Herren, da wir jetzt noch eine halbe Stunde beisammen bleiben und dann ein gemeinsames Schicksal erleiden, so betrachte ich Sie trotz meiner Macht vollkommen als meinesgleichen. Sie gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle: Ingenieur Heinrich Lautner..."

Instinktiv gaben die beiden Antwort. „Lokomotivführer Belloni..." „Heizer Engelsmann..." Dann brach ihre Angst hervor. „Was wollen Sie von uns... sind Sie bei Sinnen... oder sind Sie krank? Wir tun, was Sie befehlen, aber legen Sie nur den Revol-

ver weg... Sie reden ja vernünftig... Was wollen Sie eigentlich von uns?"

„Von der Waffe kann ich mich nicht trennen, denn darauf beruht meine Gewalt über Sie. Sonst bin ich Ihnen gern zu Diensten."

Die beiden wiederholten ihre Fragen. „Was wollen Sie von uns, was sollen wir tun?"

„Ich will, daß der Zug über den Viadukt von Varrone abstürzt. Sie werden das auf Grund meiner Befehle herbeiführen, als ob ich es selbst getan hätte."

Sein bestimmter Ton führte die Leute irre. Ein Verrückter konnte nicht so klar sprechen, und ein Vernünftiger konnte sich unmöglich mit allen Passagieren in den Abgrund stürzen lassen. Vielleicht machte sich der Mann mit ihnen einen Spaß... ja, sicher machte er das... Nun, der konnte sich freuen, wenn man zur nächsten Station kam. Heinrich wunderte sich, daß sie sich so rasch beruhigt hatten.

„Herr Ingenieur, Sie werden sich bestimmt verkühlen, wenn Sie so ohne Mantel bei der Kälte dasitzen..."

„Geben Sie nur acht, Sie können sich den Tod da oben holen, kommen Sie lieber runter zu uns in die warme Stube..."

Heinrich antwortete in so eisigem Ton, daß den Spöttern alle Lust daran verging. „Meine Herren, eben weil ich krank, todkrank bin, sitze ich hier. Sie scheinen mich noch immer nicht ganz verstanden zu haben, ich muß Sie näher aufklären. Ich bin schwer krank und kann im besten Fall noch ein halbes Jahr leben, will aber nicht schwer leiden und im Bett sterben wie die anderen." Er wies auf die Waffe. „Ich will

auch nicht die Sache auf gewöhnliche Art früher beenden. Wenn es schon geschieht, dann soll es etwas Großes sein." Seine Stimme erhob sich immer mehr. „Meine Herren, ich will die ungeheure Masse, die uns zieht und treibt, zerschmettern, um von ihr zerschmettert zu werden. Das wird auf dem Viadukt von Barrone geschehen. Wir werden es noch sehen, wie sich die Maschine bäumen wird, weil sie sich vor dem Abgrund fürchtet. Wir werden es sehen, wie die Waggons hoch über uns in der Luft hängen, ehe sie uns erdrücken."

Eine kleine Pause trat ein; dann kam plötzlich den Leuten das Furchtbare der Situation und ihre eigene Hilflosigkeit zu Bewußtsein. Der Mann oben war ein Verrückter, und sie waren ihm wehrlos ausgeliefert. „Sie Mörder... Sie Verbrecher..." schrien sie ihm zu, ballten die Fäuste und getrauten sich doch nicht näher. Dann versuchten sie es mit Bitten; der eine flehte um Erbarmen, der andere verwies auf seine Kinder und auf die Passagiere; sie knieten nieder, weinten vor Angst, getrauten sich kaum, zu ihrem Feinde aufzusehen, der regungslos, ohne zu antworten, auf sie herabblickte. Das war kein Verrückter, das war irgendein böser Geist; niemand konnte sie vor ihm schützen, wenn er nicht von selbst verschwand.

„Heizer Engelsmann," ertönte es von oben, „legen Sie Kohlen nach, sonst bleibt der Zug stehen."

Der Führer nahm jetzt das Wort. „Wir gehorchen Ihnen nicht, wir lassen uns niederschießen; wenigstens retten wir die Passagiere vor Ihnen."

„Herr Belloni, da irren Sie sich. Ich bin Ingenieur und kann die Maschine ebensogut bedienen wie Sie.

Und dann bedenken Sie: Wenn ich Sie jetzt erschieße, kann Ihnen nichts mehr helfen; beim Absturz haben Sie aber immerhin eine kleine Chance, sich zu retten; auf jeden Fall leben Sie eine Viertelstunde länger."

„Das ist Unsinn, das verstehen wir nicht," schrie der Heizer hinauf. „Sie sind ein Mörder, ein Massenmörder, ein Schurke, der so viele unschuldige Menschen ins Verderben stürzt."

„Es macht mir eben Spaß, in Gesellschaft zu sterben. Und Sie können ja einen Versuch machen, durch Preisgabe Ihres Lebens die vielen Passagiere zu retten. Sie wissen nicht, ob mein Revolver geladen ist, ob meine Kugeln treffen, ob ich wirklich die Maschine bedienen kann. Riskieren Sie diese eine Viertelstunde Ihres Lebens, um hundert andere Leben — vielleicht — zu retten... Raffen Sie sich einmal in Ihrem Leben zu einer großen Tat auf... man wird Sie, wenn es gelingt, nach Ihrem Tode als Helden feiern... das muß Ihnen doch das Sterben leicht machen..."

Die Antwort der beiden Männer waren keine Worte mehr, nur ein unartikuliertes Brüllen und Schreien, als wären starke, wilde Tiere zu Tod verwundet worden. Aber sie besaßen nicht den Mut des Tieres, das sich noch mit seiner letzten Kraft gegen den Angreifer wendet; sie waren Menschen wie alle anderen, die keine Sekunde ihres Lebens verlieren wollen, die dann noch hoffen, wenn ein Tier nur mehr das Gefühl der Rache und des Todes kennt.

„Sehen Sie, meine Herren, so habe ich auch gegen meine Krankheit und meinen Tod gekämpft, mein Leben schrie und weinte, aber es war wehrlos... wie

Sie jetzt gegen mich... Heizer Engelsmann, schieben Sie Kohlen nach, die Strecke bis zur Paßhöhe steigt ziemlich stark..."

Wie ein zitterndes Schattenbild hob sich die Silhouette des Heizers von dem hellen Feuerschein ab. Seine Hände hielten kaum mehr die Schaufel; die Hälfte der Kohlen lag zerstreut im Führerraum und knarrte unter den Tritten, als würden die Knochen eines kleinen Tieres zertreten. Ein kleiner, glänzender Kreis stand vor den Augen des Menschen und zwang ihn noch immer, das Feuer zu schüren, das ihn selbst vernichten mußte. Und über allem thronte ein Wesen, das kein Mensch war, nur ein Wille zur Zerstörung, der stärkste, unverrückbarste Wille, der möglich ist; wie ein Vampyr hatte er sich in den Leib des Ungeheuers eingekrallt, das durch die Nacht dahinraste, hatte ihm seinen Willen genommen und sich selbst an seine Stelle gesetzt.

Die beiden Männer auf der Lokomotive waren nicht mehr ganz bei Bewußtsein; der Heizer kniete und betete, betete um Schutz vor bösen Geistern, um Erbarmen und Gnade, sank dann zu Boden, krümmte sich vor Todesangst, stöhnte und zitterte, unfähig, sich noch zu erheben.

„Lokomotivführer Belloni, feuern Sie Kohlen nach, der Heizer kann es nicht mehr; fünf Schaufeln genügen bis zur Paßhöhe, dann ist Ihr Dienst erledigt. Die paar Kilometer Gefälle bis zum Viadukt von Varrone werden das Tempo genügend erhöhen..."

Der Mann hörte stumpf zu, und erst das Knacken eines Hahnes veranlaßte ihn, den Befehl auszuführen. Dann setzte er sich zu dem Heizer auf den

Boden, nahm ein Kohlenstückchen nach dem anderen und zerrieb es auf der Hand. „Das bin ich, das bist du, Engelsmann, das ist der Verrückte dort oben," jetzt zerdrückte er eine Handvoll Kohlenstaub zwischen den Fingern, „und das sind die Passagiere und Kondukteure..." Einen Blick warf er noch hinaus ins Freie; das Tempo war ganz normal, denn die Strecke stieg noch immer an. Eine Möglichkeit zur Rettung bestand noch: Der Zug fuhr noch nicht rasch... wenn er jetzt hinaussprang... Da erinnerte er sich, daß vor einigen Jahren ein Heizer von seiner Maschine herabgestürzt und von den Rädern des Zuges zerfetzt worden war. Nein... nicht sich selbst in den Tod jagen... Alle Todesangst vermochte ihn nicht zu einer Tat aufzuraffen; er kroch wieder zurück und spielte mit den Kohlen.

Endlich war die Paßhöhe erreicht, und das Tempo des Zuges wurde bald beängstigend rasch. Die Passagiere schliefen, nur ein Kondukteur vielleicht wunderte sich über die Unvorsichtigkeit des Führers. Immer schneller jagte der Zug dahin, die Schienen ächzten in den Kurven, die Leute auf der Lokomotive wurden hin und her geworfen, aber nichts schien sie mehr aus ihrer Lethargie aufrütteln zu können. Der Heizer betete noch immer, schon apathisch, ohne an irgendwas zu denken; der Führer Belloni hatte sich an die Schaufel angeklammert, als könnte sie ihm Halt geben, sah hie und da angstvoll zu der Gestalt hinauf, die wie ein dunkles Gespenst über den Zug hinausragte, zuckte zusammen, wenn er die vorgestreckte Waffe sah, und murmelte ohne Unterlaß: „Auf dem Viadukt von Varrone..."

Bald war die Geschwindigkeit des Trains so enorm, daß in einer ganz flachen Kurve sich die Waggons hoben und umzustürzen drohten. Wie durch ein Wunder konnte er noch heil in die letzte Geradstrecke einbiegen, an die sich der Viadukt von Varrone unmittelbar anschloß. Die Kondukteure zogen die Notleine, aber ihr Signal war nutzlos und drang nicht bis zum Führerstand. Der Mann, dem der Zug anvertraut war, spielte mit Kohlen, der Heizer lag auf dem Boden, und hoch auf dem Tender saß etwas, von dem Kleider wegflatterten wie große Flügel, keinem lebenden Menschen oder Tiere vergleichbar, eine gewaltige nächtliche Spukgestalt, ein gespenstischer Totenvogel aus der Vorzeit.

Da hörte der Führer plötzlich ein Rieseln wie von verborgenen Quellen, Kohlen rollten aus dem Tender in den Führerstand, immer mehr und mehr, und ein Mensch kollerte nach, den Mund voll Blut, das stoßweise hervorgetrieben wurde, und fiel auf den Heizer, der einen furchtbaren Schrei ausstieß, als hätte ihn der Tod gepackt. Die Gestalt blieb regungslos liegen, der Führer sprang hinzu, riß ihr den Revolver aus der Hand, stürzte zu den Bremsen, gab Konterdampf, und unter furchtbarem Krachen und Stoßen kam der Zug mitten auf dem Viadukt von Varrone zum Stehen. Die Kondukteure stürmten herbei, und einzelne Passagiere öffneten die Fenster, durch den plötzlichen Stoß erschreckt.

Der Führer konnte auf die vielen Fragen keine Antwort geben, er wies nur zitternd auf die regungslose Gestalt zu seinen Füßen. Die Kondukteure wischten das Blut aus dem Gesicht und suchten nach Atem

und Puls. Aber bald gaben sie ihre Bemühungen auf. Der Mann da war tot. Man mußte ihn wohl hier liegen lassen bis zur nächsten Station. Der Heizer wurde in ein Kupee gebracht, weil er unzusammenhängende Worte stammelte, und an seine Stelle trat ein Kondukteur.

Als dieser etwas Ordnung machen wollte, bemerkte er den Revolver. Er nahm ihn prüfend in seine Hand, entfernte die blinden Patronen, sah auf den bleichen Toten zu seinen Füßen und auf den Führer, dessen Antlitz nicht weniger bleich war und manchmal wie vor einem schrecklichen Anblick aufzuckte. Etwas Rätselhaftes mußte sich hier ereignet haben.

Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und die Maschine fuhr weiter mit dem Toten, dem Süden zu, in den Frühling hinein.

Ordonnanzfahrt

Ordonnanzfahrt

Da alle Häuser in der Hauptstraße von Negotin durch die mittags angekommene Infanterie okkupiert waren, hatte man für Doktor Ranner vom Automobilkorps, der erst einige Stunden später eintraf, nur in einem Bauernhaus am Rande des Dorfes ein Quartier auftreiben können. Ein Soldat sprang auf und gab den Weg an.

Mühsam arbeitete sich der Wagen durch den zähen Kot vorwärts, den die Straße wie zum stummen Widerstand gegen das feindliche Fahrzeug über sich gebreitet hatte; oft drehten sich die Räder leer, zerrissen die Erdklumpen in ohnmächtiger Wut, ohne ihrer Herr werden zu können, und fanden sie endlich einmal Halt und schoben den Wagen weiter, so verwundete er die Straße durch tiefe Gleise und konnte sie doch nicht besiegen, denn nach wenigen Augenblicken waren die Wunden ausgefüllt, und die Straße lag trotzig und dunkel da wie früher.

Endlich kam das Haus in Sicht, der Soldat sprang ab und prüfte die kleine Brücke, die über den Graben in den Hof führte. Sie hielt, die dünnen Bretter knirschten zornig unter dem Gewicht des Wagens, die eisernen Nieten an den Rädern gruben sich in das weiche Holz, noch ein kleiner Ruck, und der Hof war erreicht. Der Soldat trug das Gepäck in das Zimmer und suchte dann selbst im Stall Unterkunft; der Offizier begab sich zum Kommando, um auch sich ein

Quartier zuweisen zu lassen und auf Befehle zu warten.

Doktor Ranner blieb allein zurück und sah sich die Stube an. Sie war reiner gehalten, als man es hier erwarten konnte, an der Wand hing das Porträt irgendeines Nationalhelden, mit ein paar verwelkten Blumen und dürren Zweigen geschmückt, und darunter stand ein Regal mit einigen Büchern. Er sah die Titel nach, konnte die fremde Sprache nicht entziffern; aber der Autor blieb der gleiche, und ein Bild im ersten Bande belehrte ihn, daß das Porträt an der Wand das des Dichters war.

Draußen klopfte es, und der Bauer kam mit seiner Frau und seiner Tochter herein. Die alten Leute grüßten demütig, die Tochter blieb aufrecht stehen und sah mit bösem Blick auf die Bücher hin, die unter dem Regal auf dem Tischchen lagen.

Der Fremde begann, wie er es gewohnt war, zu deuten, was er haben wollte, aber wider Erwarten antwortete ihm das Mädchen in deutscher Sprache, wenn auch mit slawischem Akzent.

Erstaunt blickte sie der Gast an. Sie schien jünger zu sein, als sie aussah, ihre Züge deuteten auf kümmerliches Leben, aber ihre Augen waren groß und ausdrucksvoll. Sie fragte nach den Wünschen, bekam aber als Antwort nur eine Frage und beantwortete sie, ohne aufzusehen.

„Ich bin in der Stadt gewesen als Erzieherin bei Kindern, und in der Familie hat man auch Deutsch gesprochen."

Dann stellte sie die Bücher in das Regal und ging stumm hinaus. Statt ihrer erschien der Vater, brachte

einen Kübel mit Wasser und Bürsten und Tücher. Doktor Ranner achtete nicht mehr auf die Leute, er war es gewohnt, als Feind behandelt zu werden. Man hatte ja Grund dazu ... niemand will den Feind im eignen Lande.

Für heute hatte er keinen Befehl mehr zu gewärtigen, an die vielen Offiziere im Dorfe knüpfte ihn nur die Kameradschaft, und so blieb er lieber hier. Er holte sich einen Sessel, setzte sich in den offenen Gang, der vom Zimmer in den Hof führte, und sah in den blauen klaren Himmel oder ringsherum in den engen Hof. Die dünnen Zweige an den Bäumen schaukelten sich vergnügt auf dem Winde und winkten mit den Blättern, kleine Vögel kamen herbei, spielten mit, naschten ein paar rote Beeren und flogen wieder weiter, die Fliegen und Mücken gaben Zirkusvorstellung in der lauen Luft, summten und tanzten und wirbelten herum in kunstvollen Spiralen, einige Hühner legten Wert auf die Betonung des häuslichen Lebens, scharrten geschäftig gackernd im Hofe herum und dachten nicht an Requisition und Tod, ebensowenig wie das Schwein im Verschlag, das mit seinen Ferkeln um die Wette grunzte vor Mutterstolz und Lebensfreude. Nach einer kleinen Weile kehrte auch der schwarze Haushund von einem Nachmittagsausfluge heim, sah prüfend um sich wie ein Hausvater, konstatierte zufrieden die Anwesenheit aller Bekannten und neugierig die des Fremden. Vorsichtig schlich er sich zu ihm hin, schnupperte an den Gamaschen und überzeugte sich, daß sie aus demselben Leder gefertigt waren wie die seiner Freunde, zog daraus wohlwollende Schlüsse und ließ es knurrend ge-

schehen, daß er von einem Unbekannten gekrault und gestreichelt wurde. Als so alles in bester Ordnung war, stampften auch zwei Vertreter der Dorfjugend durch den Kot herein, besichtigten den Wagen von allen Seiten, griffen den einen oder den andern Hebel an, sahen sich erstaunt um, daß sie noch immer nicht weggejagt wurden, und als sie statt zornigen Fluchens ein lächelndes Gesicht bemerkten, suchten sie auch ihrerseits einen Beweis von Ergebenheit zu geben und kratzten mit Holzspänen die Kotkrusten vom Wagen ab. Ganz in der Ferne hörte man regelmäßige, harte Schläge, sie konnten vom Dreschen in einer Scheune stammen oder von Kanonen.

Das Mädchen trat in den Hof und brachte den Hühnern Futter. Als sie den Hund zu den Füßen des Feindes liegen sah, rief sie ihn zornig, aber das Tier horchte bloß auf und rührte sich nicht. Auch ein zweiter Ruf blieb vergeblich, und jetzt ging sie hin und versetzte dem Hund einen harten Tritt, daß er sich winselnd verkroch. Doktor Ranner mußte ihn aus seinem Versteck hervorlocken, er näherte sich vorsichtig und legte sich wieder zu seinen Füßen nieder.

„Sie sehen, wie der Hund seine wahren Freunde erkennt," sagte der Doktor lachend.

Aber das Mädchen sah ihn böse an. „Das Vieh ist dumm und weiß nichts vom Krieg, meine Eltern beten zwar jeden Tag für den Sieg der Unsern und dienen euch doch, weil sie schwach sind und ihr stark. Ich bin ungläubig und bete nicht ... aber ich bin nicht so schwach wie meine Eltern."

Die Drohung klang so unverhüllt, daß der Fremde, obwohl ihm solche Ausbrüche des Hasses nicht mehr

neu waren, doch seinen Revolver herauszog und ihn vor sich auf das Geländer legte.

„Es wird gut sein, mein Fräulein, wenn ich Sie abends von zwei Infanteristen unter Obhut nehmen lasse —"

Sie zuckte unter seinen Worten zusammen und ging schweigend ihrer Arbeit nach. Alles war wieder gleich wie früher, die Tiere spielten, der Himmel blieb hell, die Menschen waren verstummt und verbargen ihren Haß. Der Fremde stand jetzt auf und ging zu seinem Wagen, prüfte Schrauben und Federn und setzte sich dann an den Lenkersitz. Der Hund folgte nach und sprang auf den freien Sitz neben ihn.

Doktor Ranner liebte seinen Wagen. Er war ein Stück seiner Heimat, sein Haus, seine Waffe; seine Schnelligkeit diente dem Angriff und schützte den wehrlosen Lenker vor Verfolgung; beide waren hilflos, wenn eins von ihnen versagte, nur als Ganzes reihten sie sich als brauchbares Glied in die gewaltige Summe von Mensch und Werkzeug ein, die zu Kampf und Sieg aufgeboten war. Jetzt freilich war wenig davon zu spüren, ringsum dehnte sich alles wohlig in Licht und Frieden, vom Feind war nur ein heiter lächelnder Mann zu sehen, der mit seinen Fingern vergnügt auf den Volant seines Wagens trommelte, und der Wagen selbst war so sonnig gelb wie die großen Blumen am Zaun. Unter ihm kratzten und scharrten die Hühner.

Mitten im Hof stand ein Mädchen und trug schwer an ihrem Haß, der die Augen trübte und ihre Hände durchbebte. Der, dem dies galt, erwiderte es nicht mit Gleichem, sondern sah sie fröhlich an.

„Wenn Sie Ihre feindlichen Absichten aufgeben, mein Fräulein, so können wir die Wache vor Ihrer Stube ersparen —“

Sie antwortete zornig: „Ich heiße Maschа, nennen Sie mich nicht Fräulein... nur die Kinder im Dorfe spotten mich so —“

Wie zur Bestätigung ertönte es hinter dem Wagen: „Fräulein Maschа! Fräulein Maschа!“ Das Mädchen fuhr wütend auf die Kinder los, die um den Wagen herumliefen und sich nicht erwischen ließen. Erst als der Fremde vom Wagen stieg und mit raschem Griff die beiden Buben beutelte, trat wieder Ruhe ein.

Doktor Ranner wandte sich freundlich zu dem Bauernmädchen: „Warum werden Sie hier verspottet, Maschа?“

„Weil ich mit den andern nicht verkehre, obwohl sie meinesgleichen sind —“

„Und warum meiden Sie den Umgang mit Ihren Dorfgenossen?“

„Weil ich nicht zu ihnen gehöre —“

Das waren sonderbare Antworten aus dem Munde einer Bäuerin, die gerade den Mist aus einem Stalle kehrte. Ihre Worte klangen beinahe gewählt, wenn auch ihr Aussehen keine Bildung verriet. Aber die Bücher in der Stube, die sie vor dem Fremden behüten wollte...

Sie lachte trotzig über die Frage. „Meine Eltern können nicht lesen. Die Bücher sind mein Eigentum... auch das Bild —“

„Lebt der Dichter noch?“

Maschа ballte die Hände, als wollte sie auf etwas

schlagen. „Ich weiß es nicht. Ich habe gehört, daß er in den Krieg gezogen ist als Freiwilliger —“

Doktor Ranner nickte. „Ebenso wie ich. Haben Sie den Dichter gekannt, Mascha?“

„Er hat in dem Hause verkehrt, wo ich bedienstet gewesen bin. Er hat auch ein Automobil besessen... Ich hasse diese Fahrzeuge —“ Sie schleuderte einen Erdklumpen mit dem Fuß gegen den Wagen, als könnte dieser Schmerz empfinden wie ein Tier.

Der Besitzer schüttelte den Kopf. „Sie sind wohl noch nie in einem Automobil gefahren? Daher die Feindseligkeit —“

„Einmal bin ich gefahren — einmal — auf das Landgut des Mannes, dessen Bücher drinnen stehen — einmal — ich wäre gern mit ihm gefahren, so oft er wollte... Am nächsten Tage schickte er mich zur Bahn, weil er Gäste erwartete... einmal bin ich nur gefahren, darum hasse ich diese Fahrzeuge —“

Sie verbiß die Lippen und wandte sich wieder dem Stalle zu. Ihr schmutziger Anzug hob sich kaum von der Farbe des Verschlages ab, ihre Arbeit war ebenso wie ihr Äußeres gleich den andern Bauernmädchen, und doch hatte sie das Leben hoch über alle emporgehoben, indem es ihr tiefstes Leid zufügte und sie groß machte in Schmerz und Haß.

Doktor Ranner stieg vom Wagen herab, ging hin zu dem Mädchen, und seine Stimme klang warm.

„Warum sind Sie hierhergekommen, Mascha, wo Sie wirklich nicht hingehören?“

„Die Frau hat mich weggejagt, weil ich mit Luka Starcevic im Automobil gefahren bin. Sie tat es jeden Tag — ich nur einmal —, trotzdem hat sie mich

fortgestoßen. Ich konnte nichts andres finden. Darum ging ich wieder zu meinen Eltern —"

Sie richtete sich auf und sah zornbebend auf die blaue Uniform des Feindes. „Was geht Sie das alles an? Sie sind mir fremd und feind wie Luka Starcevic — wie alle Menschen. Ich weiß nicht, warum ich zu Ihnen spreche — kämpfen sollte ich mit Ihnen —"

Sie warf die Schaufel weg und wollte ins Haus eilen, aber Doktor Ranner vertrat ihr den Weg. „Ihr Volk und meines sind Feinde, ja, aber kein Mensch, den ich bisher in Feindesland getroffen habe, hat mir so viel gesagt wie Sie. Ich möchte Ihnen eine Antwort geben, die Sie vielleicht nicht erwartet haben: ich achte Sie mehr als die Männer, die sich aus stumpfem Gehorsam mit uns schlagen, und ich will Ihnen das Wort, mit dem Sie verspottet werden, als Ehrentitel beilegen — so oft ich mit Ihnen spreche, werde ich Fräulein Mascha sagen, als Zeichen meiner Achtung für Sie —"

Nur ein staunender Blick aus ihren großen Augen gab Antwort, und sie trat hinein ins Haus. Draußen wurden wieder laute Kommandos hörbar, einige Züge Infanterie marschierten in ihre Quartiere. Die harten Schläge in der Ferne begannen von neuem.

Doktor Ranner horchte einen Moment auf, zuckte mit den Achseln und zog dann aus den Taschen seines Wagens ein Stück Wurst und ein Kommißbrot hervor. Als er sich anschickte, das Brot mit seinem Taschenmesser zu zerschneiden, kam Mascha aus dem Hause und brachte einen Teller und ein großes Messer.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Masha —“

Sie nickte nur und ging schweigend zurück in die Küche, wo sie für sich und ihre Eltern das Nachtmahl bereitete. Die Mutter machte in der dunklen Stube Licht, der Vater kam von der Feldarbeit nach Hause, und die Familie saß vollzählig beim Tisch. Ringsum tobte der Krieg, aber die drei waren in ihrem Heim geborgen, nichts Fremdes drang ein, es waren dieselben Lampen und dieselben Schüsseln wie immer, sie dachten an das Essen und fühlten sich zufrieden. Nur manchmal warf das Mädchen verstohlen einen Blick hinaus auf den Wagen.

Aus Osten kam die Dämmerung und zog über den klaren Himmel und die Felder und Dörfer, aus den Winkeln und Ecken wuchs das Dunkel hervor zu einem Baum mit breiter Krone, und die Nacht schloß die Häuser und legte Läden auf die Augen der Menschen.

Ein gelber Wagen stand im Hof, sein glänzender Lack spiegelte das letzte Licht zurück, auch er wollte dunklen Schlaf.

Da wurde draußen heftig an das Tor geklopft; Masha eilte hinaus; ein Soldat trat ein und verlangte nach Doktor Ranner vom Autokorps. Sie wies ihn zu des Gesuchten Zimmer, und der Soldat überbrachte den Befehl, Doktor Ranner solle sofort mit seinem Wagen zum Kommando fahren. Dieser hatte heute einmal eine ungestörte Nacht erwartet und ging etwas mißmutig hinaus in den Hof, zündete die Lampen an und setzte den Motor in Gang. Masha stand dabei und fragte nach dem Ziel.

„Ich weiß es nicht, wahrscheinlich überbringe ich dringende Befehle.“

„Ich möchte wünschen, daß die meinen Freunden nichts schaden."

Die Rede war zweideutig, aber es klang ein leiser Unterton von Besorgnis für den Fremden mit, und sie sah ihm noch lange nach, als er sich mit seinem Wagen durch den Kot arbeitete.

Beim Kommando wartete schon Leutnant Raschek, der Begleiter Doktor Ranners, und teilte ihm die erhaltenen Befehle mit.

„Wir müssen zum 112. Infanterie-Regiment nach Waljewo; den Befehl habe ich bei mir; sie sollen den Ort um jeden Preis bis morgen mittag halten. Zwischen Dobra und Jablanitza dürften feindliche Patrouillen ziemlich nahe der Straße sein; wir müssen daher diese Strecke mit größter Schnelligkeit durchfahren. Wir nehmen zwei Scharfschützen von unserm Regiment mit, sind also hinreichend gesichert. Die ganze Fahrt hin und zurück hat sechsundzwanzig Kilometer; wir können also leicht in einer Stunde wieder hier sein."

Doktor Ranner nickte, die Passagiere stiegen ein, und der Wagen fuhr hinaus aus dem Dorf.

Die Nacht war dunkel und ohne Sterne, vom Turm der Kirche gingen Lichtsignale in die Ferne wie gellende Schreie, auf dem Mast der Funkenstation sprühte und knisterte es, am Horizont leuchtete blendende Antwort auf und verstummte wieder, ein schläfriger Schein von Lagerfeuern stand auf den Feldern, alles Geräusch kam vom Licht, jede andre Stimme schwieg.

Bald war das Dorf verschwunden, und der Wagen

jagte über die freie Straße. Der Leutnant hielt die Karte ganz nahe an seine Taschenlampe, um sich zu vergewissern, daß sie sich auf der richtigen Route befanden, und konstatierte zu seiner Befriedigung, daß dies der Fall und bis Waljewo keine Kreuzung zu erwarten war; dann lehnte er sich wieder zurück und hüllte sich in den dicken Plaid. Die Herbstnächte sind kühl und feucht und hauchen mit fröstelndem Schauer auf die Menschen, die ihre Ruhe stören wollen.

Doktor Ranner gab dem Wagen volle Kraft, seine Hände hielten den Volant in festem Griff, und seine Augen spähten scharf und angestrengt in die Ferne. Die Straßen hier im Bezirk von Negotin sind breit und gerade, zu beiden Seiten führen tiefergelegene Nebenstraßen, durch Obstbaumreihen von der Hauptstraße getrennt, und nach außen wird alles durch riesige Pappeln gegen die Felder zu abgeschlossen.

Der Wagen stürmte vorwärts, endlos floh die Straße vor ihm her, dunkel und gleichförmig standen die Baumreihen zu beiden Seiten. Sie schlossen die Straße ein wie hohe Kulissen ein Bühnenbild, der Schein der Lampen ließ sie zu einem fremden, unwirklichen Licht erwachen, ein kaltes Graugrün lag auf den Blättern, als hätten sie Mondlicht eingefangen und in dem dichten Laub verborgen. Je näher die Bäume kamen, desto heller erglänzte ihr Fuß und desto dunkler ragten ihre Wipfel zum Himmel, nur bei den allerfernsten waren auch die Spitzen beleuchtet, wie eben in der Nacht nur Fernes klar wird für Augen und Gedanken. Man konnte sich im Theater dünken. Ein Rokokogarten mit geraden Alleen tat sich auf, ganz wunderbar war Licht und Stimmung getroffen,

und man wartete nur noch gespannt auf die Menschen, deren Schicksal dieser Park offenbaren sollte, man wartete auf ihre feinen, tändelnden Verse, die große Leidenschaften deckten und zukünftige Tragödien ahnen ließen, man wartete geduldig im Genuß des schönen Bildes. Aber keine Menschen erschienen und sammelten Licht und Handlung in ihrer Gestalt, kein Laut war hörbar außer dem Brummen und Dröhnen des Motors, das sich in hundertfachem Widerhall an den dunklen Baumwänden brach. Niemand im Wagen sprach ein Wort, der Weg führte durch Nacht und Feindesland, da ist die Luft rauh und der Tod nahe. Man fühlt ihn nicht, man denkt nicht an ihn, er ist so selbstverständlich wie die Luft beim Atmen, er lauert hinter jedem Baum und in jedem Graben, warnt noch höhnisch mit einem scharfen, blitzenden Licht und sitzt schon an der Gurgel und im Nacken, hält seinen Opfern Augen und Ohren zu, damit sie über keinen Schlag mehr erschrecken können. Wer in solcher Nacht hinaus muß, denkt beim Abschied immer: das ist meine letzte Fahrt, lächelt und freut sich auf die Wiederkehr. Nichts kann ihn dann auf seiner Reise erschrecken. Die Augen leiten alles, und die Hände erfüllen blind jeden Befehl, den sie von ihnen empfangen. Sie beide leben beinahe vom Körper getrennt, die Gedanken der Menschen wohnen nicht in ihnen, die eilen weit nach vorn oder sehen zurück, suchen sich irgendeine liebe Hoffnung oder süß-schwere Erinnerung auf und verweilen bei ihr, halten leise nächtliche Zwiesprache.

Vier Menschen saßen auf dem Wagen. Zwei Soldaten hofften auf gute Quartiere und reiche Kost, ein junger Offizier dachte an Avancement und Auszeich-

nung für tapfere Tat, und der, dem der Wagen gehörte und dessen Hände ihn führten, hatte wirre Bilder im Kopf von nächtlichen Fahrten mit schönen Frauen, wo wildes Verlangen sich nur in toll rasender Schnelligkeit ausleben konnte. Und dann trat ein junges Mädchen aus dem Dunkel, saß ganz still neben ihm, durchsichtige Wände trennten sie vom herbstlichen Frost, braune Bäume wölbten sich über der Straße als Decke, kein Ziel tauchte auf, nur in der Ferne leuchteten drei Fenster in weißglühendem Licht. So ruhig saß das Mädchen neben dem Manne, sie wußte nicht, wie sehr er sie liebte, sonst hätte sie verstohlen seine Hand gehalten und ihn die Wärme ihres Leibes fühlen lassen; aber er freute sich über ihre bloße Nähe, die ihn wie ein unmerklicher Duft von fernen Blüten umfloß. Seine Augen hingen an den drei Fenstern, die nicht mehr weit waren, das Leuchten drang nicht durch sie hindurch, es wurde in ihnen selbst erzeugt, als bestünden die Fenster aus Rippen, die mit flüssigem Licht gefüllt waren; ihre ganze Fläche schien mit dieser scharf blendenden Substanz erfüllt. So seltsam war das...

Der Leutnant stieß an den Lenker und rüttelte ihn, wie wenn er eingeschlafen wäre. „Sie, Doktor, sehen Sie den Schatten vor unserm Wagen? Macht Sie das nicht nervös? Das ist ja beinahe unheimlich —"

Alle vier Menschen spähten vorwärts. Etwas Unerklärbares tanzte vor dem Wagen hin und her, bald glich es einem riesigen Vogel, der den Wagen mit sich zog, dann bäumte es sich wieder auf, ohne seinen Lauf halten zu können; statt der Flügel hoben sich Arme, ungreifbare, durchsichtige Arme, unter denen

der Boden durchschimmerte, breiteten sich wieder zu Flügeln aus und eilten nach vorn, entfernten sich nicht und schienen zu fliehen. Jeder hielt es für eine Täuschung seiner selbst und fragte doch den andern um Erklärung. Eine kurze Weile fuhr der Lenker noch weiter, dann bremste er und sprang ab, seine Augen versagten vor dem unruhig zitternden Bilde. Als er vor die Laternen trat, hörte plötzlich der Spuk auf, Doktor Ranner öffnete den Deckel und ließ eine Fliege heraus, die sich durch die Luftlöcher in das Lampengehäuse verirrt hatte. Ins Ungeheure vergrößert, war ihr Schatten durch die Linse auf die Straße geworfen worden. Die vier Menschen lachten, aber es war ein ängstliches Lachen, als fürchteten sie durch ihren Spott neue Trugbilder zu erwecken.

Gerade als sie den Wagen besteigen wollten, kam ein Reiter in den Lichtkegel, sein Pferd scheute und warf ihn gegen einen Baum. Die beiden Soldaten näherten sich mit schußbereiten Gewehren, aber der feindliche Reiter lag regungslos mit blutendem Kopf im Grase. Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich, der Schädel schien durch den Anprall gespalten. Die Soldaten untersuchten seine Taschen nach Befehlen und Plänen, fanden aber nichts von Wichtigkeit. Der Wagen kam langsam herbei und hielt vor dem Toten. Leutnant Raschek war über die Begegnung überrascht.

„Hätte der Kerl rechtzeitig hinter dem Baum Deckung gefunden, so konnte er in Seelenruhe uns und unsrer Aufgabe ein Ende machen. Übrigens — ich finde es sonderbar, daß wir schon hier auf feindliche Patrouillen stoßen. Sie sind uns erst für die Gegend von Dobra avisiert, davon sind wir noch vier

Kilometer entfernt. Da muß irgend etwas nicht in Ordnung sein —"

„Der zweite Mann von der Patrouille fehlt mir noch," antwortete Doktor Ranner. „Wir müssen mit Vollgas fahren, um ihm eventuell das Zielen zu erschweren —"

Mit Poltern und Schnauben stürmte der Wagen von dem Toten weg in die Nacht. Aber noch lauter als der Motor erklangen plötzlich zwei, drei, vier scharfe Schläge im Rücken der Fahrer, zerspelltes Holz der Karosserie fiel in den Wagen, und einer der Soldaten wischte sich das Blut vom Finger ab, den ein Holzsplitter aufgerissen hatte.

„So, jetzt hätten wir Ruhe," meinte der Leutnant.

Weiter ging's in die Nacht, und das Licht lief voran und suchte Weg und Feind. Bald war Dobra erreicht, ein zerschossener Trümmerhaufen, von den Bewohnern verlassen. Einige Züge Infanterie hatten sich in den Trümmern eingenistet, um die Verbindung aufrechtzuerhalten. Die Leute im Wagen grüßten und eilten weiter. Wiederholt trafen sie vorgeschobene Posten, jetzt begann die gefährdete Strecke, man bemerkte noch nichts vom Feind, war aber auf ihn vorbereitet. Acht Augen suchten aufmerksam das Gelände ab, erwarteten da eine verdächtige Bewegung, dort das Aufblitzen eines Schusses oder Explosionen eines Maschinengewehrs. Aber nichts von allem zeigte sich, mit unverminderter Kraft brachte der Wagen die Strecke hinter sich, bis die ersten Häuser von Jablanitza auftauchten. Hier lag eine große Infanterieabteilung, der Kommandant hielt den Wagen an, fragte nach dem Ziel und teilte die letzten Nachrichten aus Waljewo

mit. Das Regiment war von feindlichen Truppen unbekannter Stärke angegriffen worden, und bis vor einer halben Stunde war heftiges Gewehrfeuer vernehmbar gewesen. Direkte Nachrichten hatte man darüber noch nicht.

Von Jablanitza führte die Straße unmittelbar neben dem Fluß, war übersichtlich und in der dem Feinde zugewandten Flanke eben durch den Fluß gedeckt. Die Passagiere des Wagens lehnten sich wieder zurück, der Lenker überließ sich seinen Augen und Händen, und alles hüllte sich wieder in Gedanken und wachen Schlummer. Gefahr war keine mehr zu befürchten, man freute sich schon auf Heimkehr und dachte kaum mehr an den Befehl, der ja bald ausgeführt war. Zufrieden brummte der Motor sein eintöniges Lied, gleichförmig und gleichgültig rauschten die kleinen Wellen im Fluß, die Schilfgräser und Weiden hoben sich neugierig im Luftzuge des eilenden Wagens, nickten sich noch eine kleine Weile schläfrig zu und schlummerten dann wieder ein. Wie ein Traum zog der Wagen über das ruhende Land.

Ganz in der Ferne schien die weiße Straße durch etwas unterbrochen zu sein. Eine schwarze Masse floß näher, streckte dunkle Fühler aus und zog sie wieder zurück. Eine leichte Wolke von Staub und Dunst lagerte darüber, und manchmal blitzte ein kleines Licht heraus und verlöschte wieder. In langsamer Fahrt schob sich der Wagen zu dem Hindernis und hielt zuletzt an.

Soldaten in kampfzerfetztem Gewand, mit blutigen Verbänden bedeckt, die Augen stier und irrend geradeaus gerichtet, trotteten vorüber. An den Gewehrkolben

klebte Blut und an den sturmbereiten Bajonetten, aber die Männer trugen sie nicht als Zeichen eines Sieges, müde Hände hielten sie wie ein überflüssiges Werkzeug, die Schultern sanken ihnen ein, als hätten sie einen unsichtbaren Feind im Nacken, die Füße schleppten die Last kaum vorwärts und drängten doch weiter. Irgend jemand sagte ein gleichgültiges Wort, und alles fuhr zusammen wie vor der Salve eines Maschinengewehrs. Sonst hätten sie es angeschlichen, beschossen, erstürmt, zerschlagen, jetzt machte sie der Gedanke daran erzittern. Hundertfach war ihre alles niederringende Tapferkeit erprobt, ein Gedanke hatte sie niedergerungen und zerstört. Eignes und fremdes Blut stampften sie sonst in kampfharter Wut in den Boden und achteten nicht Verwundung noch Tod, jetzt hatte sich ein Gedanke wie eine ansteckende Krankheit in ihrem Blute eingenistet und nahm ihnen Kraft und Entschluß. Rettung war ihnen als Feigheit erschienen, nun stellte ihnen ein Gedanke Feigheit als einzige Rettung vor Augen, trieb sie zurück, trieb sie zur Flucht, zog mit der Rettung wie ein Phantom vor ihnen her. Sie wankten stumpf und blind nach, kein Kommando hielt sie und keine Drohung, sie folgten einem inneren Zwang. Es war nicht Furcht, nicht Angst, nicht Schrecken, nicht Hilflosigkeit, nicht Schwäche, ihr Wille war durch einen einzigen Gedanken ersetzt, und der beherrschte alles. Keiner konnte darüber Auskunft geben, jeder hätte geantwortet, ich weiß es nicht, ohne seinen Schritt zu verlangsamen, ohne nach rechts oder links zu blicken. Dieselbe unerklärliche Kraft, die große Völker zur Revolution begeistert und andern Millionen Menschen jedes irdi-

sche Gut gering erscheinen läßt, die unerforschte Kraft, die sich äußerlich nur im Zusammenschluß der Massen kundgibt, regierte auch diesen kleinen Haufen kämpfender Menschen und zwang sie zum Gehorsam wider sich selbst.

Mit warmem Leib und hellen Augen trat jetzt der Wagen zwischen sie, seine Richtung war ihrer entgegengesetzt, er trug Menschen, die vorwärts wollten. Die Massen stockten einen Moment und eilten dann um so rascher vorbei. Keine Führer waren zu sehen, sie schienen überflüssig oder tot. Die Leute im Wagen riefen nach Offizieren, niemand antwortete. Ein Trupp nach dem andern zog so vorüber. Endlich führte man ein Pferd mit einem schwerverwundeten Hauptmann, den hielten sie auf. Mit schwacher Stimme gab er Auskunft. Das Regiment war von vierfacher Übermacht umzingelt worden, bald kam zum Feind noch eine große Abteilung Irregulärer. Die Leute hatten sich gewehrt wie noch nie, zwei Drittel blieben auf dem Schlachtfelde, der Rest kämpfte weiter und wandte sich plötzlich ohne Befehl, ohne erkennbare Ursache von allen Orten gleichzeitig zu planloser Flucht. Was bisher durchkam, war alles, was übrig war. Der Oberst und einige Offiziere hatten einen halben Kilometer zurück ein paar Dutzend Leute gesammelt und deckten als Nachhut den Rückzug — bis auch sie aufgerieben waren...

Bald war der Raum um den Wagen wieder leer, der Motor schnurrte weiter, lebte und verlangte nach Arbeit. Stumm bestieg man den Wagen und fuhr der Nachhut entgegen. Sie mußte mehr als einen halben Kilometer zurückgeblieben sein, denn nichts

zeigte sich trotz längerer Fahrt. Der Lenker beschleunigte den Motor, der Wagen sprang vorwärts, mit einem Male wurden die Explosionen unregelmäßig, es hörte sich an, als ränge ein Erstickender nach Atem, immer schwächer wurde sein Stöhnen, und nun setzte er ganz aus. Ein Ruck an den Bremsen, und das Fahrzeug stand.

In der Ferne tauchten im Licht der Scheinwerfer Menschen auf. Der Leutnant richtete sein Binokel auf sie und setzte es gleich wieder ab. „Es sind feindliche Irreguläre," sagte er zum Lenker und biß die Lippen zusammen. „Durch das Gehölz links in unserm Rücken können wir vielleicht noch unsern Haupttrupp erreichen. Unsre Nachhut scheint vernichtet zu sein."

Einen kleinen Moment herrschte Schweigen, furchtbares, lähmendes Schweigen, das Leben und Tod in sich birgt. Dann sagte Doktor Ranner heiter, beinahe ohne jede Aufregung: „Alles, was mich an meine Heimat und mein Leben bindet, ist an diesen Wagen geknüpft. Zu Hause hat er mir nur frohe, glückliche Fahrten gebracht, hier oftmals mein Leben gerettet als treuester Diener. Ich weiche nicht von ihm. Kann ich ihn nicht mehr erwecken, so ist sein Schicksal das meine."

Der Leutnant drückte seine Hand. „Drei Wochen sind wir beisammen, Sie, Ihr Wagen und ich. Wir bleiben zusammen."

Die feindliche Truppe hielt; wahrscheinlich erschienen ihr die Scheinwerfer als Zeichen neuen Widerstandes. Doktor Ranner nahm eine der Reservelampen, entzündete sie und leuchtete den Motor ab. „Der Vergaser ist in Ordnung, die Ventile ebenfalls.

Bitte, Leutnant Raschek, drehen Sie einigemal die Kurbel. Aha, Zündung kommt keine. Dieses Kabel ist gut — auch das zweite — ich hab's — das Kabel zur Spule ist durchgerissen. In zehn Minuten habe ich ein neues eingesetzt — so lange müssen wir uns halten —"

Der Leutnant gab rasch Befehle. Es waren drei Gewehre und der Revolver des Lenkers da, zum Glück auch sehr viele Patronen. Die beiden Soldaten legten sich ins Gebüsch zur Linken; sie sollten ohne Rücksicht auf Munitionsverbrauch schießen und öfters Platz wechseln, um eine größere Mannschaft vorzutäuschen. Der Leutnant nahm das dritte Gewehr und postierte sich hinter einem Weidengebüsch auf der Flußseite. Doktor Ranner hing die Lampe an die Spritzwand, um gut zu sehen, legte den Revolver neben sich aufs Trittbrett und begann die Arbeit. Der Leutnant rief ihm noch zu: „Beeilen Sie sich! Wenn Sie fertig sind, müssen wir hundert Schritt zurückfahren, dort führt ein Weg zum Fluß, und wir können mit einmaligem Reversieren umdrehen."

Alles befand sich an dem zugewiesenen Platze, die Verteidiger und der Lenker. Ein festes Band umschlang die vier Menschen und den Wagen, keiner durfte versagen, nur von ihrer Gemeinsamkeit hing die Erfüllung des Befehls und auch ihre Rückkehr ab. Die Verteidiger hielten Auslug nach dem Feind und warfen hie und da einen Blick auf den Wagen zurück, der gelähmt dastand und den der Arzt zu retten versuchte, um sich und seine Freunde zu retten. Seine Hände hatten nicht die gewohnte Sicherheit, und die Arbeit schritt nur langsam weiter. Der Feind blieb

noch immer unbeweglich und wagte sich nicht heran. Scharf und drohend lief das Licht der Scheinwerfer zu ihnen hin und warnte sie: Noch ist Feuer in meinen Augen! Noch lebt unsre Kraft! Hütet euch vor mir und meinen Freunden!

Die Sekunden wurden zu Minuten. Leutnant Raschek fragte: „Nun, wie geht's?" und bekam keine Antwort. Die schweigsam gehorchenden Soldaten flüsterten: „Herr Doktor, können wir bald fahren?", verstummten wieder und hofften auf sich und den Wagen.

Der Lenker klopfte irgend etwas mit einem Hammer gerade. Die Schläge hörten sich an wie Beruhigung und freundlicher Zuspruch. Dann ging er nach rückwärts zur Werkzeugkiste, suchte, fand nichts, ging wieder nach vorn, kehrte zurück und kramte nochmals unter den Werkzeugen herum. Drei Männer folgten gespannt dem Geräusch seiner Schritte und dem Lärm des durcheinandergeworfenen Eisens. Wie unruhige zwiespältige Gedanken klapperten die Werkzeuge in ihrem Behälter herum, eines nur führte zum Ziel, verbarg sich, verweigerte sich dem Menschen, der es für seinen Gebrauch geschaffen hatte. Die Hände wühlten in dem kühlen Metall, stießen an scharfe Kanten, griffen gierig weiter. Ein Hungriger suchte Brot, das Dunkel entzog es ihm und höhnte seine blinden Augen. Einen Augenblick fühlte er sich wehrlos und stampfte mit dem Fuße.

Vier Menschen und ein Menschenwerk standen in der Nacht und wollten sich wehren gegen starke Feinde.

Der Deckel einer Kiste fiel zu oder wurde zugeschlagen. So dumpf schloß sie sich wie ein großer Sarg. Auch Granaten dröhnen so, wenn sie unmittelbar vor

einer hohen Mauer krepieren und die letzte Deckung vernichten. Es ist ein nächtlich-dunkler, schwerer Ton, an den man sich nie gewöhnt, so oft man ihn auch hört.

Drei Gewehre wankten einen Augenblick in den Händen, von denen sie gehalten wurden, ein paar Menschen wandten sich nach einer Maschine um. Eine große Gestalt stand neben ihr, ruhig und aufrecht wie ein Schicksal.

Jetzt sah man sie sich neigen, in eine Tasche der Karosserie greifen und aufschnellen. So springen Menschen, wenn sie einen Freudenruf ausstoßen. Aber kein Laut drang durch die Nacht, nur ganz leise hörte man, wie zwei Hände in froher Geschäftigkeit erwünschte Arbeit begannen.

Beim Feinde war jetzt eine Bewegung wahrzunehmen. Ein Teil stieg die kleine Böschung zum Fluß hinab und näherte sich längs derselben, der Rest blieb zurück und legte sich in Deckung. Einige wenige suchten sich auch über die Felder zur Linken heranzuschleichen. Im ganzen mochten es dreißig bis vierzig Mann sein.

Der Leutnant und die Soldaten brachten die Gewehre in Anschlag. Doktor Ranner spannte den Hahn des Revolvers, dann griff er wieder nach Zange und Schraubenzieher. Die Maschine hielt ihre blendenden Augen auf die Feinde gerichtet. Sie hatte bei dem Kampf nichts zu verlieren, wechselte höchstens den Besitzer. Aber noch schützte sie ihre Freunde, verbarg sie durch ihr Licht und zeigte ihnen den Feind.

Auf hundert Schritt eröffneten die Irregulären das Feuer. Sie hatten schweres Zielen, ein Blick in die grelle Flamme der Scheinwerfer schmerzte ihre Augen

und brachte sie um klares Sehen. Die Verteidiger dagegen fanden den Gegner taghell beleuchtet, ohne selbst geblendet zu werden, und unterhielten ein wirkungsvolles Schnellfeuer, das bald ziemliche Verwirrung unter den Gegnern anrichtete. Erst auf Kommando ihres Führers sammelten sie sich und versuchten wieder vorzugehen.

Doktor Ranner hielt einen Augenblick in der Arbeit inne, die Stimme des Anführers fiel ihm auf. Sie klang edel und wohlgebildet und wie die eines Mannes, der vor vielen Menschen zu sprechen gewohnt ist. Die Worte waren in der Landessprache und daher nicht zu verstehen, aber die er zuletzt sagte, schienen nach Rhythmus und Reim Verse zu sein. Die Leute nahmen sie mit Beifallsgemurmel auf und stürmten vorwärts bis zur nächsten Deckung. Ihr Feuer konnte Erfolg gehabt haben, denn auf Seite des Leutnants fielen keine Schüsse mehr. Doktor Ranner horchte gespannt hin, während seine Hände an der Maschine arbeiteten. Er wollte seinen Genossen zuschreien: Haltet euch — haltet euch noch fünf Minuten — dann ist alles gut — und wagte es nicht, um nicht die Schwäche der eignen Partei zu verraten. Noch immer blieb es am rechten Flügel stumm. Er beugte den Körper ganz vom Wagen weg, um durch das dumpfe Widerhallen der Schüsse in der Motorhaube nicht irritiert zu werden, befestigte im Dunkeln den Polschuh an dem Kabel, während seine ganze Aufmerksamkeit den Gebüschen zugewendet war, die dem Leutnant Deckung verschafften. Nichts — nichts... War er nur leicht verwundet und wollte nicht durch Rufe die andern gefährden, oder war er tot? Jetzt,

wo so bald Rettung zu erwarten war ... Da erhoben sich plötzlich, ganz nahe beim Wagen, hinter einem Schotterhaufen, wieder die scharfen Knalle. Beruhigt wandte sich Doktor Ranner von neuem seinem Wagen zu. Aber seine Arbeit mußte vom Feinde bemerkt worden sein. Früher blieb er von Schüssen verschont, jetzt hörte er die Kugeln fortwährend vorbeipfeifen, das Glas einer Laterne zersplitterte, die Scherben fielen klirrend zu Boden, vom Vorderpneu wurde ein großes Stück Gummi herausgefetzt, eine andre Kugel gellerte vom Boden auf und durchschlug das Schutzblech des Motors, Holzteile der Karosserie flogen umher. Noch war die eigentliche Maschine unversehrt, noch war der Rückzug nicht abgeschnitten, mit zorniger Eile arbeitete der Lenker weiter, um das leblose Werk wieder zu beleben, während sich das Verderben immer mehr näherte, drohende Laute ausstieß wie ein fauchendes, sprungbereites Raubtier, sich verzehnfachte, verhundertfachte, surrend und spottend vom Tode sang ...

Die schöne, wohlklingende Stimme draußen gab wieder Kommandos. Die Worte bedeuteten Todesdrohung, vielleicht Tod — aber sie berauschten sich am eignen Klang, verleugneten die Wirklichkeit. Solche Stimme paßt nicht zu blutigem Kampf, eher in ein Theater für einen Helden. Das Publikum ist begeistert über das edle Pathos. Die Stimme kann auch einem schwermütigen Chevalier gehören in einem Rokokogarten. Wie schön war doch die Allee vor Dobra! Fieberhaft hantierte Doktor Ranner an der Maschine herum. Er wußte nicht mehr, woran er denken sollte, um freien Kopf zur Arbeit zu haben.

Hinter den nächsten Bäumen lagen die Feinde und feuerten.

Die beiden Soldaten hatten sich nach vorn geschlichen und schossen Blutflecke in die Baumstämme. Wieder geriet der Angriff ins Stocken. Man getraute sich nicht an den Platz der toten Kameraden, um nicht ins Kreuzfeuer der Verteidiger zu kommen. Doktor Ranner gewann Zeit, mit der Laterne unter die Motorhaube zu leuchten und sich zu überzeugen, daß er alles der Vollendung nahegebracht hatte. Noch eine Minute — aber eilen mußte er sich, durfte nicht einmal durch Aufatmen Zeit verlieren...

Da erklang drüben neues Kommando, ein paar kurze, zornige Worte, ein Mann sprang auf, stürmte die wenigen Schritte im grellsten Licht der Scheinwerfer vor, zehn andre ihm nach. Er stand am Wagen, holte mit dem Gewehrkolben aus, senkte ihn schon zum Schlag, als ihn ein Revolverschuß niederstreckte; ein zweiter seiner Genossen fiel und ein dritter, die andern flohen. Kalt und ruhig floß das Licht der Laternen über die zuckenden, röchelnden, blutigen Körper. Doktor Ranner setzte rasch neue Patronen ein und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Nur noch ein paar Handgriffe...

Unter den Angreifern erhob sich ein Wutgeschrei. Der Arbeitende mußte hinhorchen, denn ein bekanntes Wort fiel immer wieder. Luka Starcevic! Luka Starcevic! Wie hypnotisiert hörte er auf den Namen. Das Bauernmädchen in Negotin hatte ihn genannt. Jetzt ertönte er wieder — als Schlachtruf — als Beginn eines zweiten Sturmes.

Links in der Nähe wurden Gewehrschüsse hörbar;

ihr schärferer Klang unterschied sie deutlich von den großkalibrigen Büchsen der Irregulären. Das auch noch! Der Feind bekam Unterstützung durch Reguläre. Vier Menschen blickten verzweifelt nach einem Wagen, der ruhig auf der Straße stand, bissen die Zähne zusammen und setzten ihre letzten Patronen ein. Doktor Ranner stützte sich auf den Wagen wie auf die Schulter eines guten Freundes, hielt seine Waffe vor sich und wartete. In ein paar Augenblicken war alles zu Ende.

Noch einige Sekunden — immer wartete er noch — immer dichter fielen die Schüsse, aber man hörte keine Kugeln. Ja, wohin richteten die Irregulären auf einmal ihre Gewehre? Auf ihre Freunde? Bajonette blitzten auf, wilde Schreie gellten in die Nacht, deutsche Kommandos wurden hörbar, graue Uniformen kamen in Sicht — die Nachhut war da...

Doktor Ranner schloß die Motorhaube, legte den Revolver darauf und wartete. Viele Hände streckten sich ihm entgegen. Der Leutnant übergab den Befehl an den Oberst, und ein Major erzählte den Automobilisten, wie die Nachhut, um Zeit zu gewinnen, die mit den Windungen des Flusses parallele Hauptstraße verließ und einen kürzeren Feldweg einschlug. So kam sie gerade zurecht, um noch erfolgreich in den Kampf eingreifen zu können. Dann betrachtete man die Männer, die beim Sturm auf den Wagen gefallen waren. Der Major trat ganz nahe zu dem ersten hin, dessen Leiche quer vor den Rädern des Wagens lag, und beglückwünschte dann die Verteidiger.

„Der Tod dieses Mannes ist ein großer Gewinn für Sie und uns alle."

„Wer ist es denn?“ fragte Doktor Ranner gespannt.

„So ein Nationaldichter, ein gewisser Luka Starcevic, der die gesamten Irregulären organisiert hat. Sie sind ihm und seinen Aufrufen mit ungeheurer Begeisterung gefolgt. Es wird ihnen schwer sein, wieder einen solchen Führer zu bekommen. Meine Leute haben ihn oft aufs Korn genommen. Seine Anhänger hielten ihn für schußfest und fanden es auch bestätigt. Sonderbar, daß er gerade beim Angriff auf ein Automobil von der Hand des Lenkers gefallen ist —“

„Ich habe gehört,“ sagte Doktor Ranner nachdenklich, „daß er selbst leidenschaftlicher Automobilist gewesen ist. Vielleicht hat er sich nur deshalb so weit vorgewagt, um mit eigner Hand den Wagen zu stürmen. Die Gelegenheit schien ihm günstig —“

Der Motor wurde angekurbelt, er schnurrte leise und regelmäßig, wie man es von ihm gewohnt war. Die beiden Soldaten streichelten die Motorhaube, wie man einem Pferd auf den Hals klopft, um es zu loben und anzufeuern. Dann setzte sich der Lenker an seinen Platz und drehte den Wagen um. Die Lichter fielen auf eine freie, ungefährdete Straße, die zu Freunden und in sicheres Quartier führte. In Jablanitza, das nur wenige Kilometer entfernt war, hatten die Reste des Regiments haltgemacht, und dorthin wurde auch die Nachhut beordert. Der Oberst fuhr bis Negotin mit, um selbst die Meldung über den Kampf zu erstatten.

In der schönen Allee bei Dobra gab der Lenker dem Wagen wieder volle Kraft, hielt nicht mehr seinen Lauf. Er fühlte sich so ruhig und gesichert wie in einem umfriedeten Garten. Wenn ein Abenteuer drohte,

kam es nur von Frauen und Liebe, und seine Gedanken gingen weit weg in die Heimat. Viele Fahrten standen dort noch bevor, eng aneinandergedrückt eilten zwei Menschen einem Heim zu, das sie vor fremden Augen barg, und der neue Tag brachte auch neues Glück und glückliche Reise.

An einem Baum gelehnt lag ein Soldat mit blutigem Haupt. Hier war vor einer Stunde der erste Angriff erfolgt. Niemand dachte mehr daran, gleichgültig sah man auf die Leiche hin und fuhr weiter. Bald war Negotin erreicht.

Doktor Ranner hatte seine Aufgabe erfüllt und fuhr ins Quartier. Mühsam arbeitete sich der Wagen über die schlechte Straße. Im Hause war kein Licht mehr. Auf das Klopfen eilte Mascha herbei und öffnete, und der Wagen holperte in den Hof. Der Lenker stellte den Motor ab und stieg aus. Mascha ging ihm entgegen.

„Sie sind länger geblieben, als ich gedacht habe."

„Wir sind in einen Kampf verwickelt worden, wären beinahe nicht mehr gekommen —"

Sie wollte sagen: Ich freue mich darüber, brachte es aber nicht über sich, den Feind ihre Anteilnahme merken zu lassen, und meinte bloß: „Das ist gut, wenn Sie doch zurückgekehrt sind."

Aufrecht stand sie in ihrem dünnen Gewande im Glanz der Scheinwerfer. Ihr Gesicht mit den großen Augen gewann durch die tiefe Beleuchtung seltsamen Reiz, und ihre Gestalt, von den groben Kitteln befreit, schien zart und ebenmäßig.

Doktor Ranner streckte ihr seine Hand entgegen. Sie griff danach und hielt sie fest.

„Mascha — Fräulein Mascha — hätte ich zurückkehren sollen oder nicht?"

Sie ließ seine Hand los und schwieg. Dann sprach sie langsam, jedes Wort wie aus einem schweren Entschluß heraus: „Wenn Sie auch zu unsern Feinden gehören, daß Sie zurückgekehrt sind — ist — mir — lieber —"

Der, den sie lächelnd ihren Feind nannte, hatte ihre Hände wieder in den seinen. Sie blickten beide auf den Wagen hin, der von der weißen Wand sein eignes Leuchten empfing. An dem Kühler und an der Achse klebte in breiten Streifen geronnenes Blut.

Mascha lehnte sich erschauernd an den Fremden. „Sie müssen harten Kampf gehabt haben —"

Doktor Ranner nickte schweigend und legte seinen Arm um das Mädchen. Friedlich standen sie beide in dem Licht, das so viele Menschen für den Tod sichtbar gemacht hatte. Die Frau war vom Stamme der Erschlagenen und konnte doch dem Feinde nicht zürnen, der blutigen Sieg erfochten hatte. Er war ja auch ein Held...

Junge Wünsche meldeten sich, und die beiden horchten ihnen gern zu. Nach einer Weile sprach Doktor Ranner ernst: „Fräulein Mascha, ich möchte Ihnen ein Geschenk geben, eine frohe Nachricht — Sie sind gerächt — Luka Starcevic ist gefallen —"

Sie fuhr auf und starrte den Sprecher mit offenem Munde an. Unglaubliches wurde ihr erzählt, wie abwehrend winkte sie mit der Hand.

„Luka Starcevic ist von meiner Hand gefallen, als er meinen Wagen in Besitz nehmen wollte." Er wies auf die Blutflecken. „Hier verrann sein Leben —"

Mit einem furchtbaren Schrei stieß das Mädchen den Fremden zur Seite, stürzte zum Wagen hin und legte ihren Kopf an die Blutflecken, die noch warm waren vom Leben der Maschine.

„Luka Starcevic — Luka — Luka — ich wollte dein Blut sehen, weil ich dich haßte — jetzt habe ich es gesehen und liebe dich wieder — Luka — dein Blut hast du als letzten Boten zu mir gesandt, als letzten Gruß aus dem Kampfe.... Einen Wagen wolltest du erobern, wie du mich in deinem Wagen besiegt hast — Luka — ich denke jetzt nur an Glück und vergesse jeden Schmerz — ich küsse den Brief, der dein letzter an mich war, als du nicht mehr reden und schreiben konntest..."

In wilden Küssen preßte sie ihre Lippen auf die Blutflecken an dem Wagen, dann warf sie sich zu Boden und grub ihre Zähne in die Achse, an der noch Blut und Erde haftete.

Als sie sich wieder erhob, war ihr Gesicht verzerrt und unkenntlich von Straßenschmutz und Blut.

Doktor Ranner suchte sie zu trösten. „Liebe Mascha — arme Mascha — niemals habe ich solche Liebe gesehen —"

Sie aber stieß ihn mit beiden Händen von sich, daß er wankte und stürzte, und schrie ihn schluchzend an: „Du Hund, du hast Luka Starcevic getötet! Sieh mich nicht mehr an! Ich bin zu schwach zum Töten —" Ihr ganzer Körper war zuckender Schmerz. Nur mit Mühe erreichte sie das Zimmer, wo das Bild des Dichters hing. Doktor Ranner sprang auf und eilte ihr voller Besorgnis nach.

Das Mädchen entzündete zwei Kerzen und stellte

sie auf das Regal neben die Bücher. Dann kniete sie nieder und küßte die abgegriffenen Bände.

„Luka Starcevic, dein Leib ist tot — nur deine Worte habe ich noch — deine vielen lieben Worte... An tausend Menschen hast du sie gerichtet — jetzt gehören sie mir allein —"

Der Fremde hob die Verzweifelte auf, trug sie zum Bett und deckte sie zu. Die Bücher hielt sie fest in ihren Händen und drückte sie wie etwas Lebendes an sich. Dann löschte er die Kerzen aus, schloß leise die Tür und ging zu seinem Wagen.

Ein Opfer seines Berufes

Ein Opfer seines Berufes

Die Überschwemmung trat so rasch ein, daß gar nicht genug Boote und Rettungsmannschaften vorhanden waren, um allen Bedrohten rechtzeitig Hilfe bringen zu können. Dies wurde bald in der Stadt bekannt, und die Bevölkerung, der das Naturereignis anfänglich nur Stoff für kluge Reden und Gedanken bot, strömte jetzt haufenweise nach den überschwemmten Stadtteilen, um Zeuge von Zerstörung und gefährdeten Leben, von schwierigen Bergungsaktionen und bedauerlichen Unfällen zu sein. Fremde Leute sprachen einander an, teilten ihre Befürchtungen und bösen Ahnungen mit, und wünschten doch nichts sehnlicher, als daß sich in ihrer Nähe ein größeres Unglück ereignete, um am nächsten Tag in den Zeitungen den genauen Hergang zu lesen und ihren Bekannten stolz mitzuteilen, daß sie auch zu denen gehörten, die dabei waren. Auf Wochen hinaus gab das Gelegenheit, von sich zu sprechen und sich in den Mittelpunkt der Ereignisse zu stellen, und die Phantasie beschäftigte sich bereits mehr mit der Ausschmückung von Unfällen als mit ihrem immerhin möglichen Eintritt. Abenteuerliche Gerüchte von schweren Katastrophen schwirrten herum; sie stammten aber nicht von Augenzeugen, sondern irgendeiner weitab in der Stadt konnte seinen Wunsch nach Sensation nicht mehr in sich verbergen, andere hörten es, schlossen ihre eigenen Wünsche an, übergaben alles

den Neugierigen, die mit eigenen Augen sehen wollten, man suchte den Ort der Begebenheit, fand ihn trotz eifrigsten Fragens nicht, und die Fragen kehrten zurück und wurden auf ihrem Wege zu Bestätigungen. Wer zum Fluß zog, wußte es schon ganz bestimmt; wer ihnen heimkehrend begegnete, ohne selbst etwas gesehen zu haben, zweifelte an seinen eigenen Wahrnehmungen und glaubte den anderen. Nur die Besitzer von photographischen Apparaten harrten am Schauplatz der Ereignisse aus, um ja nicht die Gelegenheit zu seltenen Aufnahmen zu verpassen.

Der Strom selbst kümmerte sich um das alles nicht; ohne Eile, ruhig und beharrlich, mit leisem, selbstgefälligem Murmeln stieg das Wasser an den Mauern empor; fast überall hielt das Menschenwerk der Naturkraft stand, zerfiel nur vor dem Menschengeist, der es sich in harter Arbeit schuf und in seinen Gedanken schon mit schaudernder Freude brechen sah, wie ein Kind einen hohen Turm aus Spielsteinen baut, nur um der Freude des Einstürzens willen. Man lobte laut die Widerstandsfähigkeit moderner Bauten und tadelte im Innern grimmig die Schwäche der Fluten, ohne zu bedenken, daß sie schon unbemerkt an den Fundamenten wühlten und ganz vorsichtig und systematisch zu Werke gingen, wie der Feind vor einer belagerten Stadt.

Reporter standen hie und da unter der Menge, sammelten Eindrücke und Worte und schrieben schwungvoll von den gurgelnden Fluten, aus denen ihnen reichliches Zeilenhonorar zufloß. Auch Operateure von Filmfabriken waren da, gingen ihrer Arbeit nach, neideten einander die Standorte und hofften auf eine

Sensation, deren Aufnahme nur ihnen möglich war und nicht der Konkurrenz. Mit Vergnügen vermißten sie ihre sonst so erfolgreichen Kollegen von der Firma Dumont, von denen keiner im Überschwemmungsgebiet zu sehen war. Dies war aber damit zu erklären, daß die Firma das plötzliche Regenwetter benutzte, um einige Szenen des Dramas „Die Opfer der Großstadt", für die trübe Stimmung erforderlich war, zu stellen und aufzunehmen, so daß sie ihre Operateure nicht rasch genug zur Hand hatte. Man schickte zwar eilends einen Boten in den Park, wo die Aufnahmen stattfanden, aber der Chefoperateur Mantler, der Leiter des Ganzen, verbat sich jede Störung und kehrte erst nach vollständiger Beendigung seines Arbeitspensums zurück. Herr Dumont war darüber sehr ungehalten, denn es stand zu befürchten, daß alle interessanteren Aufnahmen bereits von der Konkurrenz gemacht und in die Ateliers zur Entwicklung gesandt worden waren, aber Mantler beruhigte ihn. „Sie wissen, Herr Chef, daß man sich auf mich und meine Leute verlassen kann. Auch von dieser Überschwemmung bringen wir Ihnen bessere Sachen als die anderen, die bereits dort sind und ihre Films verpatzen. Sie werden trotz der Verspätung mit uns zufrieden sein."

„Nun gut, ich verlasse mich auf Sie, Mantler."

Dieser gab seine Befehle wie ein Offizier vor dem Kampf.

„Sie, Graumüller, nehmen sich drei Arbeiter von uns mit. Aus dem Depot holen Sie sich zwei Strickleitern, außerdem zwei von den starken Sicherungsseilen und die Halter für den Apparat. Sie fahren direkt zur Königsbrücke. Auf dem mittleren Pfeiler

befindet sich in halber Höhe eine kleine Rampe, von der wir unlängst die Selbstmordszene aufgenommen haben. Mit der Strickleiter kommen Sie schon hinunter. Sie sichern sich gut und nehmen zunächst das Wasser, wie es an den Widerlagern gebrochen wird und aufschäumt. Das wird aus der geringen Entfernung sehr effektvoll wirken. Dann suchen Sie unter die Brücke zu gelangen und exponieren auf den Strom samt den überschwemmten Ufern, indem Sie die Wölbung der Brücke als Bildrahmen benützen. Wenn es gestattet wird, so soll ein Arbeiter zum zweiten Pfeiler hinabsteigen und dort mit einer Stange im Wasser herumfahren, wie wenn er einen Körper auffischen wollte. Dann drehen Sie den Apparat sehr langsam stromaufwärts, bis Sie wieder die Brandung am Widerlager haben. Das gibt einen hübschen Abschluß für diese Serie. Wenn Sie dann noch Film übrig haben, so machen Sie noch ein paar Bilder oben von der Brücke aus mit den grauen Wolken im Hintergrund. Stark abblenden wegen der Wolken!"

„Hacker kann gleich mit Ihnen fahren. Sie steigen schon am Ufer aus, Hacker, und trachten zunächst, die Brückenrampe mit den dort postierten Sicherheitsmannschaften aufzunehmen. Sagen Sie den Leuten aber, daß sie dabei recht ernste, beinahe verzweifelte Gesichter machen. Dann wenden Sie sich zu den sicher sehr zahlreichen Menschen, die vom Ufer aus dem Steigen des Wassers zusehen. Sie können ferner zur Hilfeleistung kommandiertes Militär, auch Polizei und Rettungswagen aufnehmen, ebenso die Leute, die gefährdete Stellen absperren. Trachten Sie auch, die Räumung einer Wohnung oder eines ganzen Hauses

zu erwischen. Das ist recht effektvoll, wenn die Leute ihre Wohnungen verlassen und Stücke von ihrem Hausrat mitschleppen. Vergessen Sie in diesem Falle nicht, daß ein Kind zurückläuft und eine Puppe oder einen Vogelkäfig holt, oder daß ein Feuerwehrmann ins Haus stürzt und das Kind auf seinen Schultern trägt; Sie können auch eine alte Frau, auf ihre Angehörigen gestützt, aus der Tür treten lassen, man wird schon alles nach Ihrem Wunsch machen, sparen Sie nur nicht mit Trinkgeldern, Herr Dumont wird Sie mit Geld versorgen. Ob und wo solche Räumungen stattfinden, erfahren Sie dort bei der Polizei."

„Das zweite Automobil fährt mit Weidmann zu den großen Parkanlagen oberhalb der Brücke. Sie müssen sich auch einen Helfer mitnehmen, Weidmann, er soll für sich und Sie aus dem Depot zwei von den hohen Blechschuhen sowie eine Hacke und schwarze Schnüre holen. Ihr Arbeitsfeld ist die Pflanzenwelt. Sie machen Aufnahmen in dem überschwemmten Park, wie das Wasser zwischen den Bäumen und Sträuchern eindringt, oder durch die Einfriedungsgitter strömt, achten Sie auch auf die wahrscheinlich schon umgestürzten Tische und Sessel bei der Milchtrinkhalle; dann dringen Sie so weit als möglich zum Strom vor, so daß Sie nicht mehr beobachtet werden können, der Arbeiter muß jetzt eine von den schweren eisernen Bänken mit der Hacke lockern und mit der schwarzen Schnur daran ziehen, bis sie sich umlegt, so daß man deutlich die Gewalt der Strömung fühlt, Sie können auch ein paar junge Bäume auf diese Weise verwenden. Hüten Sie sich nur davor, daß Sie erwischt werden. Zuletzt soll der Mann alle Blüten

von den Sträuchern und den erhöhten Blumengruppen abreißen, deren er habhaft werden kann, und sie gut gedeckt in eine stärkere Strömung werfen, Sie stellen dann den Apparat, so tief es geht, und nehmen die vorbeitreibenden Blumen als Schlußbild auf."

„Jetzt hätten wir also das Wasser, die Menschen und die Natur. Tiere könnten wir eigentlich auch aufnehmen. Das müssen Sie besorgen, Benesch. Sie fahren mit der Elektrischen bis zu den großen Gärtnereien, dort werden Sie schon Motive finden. Zum Beispiel Pferde, die aus einem überschwemmten Stall geführt werden, oder ein Ochsengespann, das einen Wagen mit Feldfrüchten durch die Fluten schleppt, oder Hühner, die sich auf einen Zaun geflüchtet haben. Ja, und damit wir für Rührung sorgen: Sie schlagen im Wasser einen Pflock ein und binden einen Hund so an, daß Sie die Schnur einmal um den Pflock schlingen und das andere Ende von Ihrem Helfer, womöglich unter Wasser, halten lassen. Der Besitzer des Tieres muß es mit Zucker oder einem Stück Wurst locken, so daß es zu ihm will, was sich auf dem Bild wie ein verzweifelter Kampf mit der Flut ausnimmt. Dann lassen Sie die Schnur los, so daß sich das Tier befreien kann, nehmen dies auf und dann weiter die Szene, wie der Hund nach der Rettung an seinem Herrn emporspringt. Für das werden Sie bald einen passenden Platz finden, Sie müssen überhaupt rasch wieder zurück sein, damit irgend jemand für dringende Fälle zur Verfügung steht."

„Und welche Aufgabe teilen Sie sich selbst zu?" fragte der Chef.

„Ich nehme mir den neuen leichten Universal-

Apparat und fahre mit unserem dritten Wagen ziemlich weit stromabwärts bis zu den kleinen Dörfern. Dort mache ich Stimmungsaufnahmen, dazu brauche ich keine Arbeiter, die sollen nur mit den anderen Operateuren gehen. Ich behelfe mich schon allein."

Er ließ noch eine letzte Mahnung ergehen. „Wenn sich irgendein Unfall ereignet, so müßt ihr selbstverständlich alles andere stehen lassen. Ist bereits Konkurrenz da, so wird der eigene Apparat im Gesichtsfeld des fremden aufgestellt und dadurch dessen Aufnahme entwertet."

Nach wenigen Minuten war alles auf der Fahrt nach den zugewiesenen Positionen. Mantler hatte am weitesten, er konnte sein Ziel nicht vor einer halben Stunde erreichen, ging auch ohne besondere Eifrigkeit, es war ihm weniger um Aufnahmen der Überschwemmung als darum zu tun, für verschiedene Szenen, die in den nächsten Tagen gestellt werden mußten, passende Schauplätze ausfindig zu machen. Er schrieb dem Chauffeur ein langsames Tempo vor und betrachtete die Gegend blinzelnd mit halbgeschlossenen Augen, machte sich hie und da Notizen oder aus einigen Strichen einen Plan. Als sie schon aus der Stadt draußen waren, ließ er den Wagen plötzlich halten, sprang aus und fixierte etwas, durch den zusammengebogenen Zeigefinger und Daumen wie durch einen Sucher blickend. Neben einem kleinen Haus führte ein Feldweg über einen Hügel, gerade der Sonne zu, und eine Frau mit einem großen Korb ging langsam den Weg entlang. Hier konnte man die Schlußszene von „Opfer der Großstadt" spielen lassen. Die Verlassene mußte mit ihrem Kinde an der Hand,

das Bündel mit der Habe auf dem Rücken, über den Weg in die untergehende Sonne gehen und jenseits des Hügels verschwinden. Das war so ein unbestimmter „literarischer" Schluß, wie ihn das bessere Publikum in neuester Zeit goutierte. Die ursprüngliche Schlußszene mit dem Sprung von der Brücke konnte man für die Kinos in der Vorstadt und auf dem Lande belassen. Mantler erinnerte sich an die Artistin, die bei der Aufnahme dieses Sprunges verunglückte und halbtot aus dem Wasser gefischt werden mußte. Wie hatten da die Zeitungen gegen solche Aufnahmen gewettert... lächerlich, das Publikum im Kino strafte sie Lügen, das sah solche gruselige Bilder sehr gerne... und die Artistin hatte hundert Kronen bekommen. Daß sie ungeschickt auf das Wasser auffiel, war ihre Schuld, oder ein unglücklicher Zufall — ein glücklicher Zufall für den Operateur, denn ein schöner, gelungener Kunstsprung hätte auf dem Film nie so gewirkt. Überhaupt — die Leute, die für solche Aufnahmen engagiert waren, wurden auch für eventuelle Gefahren bezahlt — niemand zwang sie dazu — warum also die Aufregung; andere Berufe sind auch gefährlich, ohne daß sie jemand meidet oder verbietet...

Im Schritt humpelte der Wagen über die Pfützen in das Dorf hinein. Die Bewohner schienen an die Nähe des Wassers gewöhnt, man bemerkte keine besondere Erregung oder Angst. Mantler stieg aus und ließ den Wagen zurück. Mit aufnahmsbereitem Apparat spähte er die Straßen und Höfe ab, ohne etwas Interessantes zu finden. Nur die Wiesen am Ende des Dorfes, die sich gegen den Damm zu senkten,

waren durch aufgestiegenes Grundwasser überschwemmt, und das gab einigen Kindern Gelegenheit, mit Waschtrögen und Stangen fröhlichen Wassersport zu betreiben. Der Operateur winkte die Kinder heran und stellte den Apparat auf die Szene ein. Als die Kinder erfuhren, daß es sich um eine Aufnahme fürs Kino handle, suchten sie sich, getreu nach ihren Vorbildern im Kinotheater, an Witz und Schlagfertigkeit zu überbieten und führten zuletzt einen Zusammenstoß sämtlicher Tröge aus, wobei einige Insassen unter allgemeinem Gelächter ins Wasser purzelten und ans Ufer waten mußten, am ganzen Leibe zitternd, weniger wegen der kalten Flut als wegen der Prügel, die ihnen zu Hause bevorstanden.

Mantler packte seinen Apparat wieder zusammen und versuchte, über Seitenwege zum Damm zu gelangen. Vielleicht gab es dahinter irgend etwas Interessantes. Die meisten Pfade wurden bald ungangbar, und erst nach einiger Zeit fand er eine Verbindung mit dem Damm.

Auf der Dammkrone blieb er überrascht stehen. So groß hatte er sich die Ausdehnung der Überschwemmung nicht vorgestellt. Die Auen mit ihren Rasenflächen und Gebüschen lagen unter einer gleichförmigen, wogenden Decke verborgen, einzelne Baumstümpfe oder dürre Weiden ragten wie starre Totenfinger daraus hervor, das Gluckfen und Rollen des Wassers über dem ungleich hohen Boden, zwischen den Bäumen und Sträuchern hindurch, gab einen unheimlich drohenden Ton, plötzliche Windstöße sprangen vom Wasser auf, man sah, wie sie Anlauf nahmen, sich einstemmten und in jähem Satz die Baumkronen er-

reichten, grauweiße Möwen kreischten über das Wasser und verschwanden wieder spurlos, dunkle Raben und Dohlen hingen in den dürren Ästen wie riesige Früchte, ein neuer Windstoß zerstreute sie nach allen Seiten, ein ohnmächtig zürnendes, mißtönendes Schreien begleitete sie, mit einem Schlag war wieder alles tot, und weit draußen, hinter den letzten Bäumen, zog still und gewaltig der Strom vorüber wie ein nächtlich schweigendes Heer.

Kein Mensch war im weiten Umkreis, nur der Operateur stand oben am Damm, ihm allein zeigte sich der siegreiche Strom. Kühl und doch atemlos gespannt betrachtete er die Flut, nicht seine Augen sahen, sondern der Apparat, den er in seinen Händen trug, die kalten Linsen nahmen das Bild auf und teilten es ihm mit. Nur ein Bild war für ihn alles, ein gut gemachtes, eindrucksvolles Bild.

Langsam schritt er weiter, und das überschwemmte Land zog vor ihm vorüber wie ein abrollender Film. Eine Zeitlang folgte er aufmerksam, dann wurde sein Interesse geringer, und zuletzt war es wieder frei um ihn, seine Augen gingen jetzt suchen an Stelle ihrer Ebenbilder aus durchsichtigem Stein, aber nur für sie und in ihrem Dienst.

Als Mantler schon eine große Strecke stromabwärts gekommen war, glaubte er, menschliche Stimmen zu hören. Sie verstummten und begannen wieder von neuem, hatten einen angsterfüllten Klang, als befände sich jemand in Not. Der Operateur ging den Stimmen nach, wand sich durch Gestrüpp und Buschwerk und gelangte endlich zu einem toten Arm des Flusses. Jetzt war er freilich nicht tot, mit wilder Hast strömte

das Wasser durch, verbiß sich in den steilen Ufern und riß sie mit sich, und wo es nicht hinanreichte, da wurde die Böschung unterwühlt und zum Einsturz gebracht. Jenseits des Armes befand sich ein kleiner Hügel, mit dem Häuschen eines Sandgräbers darauf. Die schwachen Fundamente waren schon unterwaschen und teilweise eingestürzt, das Holzgefüge hielt noch, wenn es auch gelockert war, und in der Tür stand eine Frau mit zwei Kindern und schrie freudig auf, als sie am Ufer den fremden Mann erblickte.

„Mein Mann ist vor zwei Stunden weg und hat das Boot angehängt, und dann ist plötzlich das Hochwasser gekommen."

Mantler bemerkte das Boot. Pflock und Kette tauchten schon tief ins Wasser, und auch der vordere Rand des Kahns, der sich mit der steigenden Flut nicht heben konnte, ragte nur noch wenig daraus hervor.

„Machen Sie schnell das Boot los und rudern Sie herüber..."

Der Operateur beugte sich nieder und suchte die Kette auszuhängen. Da fiel es ihm auf, daß die Strömung rapid zunahm. Offenbar hatte irgendwo ein natürlicher Damm nachgegeben, dadurch wurde der Weg für die drängenden Wassermassen freigemacht. Es mußte ganz spannend sein, zu sehen, wie dieses Ereignis auf die kleine Sandinsel und das wackelige Häuschen einwirkte. Mit einem Satz sprang er hinauf zu seinem Apparat und blickte durch den Sucher. Große Erdschollen bröckelten sich von der Insel los und verschwanden in der trüben Flut. Und wie rasch das ging... das durfte man nicht versäumen... schon

war die Kamera am Stativ festgemacht, und gleichmäßig klapperte die Kurbel. Die Frau drüben sah einen Augenblick erstaunt zu, dann rief sie erschreckt: „Lassen Sie das doch... es ist höchste Zeit... das Haus gibt schon nach..."

Aber der, zu dem sie es sprach, hatte jetzt kein Ohr für angstvolle Worte, er mußte auf das regelmäßige Ablaufen des Films achten, und das ließ sich am besten mit dem Gehör kontrollieren. Sein Auge hing am Sucher und betrachtete das Bild. Jetzt warf die Frau einen Blick nach rückwärts, fuhr erschrocken zusammen und zog die Kinder an sich.

„Das war gut... man merkt schon, wie Sie sich zu fürchten beginnen; halten Sie sich mehr gegen die Tür zu, damit Sie im Mittelpunkt bleiben... so ist's recht... ja... so..."

„Um Gottes willen, so helfen Sie mir doch... schnell... schnell..."

Der Operateur sah nur das Bild im Sucher. Er war jetzt kein fühlender Mensch mehr, nur noch Werkzeug der Menschen, aber Tausende von ihnen standen hinter ihm, lüstern nach Sensation und Tragik, sie hätten vielleicht nicht die Nerven gehabt, der Tragödie selbst beizuwohnen, aber nach dem Bilde waren sie gierig, da brauchte es kein Mitleid, kein tätiges Eingreifen mehr, unabänderlich zog das Bild vor ihnen vorüber, und sie konnten schaudernd Leid und Verderben anderer Menschen sehen, im lebenden Bilde sehen, ohne es erleben zu müssen.

Die Strömung hatte die letzten Rasenstücke vor dem Haus weggerissen und bespülte jetzt alle seine Wände. Das Bild wurde immer wirkungsvoller.

Der Operateur dirigierte, als befände er sich auf einer Freilichtbühne.

„Nicht so starr... das Wasser steigt doch... Sie müssen sich nach Rettung umsehen..."

Die arme Frau glaubte, von irgendwo käme Hilfe, und eilte, sich an den Balken festhaltend, um das Haus. Nirgends im Umkreis zeigte sich tröstender Ausblick, und in hoffnungsloser Verzweiflung stand sie wieder vor der Tür.

„Einen Augenblick, bitte, ruhig zu sein... so ist es recht... jetzt drücken Sie die Kinder an sich... wieder zusammenschauern... machen Sie jetzt, als ob Sie um Hilfe schreien würden..."

Die Kinder begannen zu weinen, als sie ihre Mutter so verzweifelt um Hilfe rufen hörten.

„Aber so geben Sie doch acht... Sie verdecken ja das eine Kind ganz... stellen Sie es doch vor sich... so... ja..."

Der kleine Stall neben dem Haus stürzte krachend ein, und die Balken trieben mit der reißenden Strömung weg. Des Operateurs Augen glühten vor Freude. Tadellos ging da alles... in eindrucksvollster Steigerung... bald kam auch das Haus selbst dran...

Die Frau rang die Hände, schrie mit heiserer Stimme, deutete auf das Boot, schrie immer weiter.

„Ausgezeichnet... Sie glauben eine Rettung zu finden... jemand am Ufer will Ihnen helfen und kann es nicht, und Sie verfolgen aufmerksam seine Bemühungen..."

Das unglückliche Weib verstand seine Worte nicht. „Aber ja, Sie können mich doch retten, rudern Sie nur schnell herüber..."

Unermüdlich klapperte die Kurbel, keine angstvolle Bewegung, kein schreigeöffneter Mund entging dem Apparat, Hoffnung, Enttäuschung und Todesangst fing er ein, bildete es treu und teilnahmslos ab. Schon stand das Häuschen drüben schief, schon drang das Wasser in die Wohnräume.

„So setzen Sie doch die Kinder auf den Tisch vor das Haus, damit sie nicht von der Strömung umgerissen werden, der Tisch ist fest und hält noch lange..."

Die Mutter tat, wie ihr geheißen wurde, und rief immer angstvoller:

„Machen Sie doch endlich das Boot los, sonst fällt das Haus ein..."

Immer tiefer senkte sich der Bau, die Frau stand schon im Wasser, kein Mensch sah auf ihre Not, nur ein Apparat mit gläsernen Augen. Sie rief um Hilfe wie früher, niemand schien sie zu hören. Da glaubte sie in ihrer Todesangst, wirklich allein und verlassen zu sein, und drückte mit verzerrtem Gesicht die Kinder auf dem Tisch an sich. Aber wieder kamen Worte vom Ufer herüber.

„Das war gut gemacht... wird wirken... so, und jetzt versuchen Sie, die Kinder hochzuheben und durch das Wasser zu gehen..."

Die Frau glaubte in ihrer Verwirrung an diese Möglichkeit und tastete sich von der Insel herab. Aber die Strömung war so stark, daß sie gleich wieder umkehren mußte. Die Kinder stellte sie auf den Tisch, hieß sie, sich an den Haken an der Wand anzuklammern, und schrie mit heulend-tonloser Stimme immer

das eine Wort: „Hilfe... Hilfe...“ So grauenhaft klang es, daß der Operateur den Kopf vom Apparat wandte und hinhorchen mußte.

Mantler öffnete die Augen, die bisher nur blinzelnd durch den Sucher gesehen hatten, blickte wie schlaftrunken um sich, bemerkte das Boot zu seinen Füßen und drüben die drei Menschen in ihrer Not, überlegte einen Augenblick, während seine Hand ohne Aufhören die Kurbel drehte, und war auch schon wieder bei seinem Apparat und eins mit ihm. Retten konnte man immer noch, der Kahn war da... nur die Aufnahme nicht stören lassen... im Notfall war man mit ein paar Ruderschlägen drüben... nur nichts von dem Bild versäumen...

Die Wände der Hütte lösten sich langsam auseinander, Balken fielen ins Wasser, Hausgerät schwamm im Zimmer herum, die Flut reichte der Frau schon weit über die Knie, sie machte keine angstvollen Gebärden mehr, hielt nur den einen Arm um die Kinder und sah wie geistesabwesend auf den kleinen, dunklen Apparat, der so erbarmungslos ihr Unglück spiegelte. Manchmal zuckte die Hand des Operateurs, denn jetzt mußte er bald seinen Apparat verlassen und Rettung bringen. Aber nur nichts versäumen, lieber bis zum letzten Augenblick warten...

„So steigen Sie doch auf den Tisch und halten Sie sich am Dach an...“

Willenlos, wie unter einer Suggestion, gehorchte die Frau und stand nun auf dem kleinen Tisch, umgeben von der kühlen, todbringenden Flut. Schon wankte auch die letzte Wand, Dachsparren fielen herab, es war höchste Not.

Mantler drehte unentwegt seine Kurbel weiter. Je schaudervoller das Bild wurde, desto mehr hielt es ihn fest, er wollte hinab zum Kahn und war keiner Bewegung fähig. Von Sekunde zu Sekunde stieg die Gefahr, er wollte sie bannen, und sie zwang ihn in ihren Bann. Schrecklich wurde ihr Bild jetzt... ein kleiner Tisch fiel um... zwei Kinder klammerten sich an ihre Mutter... sie wankte, als entschwände der Boden unter ihren Füßen... hielt sich noch an einem vorspringenden Dachbalken... unter ihrer Last und der Gewalt des anströmenden Wassers senkte er sich... nun gab auch die Wand nach, auf die sich der Balken stützte... ein grauenvoller Schrei...

Mantler schrie ebenfalls, er mußte eine Wahl treffen, Bild oder Menschen, er schrie: Nein... schloß die Augen, um nichts sehen zu müssen, drehte weiter, drehte halb besinnungslos weiter, immer noch, er wußte nicht, ob es kurze oder lange Zeit gewesen war; endlich drehte seine Hand leer, der Film war abgelaufen.

Die Insel war verschwunden, nur ein paar Pflöcke ragten noch aus dem Wasser, und Gras und ausgerissenes Gesträuch war an sie angetrieben worden.

Da kam dem Operateur das Furchtbare zur Besinnung, das sich eben ereignet haben mußte. Es schwindelte ihn, er wankte, seine Füße schlugen an das Stativ an und stießen es mitsamt dem Apparat ins Wasser. Er wollte noch danach greifen, erreichte nichts mehr, ein Aufklatschen... nein... der Apparat sank nicht unter... er war in das Boot gefallen... bis zum Rand stand es voll Wasser, hätte keinen

Menschen mehr getragen und keine Rettung mehr gebracht ... nur den leblosen Apparat hielt es ... rettete die Bilder der Not und des Todes ...

Mantler riß den Apparat aus dem Wasser und schüttelte ihn. Nein, es war kein Wasser eingedrungen ... der Film war unversehrt ... mit ungeschickten Händen klappte er das Stativ zu und versorgte es. Dann machte er das Boot los. Es trieb gegen die Mitte und sank gleich unter.

Er lachte zitternd vor sich hin. Vorwurf konnte er sich keinen machen ... das Boot war schon längst unbrauchbar ... sonst hätte er doch geholfen ... selbstverständlich ... das wäre seine Pflicht gewesen ...

Ohne sich umzusehen, ging er auf der Dammkrone zurück, immer eiliger wurden seine Schritte, er fühlte sich verfolgt, als käme langsam, aber unwiderstehlich eine Wasserwoge hinter ihm, in zähem Fluß wie ein Lavastrom, den er vergangenes Jahr unter größter Gefahr am Ätna aufgenommen hatte. Unter eigener Gefahr ... und das Boot fiel ihm wieder ein, vielleicht war es doch noch in Ordnung gewesen ... Die Frau mit ihren Kindern war durch ihn umgekommen, ja, umgekommen; er spann den Gedanken noch weiter aus, um sich durch seine Absurdität zu beruhigen, man konnte es einen Mord nennen, einen feigen, heimtückischen Mord, um ein wirkungsvolles Bild zu erhaschen ... so lächerliche Gedanken konnten einem Menschen in seiner Aufregung einfallen, einen harmlosen Menschen zum Mörder stempeln ...

Er atmete auf, als er ins Dorf kam, fremde Menschen und dann den Chauffeur mit dem Wagen sah. In eiliger Fahrt ging es nach Hause.

Die anderen Operateure hatten sich genau an Mantlers Dispositionen gehalten und reichliche und interessante Ausbeute mitgebracht, an deren Entwicklung bereits gearbeitet wurde. Herr Dumont kam Mantler entgegen und wunderte sich über sein Aussehen.

„Ich habe etwas Schreckliches aufgenommen ... eine Frau mit zwei Kindern ist von den Fluten mitgerissen worden, ich stand daneben und konnte nicht helfen ... da trieb mich die Pflicht, es aufzunehmen ... es war fürchterlich ... aber ich mußte es machen, ich konnte nicht anders ..."

Der Chef klopfte ihm auf die Schulter. „Ich habe mir zwar gedacht, daß Sie uns etwas ganz Besonderes bringen werden, aber auf das war ich doch nicht gefaßt. Sie sind ein glänzender Operateur und haben auch noch dazu Glück. Wie sind Sie eigentlich zu der Sache gekommen?"

„Ersparen Sie mir das, Herr Dumont, ich kann nicht ruhig daran denken."

„War gute Beleuchtung bei der Aufnahme? Zeigt der Film die Katastrophe deutlich?"

Mantler schauerte zusammen. „Ja, die Beleuchtung war gut ... man wird alles genau sehen ... Ich habe den ganzen Film aufgebraucht ... ich werde ihn auch selbst entwickeln ..."

Er begab sich in eine freie Dunkelkammer und ging an die Arbeit. Als er die Tür schloß und allein in dem großen Raum mit dem dumpfen, roten Licht stand, befiel ihn eine sonderbare Furcht, wie er sie als Kind hatte, wenn er zur Strafe in ein finsteres Zimmer gesperrt wurde. Wie lange doch die Aufregung nachwirkt ... dachte er sich, jetzt habe ich Angst

vor der Dunkelheit ... vielleicht, weil ich mit den Bildern der Toten allein sein muß ... wie kindisch und dumm ...

Behutsam öffnete er die Büchse und spannte den Film auf den Entwicklungsrahmen auf. In endloser Reihe zog das rötlich schimmernde Band auf und ab, ließ noch nicht erkennen, welchen Inhalt es barg; noch war nichts auf die matt durchschimmernden Streifen geschrieben, sie glichen einer Kette von Gedanken und Wünschen, die sich noch nicht zu der Klarheit des Bewußtseins durchgerungen hatten. Bald war der erste Rahmen voll, und der Operateur trug ihn mit beiden Händen vorsichtig zum Entwicklungstrog. Einen Moment prallte er zurück. Auf den glatten Rändern des Behälters spiegelte sich das rote Licht, rundherum lag der Boden im Dunkel, und das Ganze sah aus wie ein sinkendes Boot in tiefem Wasser.

Ärgerlich stampfte Mantler mit dem Fuß. Immer wieder diese dummen Gedanken ... zuerst das Boot ... und jetzt das Erschrecken, weil die ersten Bildspuren auf dem Film sichtbar wurden ... das war doch selbstverständlich ...

Und trotzdem betrachtete er den Film viel öfter, als er es sonst gewohnt war, verfolgte hastig das Verstärken desselben, und die Bilderreihe bot ihm eine getreue Wiedergabe seines eigenen Erlebens, wo ein Wunsch langsam zu drängendem Verlangen und zuletzt zur Tat geworden war.

Endlich war der erste Teil fertig entwickelt. Mantler stellte ihn in den zweiten Trog und setzte die Spülvorrichtung in Tätigkeit, und nach einer Weile hob er den Rahmen heraus und betrachtete die Streifen

in der Nähe des Lichtes. Die Aufnahme war ausgezeichnet gelungen, klar, scharf und deutlich.

Auf ein Glockenzeichen zogen die Leute nebenan im Fixierraum den Rahmen hinüber, und der Operateur brachte den zweiten Streifen zur Entwicklung. Nach der Wässerung prüfte er ihn noch genauer als den ersten und ging auch die einzelnen Phasen des Bildes durch. So seltsam sah die Frau mit ihren Kindern auf dem Negativ aus... eine weiße Spukgestalt in dunkler Nacht... ein Kind oder ein ängstlicher Mensch hätte sich vielleicht gefürchtet... außer dieser hätte so viel mit Films zu tun gehabt wie er selbst... Er schüttelte den Kopf und setzte seine Tätigkeit fort. Der Film war so lang, daß auch der dritte Rahmen nicht genügte und noch ein großes Stück zurückblieb. Jetzt waren schon die letzten Phasen des Unglücks zu sehen. Mantler wollte sie prüfend durchgehen wie die früheren Teile, aber es gelang ihm nicht. Immer zog es seine Augen zu dem leeren Trog hin, er mußte an das sinkende Boot denken, das noch im Untergehen diese Bilder hier gerettet hatte, die Bilder, die das Unglück derer zeigten, die mit dem Kahn hätten geborgen werden können... Mit einer gewissen Scheu betrachtete er den Film, setzte sich aus den einzelnen Teilbildern das Geschehnis zusammen, und bald stand es in anklagender Lebendigkeit vor seinen Augen, so, wie er es im Sucher des Apparates gesehen hatte; er wollte seine Erinnerung Lügen strafen, suchte auf dem Filmstreifen Teilbilder, welche die Unwahrheit beweisen sollten, aber jedes einzelne wurde zu einer neuen Anklage, zeigte unwiderleglich, jetzt wäre noch zu helfen gewesen und auch später und noch später...

Noch enthielt der Film nicht die letzte Katastrophe, noch verurteilte er nicht... Mantler schloß für eine Sekunde seine Augen, und als er sie wieder öffnete, schien das Filmband zerrissen, aber der ganze Raum war von ihm voll, die Streifen lagen wie ein Knäuel auf Mund und Nase, raubten ihm die Luft, andere schlangen sich gleich Seilen um seinen Hals, fesselten ihm Arme und Füße, und das Wasser im Wässerungskasten gluckste und gurgelte so sonderbar...

Mit Anspannung aller seiner Kraft erhaschte er die Glocke, unsichtbare Hände zogen den Trog in den Nebenraum, und seine Augen und Gedanken wurden wieder frei. Was für lächerliche Sachen doch die Einbildung verursachte... bei ihm, der sich stets seiner starken Nerven rühmte... aber der Dunst im Entwicklungsraum, die dumpfe, feuchte Luft lagen auf seiner Brust...

Er ging hinaus und ersuchte einen Arbeiter, den Film fertig zu entwickeln, während er sich selbst eilig entfernte und das Freie aufsuchte. Die frische Luft tat ihm wohl, und er ging beruhigt nach Hause, ohne noch viel an die heutigen Erlebnisse zu denken.

Am nächsten Tag kam er ziemlich spät ins Atelier, und die Films waren schon lange fertig und durchprobiert. Herr Dumont eilte ihm entgegen und drückte seine Hand.

„Ihr gestriges Bild ist ein Schlager ersten Ranges... wird kolossal begehrt werden... jeder wird das sehen wollen, wer schwache Nerven hat, um die Schwäche, wer starke hat, um die Stärke seiner Nerven zu erproben, und die Frauen werden mit Stolz erzählen,

daß sie beinahe ohnmächtig geworden wären... mit einem Wort, ein Schlager..."

„Ist der Unfall vollständig darauf?" fragte Mantler leise und stockend.

„Ja; nur am Schluß, nach der Katastrophe, haben Sie den Apparat ganz unmotiviert gedreht, und der Film zeigt nur ein Stück vom diesseitigen Ufer und die Strömung, das haben wir bei den bisherigen Kopien abgeschnitten."

„Das kann sein; ich war damals so erschüttert, da habe ich den Apparat, ohne zu wollen, wahrscheinlich etwas gedreht... kann ich den Film sehen?"

Rasch war das Zimmer verfinstert, und das Knacksen des Projektionsapparates begann. Mantler verfolgte die Vorführung mit geringerem Interesse, als er es sich gedacht hatte, alle seine Gedanken warteten auf die Schlußszene, bei deren Aufnahme er vor Entsetzen die Augen geschlossen und aufs Geratewohl weiterexponiert hatte. Jetzt begann das, was er nicht mehr sehen wollte. Die Fundamente gaben nach, das Häuschen sank wie ein leckes Schiff... die Vorderwand neigte sich langsam... der Mund der Frau öffnete sich weit... entsetzlich wirkte dieser stumme Schreckensruf... das Wasser reichte ihr schon bis zur Brust... die Kinder wurden ihr weggerissen, kamen unter einen Balken und verschwanden in der Strömung... nur die Frau hielt sich noch in dem Gewirre der Hölzer... aber jetzt sank es mit ihr, begrub sie langsam, ohne wegzutreiben, sank immer tiefer... sie schien furchtbare Anstrengungen zu machen, um sich zu befreien, vergeblich... die schwere Last drückte ihren Kopf unter Wasser, er wurde unsichtbar... und

nun kam das Grauenvollste: sie lag offenbar schief, ein Arm ragte über das Wasser heraus, die Finger krampften sich, streckten sich wieder aus, ganz regelmäßig, als wollten sie atmen... vielleicht eine halbe Minute arbeiteten sie so, wurden dann ruhiger, erstarrten in ihrer letzten Bewegung, die Hand glich der griffbereiten Tatze eines Raubtieres... rührte sich nicht mehr, wurde langsam in die Tiefe gezogen... bald waren nur die Krallen über Wasser, und nun stieß sie ein Balken ganz hinein... ein paar Hölzer trieben stromabwärts, gegen das diesseitige Ufer zu...

Das Licht im Zimmer wurde aufgedreht, und Herr Dumont wandte sich strahlend an ein paar Kinobesitzer, die gekommen waren, um Aktualitäten für ihr Theater zu beschaffen.

„Nun, was sagen Sie, meine Herren, haben Sie jemals so etwas Effektvolles gehabt? Ich glaube nicht; selbst der Aeroplansturz, den Pathé vergangenen Sonntag auf zwanzig Meter Distanz aufgenommen hat, ist nichts dagegen... Ja, meine Operateure... aber was ist Ihnen denn, Mantler, sind Sie unwohl?"

Der Operateur saß bleich und starr auf seinem Platz, flüsterte nur ein um das andere Mal: „Die Hand... die Hand... haben Sie die Hand gesehen?"

„Aber natürlich, das ist ja der Höhepunkt des Ganzen, ich verstehe nicht, wie Ihnen der Unfall so nahegehen kann, Sie haben ihn doch als einziger von uns in Wirklichkeit gesehen..." antwortete ihm Herr Dumont und begann dann gleich die Verhandlungen mit den Direktoren, von denen jeder das Erstaufführungsrecht erhalten wollte. Man überbot sich gegenseitig

wie bei einer Auktion, bis endlich der Besitzer des „Neuen Lichtspieltheaters", Herr Rundmann, als Sieger hervorging. Dann wandte sich Dumont an seinen Plakatzeichner, welcher der Vorführung beigewohnt hatte, und beauftragte ihn mit dem Entwurfe eines Plakates für den Überschwemmungsfilm, das in längstens drei Stunden an die Plakatdruckerei abgehen mußte, unterzeichnete den Vertrag mit dem Meistbietenden und diktierte noch rasch eine Reklamenotiz für die Zeitungen. Mantler saß während der ganzen Zeit unbeweglich da und erhob sich erst, als die Leute fort waren und ihn sein Chef zu sich winkte. Herr Dumont griff in seine Brieftasche, nahm einen Scheck heraus und füllte ihn aus.

„Als Ausdruck meines Danks, Mantler, und zur Aneiferung, wenn eine solche bei Ihnen überhaupt noch möglich ist..."

„Ich danke, Herr Chef, Sie sind zu gütig... ich danke..."

Die Straßen waren von dem vielen Regen blank gewaschen, das Grün in den Parkanlagen schien noch einmal so frisch wie gewöhnlich, die Luft atmete sich so leicht, der Schritt der Menschen hatte etwas Fröhliches, und ihre vielen lichten Kleider gingen wie ein leises Lachen durch die Stadt. Mantler schlich still und gedrückt dahin. Er hielt sich ganz nahe den Häusern, wich dem mittäglichen Strom der Heimkehrenden scheu aus, und ein ertappter Verbrecher konnte nicht stärker zusammenzucken als er, wenn ihn ein Berufskollege ansprach und ihn zu der bereits bekanntgewordenen Aufnahme beglückwünschte.

Nachmittags nahm er seine Tätigkeit im Atelier

wieder auf, das zerstreute ihn ein wenig, und er vermied es nur, auf die Überschwemmungsbilder zu sprechen zu kommen.

Als er am nächsten Morgen die Zeitung las, bemerkte er die Reklamenotiz, die Direktor Rundmann vom „Neuen Lichtspieltheater" hatte einrücken lassen. Immer wieder las er sie durch, suchte sich gegen sie wie gegen eine Anklage zu verteidigen, aber es gelang ihm nicht. Drei Menschen waren tot, und sie hätten leben können, wenn ein anderer Mensch rechtzeitig in das Boot gestiegen wäre. Aber wie hätte er das tun sollen... das Boot war voll Wasser... immer? auch früher?... oh nein, früher war es noch zu gebrauchen, aber da mußte er die Aufnahme machen, das war seine Pflicht, dafür war ihm der Apparat anvertraut, für diese Leistung wurde er bezahlt... sein Beruf zwang ihn, nicht vom Apparat zu weichen...

Noch einmal las er die Notiz durch. Viele hundert Menschen wurden dadurch aufmerksam, drängten sich zu der Vorführung. Wie, wenn einer bemerkte, daß man die Frau mit ihren Kindern doch hätte retten können... ein Mensch war in nächster Nähe, warum hatte er nicht Hilfe geholt... dieser Mensch hatte die Unglücklichen ertrinken lassen, um aus ihrer Qual Geld zu verdienen; der Mensch war ja ärger als ein Mörder, weil er feig war... und nicht einer von den Zuschauern, nein, viele mußten das herausfinden...

Mantler stürmte die Stiege hinab, in die Stadt hinein zum „Neuen Lichtspieltheater". Der Film durfte nicht aufgeführt werden... um alles in der Welt nicht...

Direktor Rundmann hatte einen Besuch, und der Operateur mußte einige Minuten warten. Er überlegte noch rasch, wie er die Aufführung hintertreiben sollte. Ja, wie? Was sollte er als Grund angeben? Seine Schuld? Und vielleicht war es gar nicht wahr... das Boot war zuletzt wirklich unbrauchbar, wozu sich einer unbeweisbaren Tat verdächtigen? Der Direktor trat aus seinem Bureau und erblickte den Operateur.

„Ah, Sie wollen Sitze für heute abend? Sehr gerne, ich lasse Ihnen zwei Stück ganz rückwärts reservieren, holen Sie sich's abends an der Kasse. Noch nie haben wir so viel Vorverkauf gehabt. Die Reklamenotiz hat gewirkt. Haben Sie die gelesen?"

„Ja, Herr Direktor, darum bin ich hergekommen..."

„Aber Sie hätten doch bloß zu telephonieren gehabt, wer wird denn Ihnen, man kann sagen, dem Autor, einen Sitz verweigern wollen? Sie sind doch heute die Hauptperson; wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen eine ganze Loge..."

„Danke, Herr Direktor, nur einen Sitz, für mich allein..."

Und so saß Mantler abends in der vorletzten Reihe, mitten unter feinstem Publikum. Die ersten Nummern, eine Fahrt an der Riviera und ein Schwank, gingen ohne besondere Anteilnahme vorüber, alles wartete auf die Überschwemmungsbilder, deren Schluß die sensationelle Aufnahme vom Untergang der Sandgräberhütte bilden sollte. Die einzelnen Bilder von der Überschwemmung waren sehr geschickt aneinandergereiht, langsam von Gleichgültigem zu Interessantem und Spannendem gesteigert, und nach einer ganz kleinen Pause kam der Clou des Abends.

Mantler sah nur selten auf das Bild, seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Publikum, er horchte zu jedem geflüsterten Wort, zu dem leisesten Geräusch hin, was er vernahm, hatte keine Beziehung auf ihn, aber was er nicht verstand, das schien ihm wichtig, verstehend und verurteilend zu sein. Bei den letzten Phasen der Aufnahme verstummte alles, und die Aufregung erreichte den höchsten Grad. Der Operateur senkte den Kopf, schloß die Augen; es war vergeblich; eine unbekannte Kraft hob seinen Nacken, drängte die Lider auseinander, und sein erster Blick auf das Bild galt der Hand, der furchtbaren, gekrallten, sinkenden Hand. Unendlich lang schien ihm die Zeit bis zu ihrem Verschwinden.

Projektion und Musik brachen jäh und wirkungsvoll ab, und die Aufregung der Zuschauer entlud sich nun in ihren Gesprächen. Eine ältere Dame meinte ganz entsetzt: „So was sollte nicht vorgeführt werden... das ist zu viel für unsere Nerven" und ihr Begleiter beruhigte sie: „Aber das ist doch eine Trickaufnahme, die Frau auf dem Bild ist eine dafür engagierte Schwimmkünstlerin"; ein anderer war wieder begeistert: „Endlich einmal ein Drama aus dem Leben, ohne die blöden, gestellten Schlüsse" und sein Freund pflichtete ihm bei: „Ganz grauenhaft gut... die Verzweiflung und Todesangst der Frau... und wie die Hand aus dem Wasser ragt, ein geradezu raffiniertes Detail... ich muß mir das noch einmal ansehen..." Ein junges Mädchen mit den kurzsichtigen Augen der Studentin war nicht befriedigt: „Ich weiß nicht, daß man mit dieser Szene so viel Aufhebens macht, wir an der Klinik müssen noch viel

aufregendere Sachen sehen." Ein glattrasierter Herr sagte zu der etwas auffallend gekleideten Dame neben ihm: „Siehst du, Fritzi, es war doch gut, daß wir hereingegangen sind — nicht wahr?" Sie nickte und fragte nach einer Weile: „Hast du dich schon wegen der braunen Boa erkundigt?" Der alte Herr mit dem langen Bart philosophierte: „Was man heute schon alles im Kino sehen kann." Der hagere Gymnasiast neben ihm wurde nachdenklich: „Nur durch ihren Tod ist diese Frau für uns interessant geworden; es liegt antike Größe in dem Problem." Eine gutgenährte Frau war nach dem Schauplatz neugierig: „Wo's das nur wieder herhaben... überall kummen die Kinoleut' schon hin." Ihre Freundin sorgte für Reklame: „Das müss'n wir der Marie erzähl'n, die siecht so grausliche Sachen gern." Zwei blasiert aussehende junge Herren vermieden es, über das Gesehene zu sprechen: „Gesteckt voll ist der Saal... so ein Kino muß ein glänzendes Geschäft sein." Am Eck saß ein kleines Mädchen mit seiner Gouvernante, und die kokettierte so angelegentlich mit dem Herrn schräg vor ihr, daß sie gar nicht hörte, wie das Kind fragte: „Fräulein, warum kommt die Frau nicht mehr aus dem Wasser heraus?"

Mantler lachte höhnisch. Das fehlte noch... die tote Frau sollte kommen... vielleicht als Gespenst... mit aufgedunsenem Gesicht und gelösten Haaren... nein, nicht an solche Sachen denken, sonst gab es eine schlaflose Nacht oder böse Träume. Wozu daran denken... niemand im Publikum hatte sein Urteil abgegeben, niemand hatte auch nur mit einem Gedanken den Operateur gestreift, der das Bindeglied

war zwischen Leben und lebendem Bild, natürlich wer spricht von einem Werkzeug? Und mit einem Male wünschte er sich, an Stelle der Frau und ihres Bildes der allgemeine Gesprächsstoff zu sein, man sollte etwas von ihm reden, Gleichgültiges oder Böses, man sollte ihm das Glück der Aufnahme und die hohe Gratifikation neiden; man sollte ihn beschimpfen, seine Tat verurteilen... aber nicht ihn so klein machen durch das Schweigen, so jämmerlich klein...

Viele Zeitungen besprachen am nächsten Tag im lokalen Teil die Aufführung, und einmal wurde auch Mantlers Name genannt, man bewunderte seine Nerven, die es ihm ermöglicht haben mußten, kalten Bluts an der Aufnahme zu arbeiten.

Als der Operateur mittags aus dem Atelier heimkehrte, starrten ihm überall die Plakate für seinen Film entgegen. Anfangs sah er weg, aber die Bilder verfolgten ihn, pflanzten sich vor ihm auf, schrien auf ihn ein, er glaubte sie an jeder Wand zu erblicken, unbeweglich hielten sie einen Moment des Entsetzens fest und zwangen ihn, sich gewaltsam alles vorher und nachher Geschehene zu eigener Qual ins Gedächtnis zu rufen.

Erst an der Tür seines Hauses atmete er auf und stieg befreit die Stiegen empor. Endlich wieder Ruhe... Das Dienstmädchen übergab ihm einen Brief, den er ins Zimmer mitnahm, um ihn dort zu lesen. Als er eintrat, taumelte er mit einem leichten Aufschrei zurück.

An der Wand lehnte das Plakat, riesengroß erscheinend in dem engen Raum.

Das Dienstmädchen eilte herbei: „Der Herr mit dem Bild hat auch den Brief gebracht...“

Mantler riß das Kuvert auf. Der Zeichner widmete ihm das Original des Plakats, das eben aus der Druckerei zurückgekommen war.

Das Mädchen wartete noch in der Tür. „Bitt' schön, ich möcht' das auch gern sehen... könnt' ich eine Karte haben ins Kino?“

„Tragen Sie die Zeichnung da weg und lassen Sie mich in Ruhe,“ schrie sie der Operateur an.

Nachmittag ging er auf Nebengassen ins Atelier, um den verhaßten Plakaten auszuweichen.

Den ganzen nächsten Tag hatte er angestrengt zu arbeiten, kam mittags nicht nach Hause und wurde erst spät abends fertig. Die angestrengte Tätigkeit lenkte ihn ab, er dachte nicht mehr an seinen Film. Auch die Plakate auf der Straße fesselten kaum mehr seine Aufmerksamkeit. Als er schon in der Nähe seines Hauses war, suchte er eine größere Menschenmenge, die vor ihm auf dem Trottoir ging, zu überholen. Er kam nicht dazu.

An der Spitze des Zuges schritten fünf Sandwichmänner, Angestellte eines Vorstadt-Kinos, und die trugen auf hohen Stangen ein Plakat. Wie hypnotisiert folgte ihnen der Operateur, zweigte nicht in die Nebengasse zu seinem Hause ab, sah immer nur auf das Bild. Ein paar Jungen lachten laut über ihn, als er mit starrem Blick und unsicher stolpernden Füßen dahinschritt. Er bemerkte es nicht, seine Tat ging vor ihm her, ließ ihn nicht los, er konnte und wollte nicht fort von ihr; sie waren beide eins, gehörten für alle Zeiten zueinander. Ohne es zu wissen,

stand er schon bei der Kasse, er konnte sich nicht erinnern, Geld hingelegt oder eine Karte erhalten zu haben, aber er saß doch im Zuschauerraum, und die Vorstellung begann. Das Publikum war weit weniger gesetzt als vorgestern in der Stadt; dort sah man das Bild bloß, hier meinte man es zu erleben. Bei den lustigen Stücken sprachen die Leute hinein, liehen den stummen Personen ihren Witz, kommentierten in ihrer derben Art die Geschehnisse, stießen leise Schreckensrufe aus, wenn jemandem Gefahr drohte, konnten sich auch nicht enthalten, mit der Sandgräbersfrau zu sprechen, verfolgten mit größtem Mitleid ihr Schicksal, das Schicksal eines Wesens aus ihrem Kreis, und niemand blieb teilnahmslos bei ihrem traurigen Ende. Viele Frauen verbargen ihr Schluchzen, und ein Vater führte seine Kinder hinaus.

Und wie das Publikum, so mußte auch Mantler hier das Bild erleben, aber er erlebte es nicht bloß als teilnehmender Zuseher, zur gleichen Zeit auch als mitleidsloser Urheber, und der innere Kampf bei der Aufnahme erneuerte sich, war bewußt und darum noch um vieles quälender. Er wagte es nicht, zu reden, aber sein Körper zuckte manchmal auf zu stummen Schreien: Nur Mut, schon kommt die Hilfe, mit einigen Ruderschlägen bin ich bei Ihnen, liebe Frau... aber beruhigen Sie sich doch, mein geehrtes Publikum, die Frau wird ja doch gerettet, ein Boot ist da... so weinen Sie doch nicht, der Frau geschieht nichts, wozu bin ich denn da... und dann tauchte von draußen das Plakat auf mit zorniger Drohung: Nicht lügen... die Leute hier wollen das Unglück sehen, um es zu empfinden; ja, aber sie wollen es sehen,

man muß es ihnen zeigen... dazu ist der Operateur bestimmt... und der versteht es; sieh selbst, wie gut es gemacht ist... Und als Epilog erschienen die letzten Augenblicke der Unglücklichen, jeder ein furchtbarer Vorwurf: Warum rettet man mich nicht... ich habe doch niemandem etwas zuleide getan, warum rettet man meine Kinder nicht...

Laut fiel das Licht in den Saal ein wie ein greller Glockenschlag, der zur Ruhe mahnt, Mantler erhob sich, wollte sich verteidigen, wollte schreien: „Mir geschieht unrecht, ich hatte kein ordentliches Boot mehr zur Hand," aber seine Lippen bewegten sich tonlos, waren von einem drückenden Traum verschlossen, die Leute gingen hinaus und er mit ihnen, die Lichter am Eingang verlöschten, die Türen eines Gefängnisses fielen zu, und er stand einsam auf der leeren Straße. Mit schwerem Kopf, wie nach schlafloser Nacht, kam er in sein Heim.

Als er am nächsten Abend sein Atelier verließ, beschleunigte er seine Schritte, ohne eigentlich zu wissen, warum. Erst kurz vor seiner Wohnung fiel es ihm ein: er mußte sich ja beeilen, um noch rechtzeitig ins Kino zu kommen. Ganz selbstverständlich war das. Anderen Übeltätern erschienen ihre Taten im verwirrten Traum, sein Verbrechen war allabendlich lebendig und getreu mit allen Einzelheiten zu sehen, jeden Abend erhob sich die Frau mit ihren Kindern, führte ihm alle ihre Qual vor Augen, drohte ihm in ihrer letzten Bewegung und verschwand. Und nicht bloß hier, in seiner Anwesenheit, tat sie dies, nein, an zehn anderen Orten erschien sie, starb vor aller Augen und suchte einen Rächer. Und nächste Woche ging

sie dann in andere Städte, in andere Länder; überall war sie und nirgends blieb sie... Heutzutage gab es keine Gespenster mehr, die Toten hatten es nicht mehr nötig, auf nächtliche Angst und Aberglauben der Menschen zu spekulieren, der Mensch bot ihnen aus den Errungenschaften seines Geistes viel wirksamere Mittel dar, um eben diesen Geist in seiner ganzen Schwäche bloßzulegen und auf den Tod zu verwunden.

Der Operateur wußte, was mit ihm vorging. Wenn man einen Menschen zum Wahnsinn treiben wollte, auf diese Weise konnte es gelingen. Seine Tat trennte sich nicht mehr von ihm, war nur ein Teil seines Wesens und lebte und verging damit. Eigentliche Reue empfand er nicht. Wenn der Gedanke auftauchte: Das Bild wäre ganz gut geworden, auch wenn man die Leute noch rechtzeitig gerettet hätte, so wehrte er schmollend ab: Das mußte ich als Operateur doch besser wissen, und wenn das Boot gesunken war, so bot mir das eben einen Vorwand...

Trotz aller dieser Erwägungen war er heute viel erregter und nervöser als bei der gestrigen Vorstellung, und er glaubte sich abzulenken, als er ein Gespräch mit einem jungen Arbeiter begann, der neben ihm saß. Noch bevor der Überschwemmungsfilm zur Projektion kam, hob er also an zu erzählen, daß er sich diese Bilder bereits zum zweitenmal ansah, sie wären so interessant und spannend und auch viel aufregender als die Dramen, die sonst aufgeführt wurden. Der Arbeiter stimmte bei; er hatte alles von einem Kameraden erzählen gehört und wollte sich nun selbst überzeugen. Mantler benützte dies, um auch seinerseits ausführlich darüber zu berichten, es schien ihm

eine willkommene Gelegenheit zur Aussprache, aber er fühlte doch den inneren Zwang, der ihm in neuer Pein die Worte aus dem Körper trieb, um sie zu Bildern zu formen und das Bild dann zu sprengen, bis es Leben und schrecklichste Wirklichkeit bekam. Wie ein schmerzender Schlag fiel plötzlich die Dunkelheit auf ihn, im nächsten Augenblick fuhr grelles Licht mit scharfem Stich gegen seine Augen, und die Projektion begann. Es war ihm nicht mehr möglich, seinen Anteil daran in sich zu bergen; er mußte während der Vorführung reden, von sich reden; er kleidete es zwar ein: „Wenn ich der Operateur wäre" oder „Der Operateur muß ganz nahe gestanden sein, weil die Personen so groß und deutlich sind" oder „Man sieht es, als wäre man selbst dabei gewesen", aber hinter jedem Wort lauerte die angstvolle Frage: Merkst du es schon, daß hier ein Verbrechen gezeigt wird? Wird niemand die Hand gegen den Täter erheben? Doch nichts von alledem geschah, die Frau versank ungerächt in den Fluten, und der junge Arbeiter schwieg erschüttert. Mantler aber suchte sich mit seinen eigenen Worten zu betäuben: „Ist das nicht großartig... haben Sie schon einmal so etwas gesehen... stellen Sie sich nur vor: der Mann, der das aufgenommen hat, steht zwanzig Schritte weit entfernt und kann der Frau nicht helfen... und er sieht sie und sie ihn... er hofft ihren Tod und sie ihre Rettung..."

Der Arbeiter schüttelte den Kopf. „Sie stellen sich das wahrscheinlich ganz anders vor als in Wirklichkeit. Ich verstehe das alles nicht. Wenn sich die Frau nicht gleich beim Eintritt des Hochwassers gerettet hat, so muß sie eben Hoffnung gehabt haben, noch im letzten

Moment ans Ufer gelangen zu können. Es muß ein Boot dagewesen sein..."

Mantler sah ihm starr ins Gesicht. „Ein Boot... glauben Sie..."

„Ganz sicher. Aber es muß beschädigt oder weggetrieben worden sein, denn sonst hätte der Mann, der den Aufnahmeapparat bedient hat, die drei Menschen herübergeholt und nicht ihren Tod photographiert."

„Ja, das habe ich mir auch gedacht . . . so muß es gewesen sein . . . das Boot war unbrauchbar . . . man sieht ja auch am Film, daß keines in der Nähe ist, nicht wahr . . ."

„Ich habe keines bemerkt," meinte der Arbeiter.

„Nun, dann hat der Operateur bestimmt den Leuten nicht helfen können; man kann ihm nicht vorwerfen, daß er ihren Tod verschuldet hat . . ."

„Aber was geht mich der Mann an," sagte der Arbeiter erstaunt. „Der ist dazu da, um Aufnahmen zu machen, er hat sich einmal diesem Beruf gewidmet und muß ihn auch unter allen Umständen ausfüllen. Ich hätte übrigens nicht die Kraft, so etwas anzusehen, ohne eingreifen zu können . . . sehen Sie auf meiner Hand die große Narbe . . . wie ich sechzehn Jahre alt war, haben wir in unserem Haus Feuer gehabt; wir haben alles gerettet; nur auf einen zahmen Raben haben wir vergessen . . . den habe ich holen müssen, aber der brennende Türstock ist mir auf die Hand gefallen; man hat mich ohnmächtig weggetragen, und der arme Vogel ist verbrannt . . . das kränkt mich heute noch, und ich konnte doch nichts dafür . . ."

Ganz unvermittelt fragte Mantler: „Entweder war kein Boot da, oder es war unbrauchbar, nicht wahr?“

Der Arbeiter verstand einen Augenblick die Frage nicht. „Was für ein Boot... ah so, Sie meinen den Film... das wird der Operateur wissen, fragen Sie den, wenn Sie das so interessiert . . .“

Mantler lächelte in sich hinein, als er sich von seinem Nachbar verabschiedete. Also nur der Operateur konnte es wissen, und der war nicht überzeugt... wozu also die ganze Aufregung, die aus einer Pflicht ein Verbrechen machte . . .

Zufrieden kehrte er nach Hause zurück und sagte nur ein um das andere Mal laut vor sich hin: Pflicht . . . Pflicht . . .

Als er am Morgen darauf im Atelier seine Tätigkeit begann, war er aufgeräumt wie schon lange nicht. Es wurde ein neues Lustspiel geprobt, und er überbot sich dabei an Witz und glänzenden Einfällen, wußte auch aus schwächeren Szenen durch irgendeine Kleinigkeit komische Wirkung herauszuholen, an die der Verfasser nicht im entferntesten gedacht hatte, seine gute Laune übertrug sich auf die Schauspieler, und Herr Dumont, der den Proben nur als stummer Zuseher beiwohnte, konnte sich nicht enthalten, am Schluß dem genialen Regisseur seine besondere Anerkennung auszudrücken.

Anna Holborn, der Star des Dumontschen Ensembles, wiederholte lobend die Worte des Chefs und fügte hinzu: „Sie werden es noch soweit bringen, Mantler, daß man Ihren Namen neben die unseren auf die Programme drucken wird . . .“

„Zu viel der Ehre," erwiderte der Operateur und fuhr plötzlich zusammen. Das fehlte noch... nicht bloß die Bilder, sondern auch sein Name sollte durch die Welt ziehen, damit jedermann den Täter kennen lernte ... ihn aus der Ferne seines Verbrechens beschuldigte ... ach was, Dummheiten ... „Kommt es vor, Frau Holborn, daß man Ihnen nach einer Kinoaufführung schreibt?"

Die Schauspielerin lächelte. „An manchen Tagen erhalte ich ein halbes Dutzend Liebesbriefe von Leuten, die mich nie im Leben gesehen haben, nur auf der Leinwand ... in früheren Jahrhunderten haben sich die jungen Leute in Miniaturporträts verliebt, die dem Auserwählten zugesandt wurden ... heute ist diese Wirkung in die Ferne bequemer; jeder kann mein lebendes Bild in Lebensgröße um zwanzig Heller sehen ... ja ja, unsere Romantik ist schon sehr demokratisch geworden ..."

„Ist das nicht ein sonderbares Gefühl, gleichzeitig an so vielen Orten gesehen zu werden, als ob man leibhaftig zugegen wäre?"

„Daran denke ich gar nicht. Wenn ich für das Kino arbeite, so spiele ich, als ob ich allein vor meinem Spiegel stehen würde, nach besten Vermögen und Können, aber ohne jede Beziehung auf Zuseher. Solche Trikotrollen, wie neulich in dem Zirkusdrama, möchte ich vor dem Publikum überhaupt nicht darstellen ..."

„Darüber muß man schon hinwegkommen," meinte unter allgemeiner Heiterkeit Fräulein Germer, die Naive.

„Sie glauben, das Kino müßte eine gute Reklame sein," fiel Mantler boshaft ein.

Die Naive wurde einen Moment verlegen und führte dann das Gespräch fort.

„Bedenken Sie nur, wie das eine Frau, eine Schauspielerin, berühren muß, wenn sie in bezug auf ihren Körper sozusagen allgegenwärtig ist, an unzähligen Orten zur gleichen Stunde mit dem Publikum in denselben Kontakt tritt, als ob sie persönlich anwesend wäre . . . wir Schauspielerinnen sollen nicht bloß durch unsere Kunst, nein, auch durch unsere Erscheinung wirken; je mehr das Publikum eine Schauspielerin begehrt, desto sicherer bleibt sie in seiner Gunst . . . glauben Sie mir, wir spüren das Begehren, wenn wir auch die Menschen in dem dunklen Zuschauerraum nicht sehen, sondern nur sie uns . . . und nun wissen wir, daß das Gleiche auch unserem Bild widerfährt . . . auf jedem Film ist alles enthalten, was wir dem Zuseher in der betreffenden Rolle bieten können, und dieser empfindet es im Kino ebenso, als ob er uns lebendig sehen könnte . . . es ist beinahe unheimlich; man könnte tot sein und würde noch wochenlang der ganzen Welt gehören, weil sie glaubt, ein lebendes Bild muß das Bild einer Lebenden sein . . . oder, um von realeren Dingen zu sprechen, eine Schauspielerin spielt eine Liebesszene ganz aus ihrem innersten Wesen heraus . . ."

„Wie wenn sie allein mit einem sehr lieben Freunde wäre," erläuterte der Operateur.

Die Schauspielerin ließ sich nicht beirren. „Gut, wie wenn sie allein mit einem lieben Freunde wäre . . . eine große Künstlerin könnte es gar nicht anders . . . und der Fall tritt tatsächlich ein; sie ist allein mit ihm und weiß doch, daß sie zu derselben Stunde

Tausende in derselben Situation sehen und daraus gleiche Nahrung für ihre Sinnlichkeit schöpfen können wie der eine, dem sie gehören will, der eine, dem ihre zärtlichen Worte bestimmt sind; ist das nicht raffiniert und schrecklich zugleich?"

„Das ist mir zu hoch," bekannte Herr Leopold Braunhuber, der Charakterkomiker. „Ich verdiene mir beim Kino dreimal so viel als früher auf der Bühne und spielte einmal für tausendmal, wozu soll ich mir darüber Gedanken machen?"

„Ganz richtig," sekundierte ihm Herr Rosmanit, der Liebling der Damen, die niemals seine auffallend hohe Stimme zu hören bekamen und nur seine frauenhaft weichen Züge und den Adel seiner Erscheinung bewundern konnten. „Wir spielen unsere Rollen für den Film und scheren uns einen blauen Teufel darum, was wir sonst für eine Rolle spielen."

„Das habe ich immer behauptet," bemerkte Frau Wallner, Mutter und komische Alte, etwas anzüglich. „Das Privatleben eines Schauspielers darf nur dann an die Öffentlichkeit, wenn sich damit Reklame machen läßt."

Fräulein Rose Dernay recte Johanna Hubinger, Tänzerin am „Jardin de Paris", hier für Ballett- und Pagenrollen engagiert, rieb ihre verschlafenen Augen und gähnte. „Es ist doch was anderes, abends mitten zwischen dem Publikum zu tanzen, als hier für den langweiligen Apparat, nicht wahr, Herr Gartenberg?"

Herr Gartenberg, dem seine frühere Tätigkeit bei Kolportageromanen jetzt als Hausdichter der Firma Dumont sehr zustatten kam, war ständiger Besucher

des „Jardin de Paris“. Er warf einen verständnisvollen Blick auf die hübsche Gestalt der Tänzerin und bejahte ihre Frage. „Das ist freilich noch viel lebendiger, aber das Publikum im Kino will auch auf seine Rechnung kommen. Übrigens gedenke ich demnächst ein Stück zu schreiben, das Szenen aus einem Nachtlokal bringt . . .“

„Mit Fräulein Rose in der Hauptrolle?“ fragte Mantler, ohne eine Antwort zu erwarten. „Man könnte dabei an etwas tatsächlich Geschehenes anknüpfen. Das geschieht meiner Ansicht nach viel zu selten. Sie sollten es öfters versuchen, Herr Gartenberg. Wir haben genug passende Aufnahmen, die man als Ausgangspunkt verwenden kann.“

„Am wirkungsvollsten könnte man einen Detektivroman darauf aufbauen,“ erklärte der Dichter. „Bei diesem Genre wäre ein tatsächlicher Untergrund gleichbedeutend mit einem Bombenerfolg.“

Mantler wurde unruhig. „Da müßte man die Aufnahme irgendeines Verbrechens haben . . . nicht wahr . . .“

„Das allerdings muß vorliegen . . . bemühen Sie sich darum, Sie haben ja immer Glück mit ihren Aufnahmen . . . ich beteilige Sie an den Tantiemen.“

Bei dem allgemeinen Gelächter fiel es nicht auf, daß der Operateur plötzlich verlegen wurde und erbleichte. Was er längst überwunden zu haben glaubte, füllte ihn wieder ganz aus; er stand hier wie vor einem Gericht, der scherzende Dichter wurde zu einem höhnischen Ankläger, den niemand widerlegen konnte, niemand nahm für den Angeklagten Partei, jeder

hätte an seiner Stelle ebenso gehandelt, darum verdammte er die Tat, die ihm ein anderer vorwegnahm; das Urteil entsprang dem Neid und nicht der Gerechtigkeit, wirre Stimmen klangen durcheinander, und alles wiederholte die Worte Gartenbergs: Der Mantler hat immer Glück . . .

Dieser starrte immer noch ins Leere, und der Ausdruck von Schuldbewußtsein und Verzweiflung im Gesicht stand in so komischem Kontrast zu der Heiterkeit der übrigen, daß es der Hausdichter für eine schauspielerische Improvisation hielt und sich zum Apparat hinschlich, um den Operateur aufzunehmen. Man verfiel in ein allgemeines Hüsteln, um das Ticken des Apparates zu verbergen.

Mantler atmete schwer und rang nach Worten. „Mein Glück ist mein Unglück . . . ich wäre so zufrieden, wenn ich nicht dieses Glück gehabt hätte . . . ihr seid besser daran . . . ihr alle spielt nur, aber ich habe mein Stück erleben müssen . . . wißt ihr, was das heißt . . . aber nein, ihr könnt nichts wissen . . . ihr habt es so gut . . . seht ihr die arme Frau . . . nein, ihr könnt sie nicht sehen . . . nicht so sehen wie ich . . . ihr hättet nicht die Kraft dazu . . . es ist furchtbar . . .“ Er sank in einen Stuhl und machte mit den Händen unverständliche Gebärden, die eine Hand hob und senkte sich, als würde sie eine Kurbel drehen, die andere griff in die Luft, wollte etwas emporziehen und konnte es nicht erreichen, die Augen traten stier aus ihren Höhlen, und der ganze Körper krümmte sich zusammen.

Gartenberg beendete die Aufnahme, und alles applaudierte.

„Bravo, Mantler, bravo, Sie sollten wirklich einmal mitspielen, fabelhaft haben Sie das jetzt gemacht . . . morgen vormittag müssen wir es für uns projizieren lassen . . . einfach glänzend . . .“

Der Dichter schüttelte dem Operateur mit wichtiger Miene die Hand. „Wenn ich einmal ein Sensationsstück schreibe, dann enthält es eine Bombenrolle für Sie . . . ich bin überrascht, wie vielseitig Sie sind . . . Sie glauben gar nicht, wie packend Ihre Komödie war . . . Sie bekommen eine Szene mit Gewissensqualen, das müssen Sie glänzend treffen, und die Aufnahme von jetzt verwenden wir ebenfalls.“

Mantler sah um sich, er verstand diese Worte nicht, lauter vergnügte Menschen standen vor ihm, und er verstand sich selbst nicht. So plötzlich und intensiv er seine Tat eben erlebt hatte, so rasch und vollständig war er wieder von ihr befreit. Ärger konnte es nicht mehr kommen... das war die letzte heilende Krise... und er hob an zu lachen, so kindhaft fröhlich zu lachen, daß alles darin einstimmte.

„Ein Stück müssen Sie vor allem für mich schreiben, Herr Gartenberg, ‚Der verrückte Operateur‘, machen Sie eine kurze Handlung, ich besorge Ihnen die komischen Szenen. Ich habe das Bedürfnis, vieles, was mich gequält hat, auf einem Film vorüberziehen zu lassen, ich will mein Bild als das eines fremden Menschen sehen, der nichts mehr mit mir zu tun hat.“

„Gemacht,“ rief Gartenberg, und unter heiteren Worten trennte man sich.

Einen Gassenhauer pfeifend eilte der Operateur durch die Straßen, er wußte selbst nicht genau, warum

er mit einem Male so fröhlich geworden war, er wußte nur eines, daß alle die Vorwürfe und Schreckbilder der letzten Tage mit einem Schlage erloschen waren. Es war ja auch zu ungeschickt, sich die Geschichte mit dem Boot einzureden, und er hatte nur die Pflicht seines Berufes erfüllt, als er diese traurigen Szenen aufgenommen hatte.

Abends empfand er das Verlangen, sich noch einmal sein Werk anzusehen, um von ihm befreienden Abschied zu nehmen. Nichts konnte leichter sein als das; jetzt, wo er über alles ins reine gekommen war, betrachtete er es mit überlegener Ruhe und nahm jeder einzelnen Szene ihre Anklage; etwas Unabänderliches hatte sich ereignet, und er war Berichterstatter für die übrige Welt gewesen. Er ging aber doch nicht in dasselbe Kino wie an den beiden vorhergehenden Tagen, er scheute sich, so oft dort gesehen zu werden, und suchte ein anderes Theater weit draußen in der Vorstadt auf.

Die Zuseher nahmen wie gewöhnlich lebhaften Anteil an den Vorgängen, aber er folgte allem mit kühlem Lächeln, wunderte sich nur in einem fort, wie ihn diese Ereignisse mit dem Verdacht der Urheberschaft belasten konnten. Es waren ja Szenen da, die auf die Nerven gingen, und besonders der Schluß, wo nur die ertrinkende Hand aus dem Wasser ragte, mußte erschüttern. Aber durch das oftmalige Sehen hatte er sich auch mit dieser Phase abgefunden, empfand keine Beziehung mehr zu ihr, und nur seine Ruhe unterschied ihn von den anderen Zuschauern. Nun war auch die Frau verschwunden, zwei Dachsparren trieben gegen die rechte Ecke des Bildes,

Mantler atmete erlöst auf und erwartete das willkommene Licht.

Aber zu seiner Überraschung war der Film noch nicht zu Ende, infolge einer jähen Drehung des Aufnahmeapparates sah man jetzt die Strömung und das diesseitige Ufer, und da lag ein Boot angebunden, ein gutes trockenes Boot mit Rudern; man hätte bloß die Kette lösen müssen, um zur Insel gelangen und die Leute retten zu können. Eine kleine Weile tanzte es auf der Welle, dann kam ein Eckholz der eingestürzten Hütte geschwommen und stieß heftig gegen den Kahn, der ein Leck bekam und sank.

Im gleichen Augenblick erinnerte sich der Operateur, daß man vor der ersten Projektion den allerletzten Teil des bereits kopierten Films wegen Uninteressantheit entfernt hatte. Bei dem hierher gelieferten Film war durch irgendeinen Zufall dieses Stück drangeblieben und wurde dreimal im Tag vorgeführt.

Die Vorstellung war beendet; aber Mantler blieb unbeweglich auf seinem Platz. Ein Billetteur kam zu ihm hin. „Mein Herr, das Programm ist zu Ende. Wenn Sie bei der nächsten Vorstellung bleiben wollen, dann bitte an der Kasse nachzuzahlen."

Der Operateur sah ihn groß an, griff nach seinem Hut und wankte schwerfällig hinaus, nicht ohne einen scheuen Seitenblick auf das grelle Plakat beim Eingange geworfen zu haben. Nun war es klar bewiesen . . . er hatte die drei Menschen in den Tod gejagt . . . sie waren tot, aber zu jeder Stunde trat ihr Bild als Zeuge auf, verurteilte und erhob die rächende Hand . . . bei Tag in den Kinos, bei Nacht

in seinen Träumen . . . Ein Zittern überlief ihn wie von starkem Frost. Hu . . . das mußte heute eine Nacht werden . . . zum Schreien und Weinen . . . nein . . . lieber nicht schlafen gehen . . . aufbleiben, wachen . . . aber war das besser . . . da war das Plakat mit den unglücklichen Menschen . . . dort auch, am zweiten Eck wieder, die ganze Straße zeigte nichts anderes . . . und überall schauten ihn die Menschen so sonderbar an . . . natürlich, sie wußten schon alles . . .

Er beschleunigte sein Tempo. Aber die Sandwichmänner hielten gleichen Schritt . . . wo waren denn die auf einmal hergekommen . . . und gerade vor ihm gingen sie immer, hoben und senkten das bunte Bild, um ja recht viele Leute darauf aufmerksam zu machen. Er stürzte auf einen los und wollte ihm das Plakat entreißen, aber er griff ins Leere, stolperte, drei Schritt vor ihm eilten die Sandwichmänner weiter, und er folgte. Ohne ein Ziel zu sehen, stand er auf einmal mitten in der Stadt, vor zwei großen Plakaten. Aha, hier war das Neue Lichtspieltheater, da hatte die Premiere für das große Publikum stattgefunden . . . o, wenig Besucher waren heute . . . wo blieb das Interesse . . . Er stellte sich seitwärts vom Eingang, zeigte abwechselnd mit großen Gesten auf das Bild und auf sich. „Kommen Sie herein, meine Herrschaften, das haben Sie noch nie gesehen, das ist kein Unfall, kein Unglück, das ist ein Verbrechen; man hat den Leuten ihr Boot genommen, um ihren Tod zu photographieren . . . ich weiß das, denn ich habe es selbst gemacht . . . bitte nur herein zu kommen, das muß man gesehen haben, das war noch nicht da . . .“

Er schrie immer lauter. „Ein Verbrechen, meine Herrschaften, kein Zufall ... das muß man sich ansehen ... das war noch nie da ...“

Direktor Rundmann wunderte sich über das plötzliche Hereinströmen des Publikums, trat hinaus und sah Mantler vor dem Eingang. „Kommen Sie herein, hier ist ein Verbrechen geschehen ... die Aufnahme zeigt das klar und deutlich ... kommen Sie herein und sehen Sie selbst ...“

Rundmann lachte aus vollem Halse, als er den Operateur vor seinem Theater als Ausrufer fungieren sah. Bald war alles ausverkauft, aber Mantler hörte nicht auf, und er mußte ihn zuletzt mit leichter Gewalt in sein Bureau ziehen.

Die Notiz, die am nächsten Tag in den Zeitungen erschien, war von einer Lokalkorrespondenz verschickt und hatte darum überall den gleichen Wortlaut: **„Ein Opfer seines Berufes.** Der Chefoperateur Mantler der bekannten Filmfirma Dumont hatte sich bei der letzten Überschwemmung in die stromabwärts gelegenen Auen begeben, um dort Aufnahmen zu machen, und wurde dadurch Zeuge des schrecklichen Endes der Sandgräberfamilie Berghold. Trotz der Unmöglichkeit, den Ärmsten helfen zu können, traute er sich die Kraft zu, das traurige Schicksal der Familie aufzunehmen, wahrscheinlich ohne auf die Katastrophe gefaßt zu sein. Durch deren plötzliches Eintreten wurde der sonst frische und gesunde Mann derart erschüttert, daß er an den folgenden Tagen deutliche Spuren von Trübsinn zeigte, der gestern abend zu elementarem Ausbruch kam. Er stellte sich vor dem

Eingang des Neuen Lichtspieltheaters auf und beschuldigte sich in wirren Worten, an dem Ende der Familie schuldtragend zu sein. Man hielt seine Reden und Rufe für die allerdings wenig geschmackvollen Tricks eines Ausrufers, und erst nach einiger Zeit erkannte man, daß dieser seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Der Operateur wurde auf die psychiatrische Klinik des Krankenhauses gebracht, und man hofft, den auf seinem Gebiet außerordentlich tüchtigen Mann in absehbarer Zeit wieder seinem Berufe zurückgeben zu können. Das traurige Ereignis wurde bald beim Kinopublikum bekannt, und der Andrang wurde so groß, daß die Überschwemmungsbilder in zwei Separatvorstellungen gezeigt werden mußten. Wie uns Direktor Rundmann vom Neuen Lichtspieltheater mitteilt, bleibt dieser Film, der schon früher Stadtgespräch war, ausnahmsweise auch die ganze nächste Woche auf dem Repertoire."

Die Geschichte des Androiden Francesco

Die Geschichte des Androiden Francesco

Wenn irgendwo in Toskana, Modena oder Venedig eine neue Kirche gebaut wurde und das Gotteshaus besonders schön und prächtig ausgeführt werden sollte, in gleicher Weise zu Ehren des Heiligen, dem es geweiht war, und zum Ruhme des Fürsten, der es errichten ließ, da durfte eine Orgel von Meister Jacopo Gasparini in Florenz nicht fehlen. Mochte darauf spielen wer wollte, immer schien es den Zuhörern, als klängen überirdische Stimmen mit, so wenig war der Klang seiner Orgeln mit irgendwelchem irdischen Klang vergleichbar. Und wenn vollends Meister Andrea Gabrieli die Tasten schlug, dann kam es vor, daß der Priester am Altar seine Messe unterbrach und ebenso mit verzückten Augen niederkniete wie die kleinen Sängerknaben oben im Chore oder das Volk in den Kirchenstühlen, um demütig eine Offenbarung des Allerhöchsten entgegenzunehmen. Gab es dann wieder weltliche Lustbarkeiten, wo Musikanten spielten, und die Menge wurde plötzlich still, so ertönten sicher ein paar Violinen aus Meister Jacopos Werkstatt. Wenn die Stimme eines Sängers den Leuten nicht gefiel, so pflegten sie das nicht zu tadeln, sondern bloß zu sagen, von Meister Gasparini käme er eben nicht her, aber es wäre gut, wenn er ihn einmal aufsuchte.

So bekannt der Meister den Leuten war, so wenig wollte er mit ihnen zu tun haben. Besuche kamen ihm stets ungelegen; er arbeitete mit seinen Gesellen in

einem großen Hause am Rande der Stadt und war gleich verdrossen, wenn er bei der Arbeit gestört wurde. Besonders wenn er ein Instrument vollendete, durfte niemand zu ihm in die Kammer, wo er die letzten Arbeiten ausführte, außer dem kleinen verkrüppelten Knaben, der im Hause des Meisters erzogen wurde.

Vor sechs oder sieben Jahren zogen Gaukler durch die Stadt, die hatten ein Kind mit sich, dem von Geburt auf die Beine fehlten und die Arme um die Hälfte zu kurz geraten waren. Sie trieben allerlei Narrenpossen mit dem Kind, hingen ihm mit Werg ausgestopfte Füße an und zogen sie dann langsam weg, oder drehten die kleinen Hände, die aus den Ärmelchen seiner Jacke herausſahen, solange herum, bis die Zuschauer vor Schreck aufschrien, weil sie glaubten, die Knochen müßten brechen, und sich erst beruhigten, als der Mann auf der Bude die Hände mit einem Messer aufschnitt und den Sand aus der hohlen Form ausbeutelte. Das Kind rührte sich dabei kaum und sprach nur zum Schluß ein paar Worte, wohl um zu beweisen, daß man es mit einem wirklich lebenden Wesen zu tun habe. Zufällig kam einmal Meister Jacopo vorbei und sah den Knaben. Das Kind dauerte ihn, und er fragte den Führer der Gaukler, ob er es ihm zur Erziehung anvertrauen möchte. Der Mann tat zwar so, als ob ihm das Kind um nichts feil wäre, wie er aber bemerkte, daß Meister Gasparini ein wohlhabender Mann war, überließ er es ihm unter heimlichem Schmunzeln um dreißig Zechinen.

Mona Giovannina, des Meisters Gattin, war wenig erbaut von dem Geschenk, das ihr Mann ins Haus brachte. Aber da sie kinderlos war, bekam sie

langsam Mitleid mit dem Kindlein und gewann es bald ebenso lieb wie er. Es hatte aber auch gar zu rührende Augen und eine liebliche Stimme, so fein wie Meister Jacopos Violinen. Francesco — so hieß der Knabe — wuchs also bei seinen Pflegeeltern heran und war mit zehn Jahren das schönste Kind, das man sich nur denken konnte. Kein Jesuskindlein auf einem Bilde von Meister Perugino konnte ein süßeres Antlitz haben. Dabei war der Knabe außerordentlich klug; Jacopo hatte ihn schon früh Lesen und Schreiben gelehrt und brachte ihm oft Bücher mit, die Francesco immer und immer wieder las, bis er sie ganz auswendig kannte. Sonst gab es ja auch für ihn wenig Unterhaltung; an den Spielen der anderen Knaben konnte er nicht teilnehmen, kam aus dem Haus und dem angrenzenden Garten nicht heraus, und um ihn nicht immer tragen zu müssen, hatte Meister Jacopo ein Wägelchen gebaut, auf dem sich der Knabe ganz nach seinem Willen fortbewegen konnte, er brauchte nur an ein paar Hebeln zu ziehen.

Außer seinen Instrumenten hatte Meister Gasparini noch ein anderes Arbeitsfeld, das allerdings nicht so umfangreich war wie das erste. Er machte künstliche kleine Automaten, die mittels Federn und Hebeln verschiedene Bewegungen ausführen konnten. So hatte er zwei Ritter angefertigt, die zu Pferd aufeinander losstürmten und mit den Schwertern schlugen, oder Vögel, die mit dem Schnabel Körner aufpickten und Kopf und Flügel bewegten, und als er schon Übung in der Arbeit besaß, hatte er auch Stimmen nachzuahmen versucht und nach langer Arbeit ein Hündchen fertiggestellt, das

springen und bellen konnte. Er brachte das Werk zu Lorenzo de Medici, der es ihm um hohes Geld abkaufte als Geschenk für einen Fürsten in Ägypten. Aber mit diesen Arbeiten war er noch lange nicht zufrieden. Sein Ziel ging dahin, einen Androiden zu bauen, einen Menschen in Lebensgröße, der alle Bewegungen eines wirklichen Menschen innehatte. Bisher war dies noch niemandem gelungen, und Meister Jacopo blieb nächtelang schlaflos in eifrigstem Nachsinnen, wie er wohl der Aufgabe beikommen könnte. Er zeichnete und rechnete, rückte der Lösung immer näher und glaubte schon bald mit der Arbeit beginnen zu können, als ihm ein Kaufmann die Nachricht brachte, im Norden, in Nürnberg, hätte er einen solchen Androiden, das Werk eines gewissen Peter Henlein, bereits fertig und in menschenähnlicher Bewegung gesehen. Da wurde Meister Jacopo sehr betrübt, daß ein anderer das Werk zustande gebracht haben sollte, mit dem er so viel Ruhm und Ehre zu erreichen hoffte. Er lud den Kaufmann zum Abendessen ein und ließ sich von ihm alles Nähere über den Automaten erzählen. Der Gast schilderte alles eingehend und bemerkte, wenn dem Androiden nicht Stimme und Geist gefehlt hätten, so würde man ihn für einen lebenden Menschen gehalten haben.

„Aber Ihr macht ja auch solche Dinge, Meister Jacopo," meinte der Kaufmann, „und seid so wohl erfahren in Tönen und Stimmen; baut auch einen Androiden und verleiht ihm die Gabe der Rede, da wird Eure Arbeit wohl viel höher geschätzt werden als die des Nürnbergers."

Damit hatte er dem Meister Gasparini keinen guten

Rat gegeben. Er kümmerte sich nunmehr wenig um seine Instrumente und schloß sich den ganzen Tag in seiner Kammer ein. Dort verfertigte er aus Tierknorpeln und trockenen Häutchen seltsame, trichterförmige Gebilde, in die er durch einen großen Blasbalg Luft einbließ. Manchmal gab es ein Summen wie von großen Fliegen, dann ertönte wieder das tiefe Brummen der Hummeln, aber es gelang ihm nicht, irgendeinen Ton zu erzeugen, der mit menschlicher Stimme Ähnlichkeit hatte. Er stellte immer neue Versuche an, doch keiner gelang ihm. Als er eines Tages ein ganz neues Werk probierte, aber auch hier nur rauhe, harte Töne hervorbrachte, da wurde er verzagt und sprach zu dem Knaben Francesco, der aufmerksam allen seinen Arbeiten zusah:

„Da mühe ich mich wohl vergebens . . . eher könnte ich dir noch die Bewegung als dem Automaten die Stimme eines Menschen verleihen."

Der Knabe blickte ihn mit seinen klugen Augen an und fragte:

„Aber könnt Ihr umgekehrt einem Androiden die Gebärden eines Menschen beilegen?"

„Wenn es einer in Nürnberg, bei den Deutschen, fertig gebracht hat, um wieviel eher ich . . . aber damit schaffe ich nichts Neues mehr."

„Und von mir," versetzte der Knabe, „könnte der Automat Sprache und Geist haben."

„Du Kind, was ich in langer Arbeit nicht erreichte, wie soll dir das gelingen?"

„Indem Ihr mich statt aller kunstvollen Apparate in den Androiden setzt. Mich könnt Ihr leicht und sicher unterbringen."

„Das ist ein kluger Gedanke," antwortete Meister Jacopo, „aber dazu habe ich dich nicht von den Gauklern weg zu mir gebracht und in meinem Hause auferzogen, um aus dir einen leblosen Automaten zu machen. Damit könnte ich mir keine Freude über mein Werk bereiten, ich würde mich bloß meines Beginnens schämen."

Der Knabe rückte sich näher und sprach ernst: „Meister Jacopo, Ihr habt mich gehalten wie Euer eigen Kind; ohne Euch wäre ich nichts geworden, sondern elend bei den Gauklern verdorben. Nehmt mir nicht die einzige Möglichkeit, Euch zu danken, wenn es noch dazu dient, Euch zu einem großen Werk zu verhelfen. Jetzt kann ich mich Eurer würdig erweisen, Ihr sollt stolz auf mich sein und mir später gern ein zweiter leiblicher Vater werden. Ihr baut mir Arme und Füße, wie sie die anderen Menschen haben, das ist ein viel größeres Meisterwerk als der Android, und Ihr könnt mich dann mit Recht Euren Sohn nennen. Aber diese Arbeit ist erst möglich, bis ich erwachsen bin, und bis dahin will ich Euch dienen."

Der Meister strich die Locken des Knaben. „Du willst meinem toten Werk die Sprache des Lebens geben, und ich soll dann dir, dem Lebenden, Leib und Leben vollkommen machen. Wenn deine Aufgabe gelingt, wer bürgt dir, daß ich auch die meine erfüllen kann?"

„Ihr wißt dies, Meister, und ich glaube es Euch."

Nach ein paar Tagen der Überlegung ging Meister Gasparini auf den Vorschlag des Knaben ein und beriet sich mit ihm wie mit einem Erwachsenen. Er wollte nur den Oberleib eines Menschen darstellen,

so daß man das Werk leicht tragen und auf einem Tische aufstellen konnte. Die Arme mußten künstlich gebildet werden, denn wenn auch die Hände des Knaben ganz wohlgestaltet waren, seine Arme blieben verkürzt. Dies ermöglichte aber wieder, daß er drinnen zu allen Hebeln leicht gelangen konnte. Um die Täuschung der Zuseher leichter zu bewerkstelligen, sollte der Android nicht frei reden, sondern bloß einige Arien singen, und zur Vorführung seiner Denkkraft hielt es der Meister für das Beste, die Figur irgendein Spiel spielen zu lassen.

„Lehrt mich das Schachspiel," meinte der Knabe, „Ihr seid auch darin ein Meister; ich will Euch nacheifern und als Android ebensogut spielen wie Ihr selbst."

Lange, lange Zeit arbeitete Meister Jacopo an seinem Werk; der Knabe half eifrig mit, soweit es seine Kräfte erlaubten, an den Abenden übte er sich mit seinem Lehrer im Schachspiel und wurde ihm darin vollkommen ebenbürtig. Fünfzehn Jahre war er schon alt, als endlich die Arbeiten soweit gediehen waren, daß der Meister den Knaben in der Bedienung der unzähligen Hebeln und Federchen unterrichten konnte. Infolge seiner Klugheit erlangte er bald in allem völlige und sichere Gewandtheit, und der Meister versuchte es, den Androiden zu schließen und Francesco darin frei schalten zu lassen. Er stellte die Figur auf den Tisch, brachte das Schachbrett und maß seine Kunst an der des Automaten. Und sein eigenes Werk zeigte sich ihm überlegen, so sehr er auch alle Kraft zusammennahm. Als er sich verloren geben mußte, lachte er. „Wenn der Android besser Schach

spielt als ich, muß er wohl von einem guten Meister stammen."

Dann nahm er eine seiner Violinen und begleitete den Knaben, der schon eine ganz männliche Stimme besaß, zu seinen Arien. Als auch das nach Wunsch gelang, rief er Mona Giovannina herbei und zeigte ihr das Wunderwerk, das er bisher streng vor allen Menschen verschlossen hatte. Die Frau schlug die Hände zusammen, als der Android auf dem Schachbrett die Figuren wieder in die ursprüngliche Stellung einreihte, machte sich den Spaß, einzelnes umzustellen, und war von neuem erstaunt, wie der Automat rasch alles in die richtige Ordnung brachte. Dann begann der Android seine Arien zu singen, und Mona Giovannina meinte am Schluß, da müßte sich ihr Mann wohl genau an Francescos Stimme gehalten haben. Meister Jacopo lachte, aus dem Innern des Automaten sprach es:

„Nein, Mutter, Francesco hat selbst gesungen," und der Vater öffnete den Apparat und hob den Knaben heraus. Der Meister und seine Frau umarmten ihn ein um das andere Mal, und es schien ihnen, jetzt wäre er erst wirklich ihr Sohn geworden.

Sie glaubten es, aber nur ihr Wunsch hatte sich in ihm verkörpert. Das war Francescos Schicksal und Leben, stets nur das Werkzeug fremder Wünsche zu sein, ein Automat, der für jeden nach seinem Belieben Dienst tat, fremdes Denken zurückwarf wie ein Spiegel das Bild.

Er selbst fühlte es nie, hielt den Willen der anderen für seinen eigenen. Jetzt freute er sich, weil sich seine Eltern freuten, und erzählte, was ihm als Belohnung

versprochen worden war. „Wenn ich einmal ganz erwachsen bin, dann macht mir der Vater Hände und Füße, wie sie die anderen Menschen haben, und ich kann gleich ihnen hinaus auf die Gärten und Felder und Straßen."

Der Meister nickte mit dem Kopf.

„Alle meine Kunst will ich daran setzen, um diesen Wunsch zu erfüllen, der meiner und deiner ist."

Am nächsten Tag begab sich Meister Gasparini in den Palast zu Lorenzo de Medici. Vor wenigen Wochen erst hatte er für die Hauskapelle seines Herrn eine wundervolle kleine Orgel geliefert, und Lorenzo lobte ihn deswegen und fragte nach seinen Wünschen. Da bat der Meister, ihm ein neues mechanisches Kunstwerk vorführen zu dürfen. Lorenzo lächelte.

„Ein Hündchen habt Ihr mir schon gebracht, jetzt wird es wohl schon ein großes Tier sein, wenn Ihr so viel zu versprechen glaubt."

„Nein," antwortete Jacopo, „es ist kein Tier, es ist ein Android, der nicht bloß die Bewegungen eines Menschen hat, sondern auch dessen Geist und Stimme. Er singt ein paar Stücke mit der Stimme eines jungen Mannes, und um seinen Geist zu dokumentieren, habe ich ihm das Schachspiel beigebracht, und ich kann Euch versichern, der Automat spielt besser als ein lebender Meister."

Lorenzo war sehr begierig, dies alles zu sehen, und ließ das Kunstwerk holen. Er war sehr überrascht, als er die naturgetreue Figur eines jungen Mannes vor sich sah; denn eine so schöne Nachbildung hatte er nicht erwartet. Dann sagte er zu Meister Jacopo:

„Den Mechanismus des Androiden will ich nicht

sehen, das zerstört mir nur die Freude am äußeren Anblick, aber setzt ihn auf einen Stuhl und bringt mir ein Schachbrett, ich will darin meine Kunst mit ihm messen."

Lorenzo war weit berühmt in der Übung des Schachspiels, aber es gelang ihm nicht, den Androiden zu besiegen. Das erste Spiel blieb unentschieden und ebenso ein zweites. Dann nahm Jacopo seine Geige und begleitete den Automaten zu seinen Arien. Lorenzo hatte selten eine so schöne Stimme gehört, er klopfte dem Meister auf die Schulter und lobte ihn.

„Da habt Ihr wohl viel Kunst und Mühe aufgewendet und etwas geschaffen, das keiner außer Euch erreicht hätte. Ein Wunderwerk kann man es nennen, und ich will es in meinen Besitz nehmen wie die Werke der anderen Künstler, die mir Haus und Wohnung so prächtig geschmückt haben."

Das war nun gar nicht nach Meister Jacopos Geschmack. „Ich kann mich nicht von dem Androiden trennen, er ist mir so lieb, als ob er mein Kind wäre, und dann braucht er so viel heimliche Pflege, daß er fern von mir sterben müßte wie ein Mensch ohne Nahrung. Ich will ihn Euch bringen, so oft Ihr es befehlt, aber laßt ihn bei mir."

Lorenzo gewährte dies und bestellte ihn für den nächsten Tag wieder, weil er den Androiden seinen Gästen vorführen wollte. Dann ließ er an ihn von seinem Schatzmeister so viel Goldzechinen auszahlen, daß Meister Gasparini für die größte Orgel nicht hätte mehr bekommen können.

Die Kunde von dem wunderbaren Automaten hatte sich bald in der ganzen Stadt verbreitet, und eine

große Menge kam vor des Meisters Haus und wünschte das Werk zu sehen. Die Leute drängten und schrien und gaben nicht eher Ruhe, als bis er den Androiden zum Fenster gebracht hatte und ihn seine Arien singen ließ.

Auch bei Lorenzo fehlte keiner von seinen Freunden, viele schöne Frauen waren da, und alle waren begierig, das Wunderwerk kennen zu lernen. Nie hatte dort oben solche Stille geherrscht als in dem Augenblick, da Meister Jacopo die Violine ergriff und den Gesang des Androiden begleitete. Noch mehr Erstaunen erhob sich, als die Diener ein Schachbrett vor den Automaten stellten und Lorenzo alle des Spieles Kundigen einlud, ihre Kunst an dem leblosen Wesen zu erproben. Viele erhoben sich und mußten nach kurzem Kampf die Waffen strecken. Es gab nicht wenige, die an übernatürliche Einflüsse und bösen Spuk glaubten, denn daß ein lebloses Wesen singen konnte, war mit dem Verstand noch in Einklang zu bringen, aber das Denken, wie es die Übung des Schachspiels erforderte, schien auch mit den feinsten Apparaten nicht erreichbar. Meister Jacopo erntete außerordentlichen Beifall, und viele wünschten das Werk des Automaten zu sehen. Er weigerte sich aber dessen und wendete ein, nur der könne die unzähligen kleinen Apparate, Federn, Hebel und Drähte in ihrer Tätigkeit erfassen, der sie selbst hergestellt und zu einem Ganzen vereinigt hätte. Und Lorenzo tadelte die Neugierigen, indem er sagte:

„Nur das Seltsame an diesem Androiden zieht euch an, und eure Freude daran würde zerstört, wenn ihr für alles leichtfaßliche Erklärungen wüßtet. Das Ge-

heimnisvolle ist schön, aber es wird zu einer Alltäglichkeit, wenn ihr das Geheimnis kennt."

Von diesem Tage ab mußte Meister Gasparini den Automaten öfters zu Lorenzo bringen, der großes Gefallen an dem Schachspiel mit dem stummen Partner fand. Manchmal war auch seine Tochter dabei anwesend, ein schönes Mädchen von vierzehn Jahren, die ein bißchen vom Schachspiel verstand und durch ihre gelegentlichen Bemerkungen den Vater erheiterte. Einmal war Lorenzo gerade am Beginn einer Partie zu einer dringenden Beratung abberufen worden, und das Kind setzte sich an des Vaters Stelle und führte die Partie weiter. Da geschah etwas Sonderbares. Der Android, der während des Spieles immer nur seine eigenen Steine berührt hatte, ergriff nun manchmal auch die Figuren des Gegners, wenn sie auf einen ungünstigen Platz gestellt wurden, und brachte sie an die richtige Stelle, so daß das Mädchen keinen einzigen Fehlzug machte, ja, am Schlusse war ihre Stellung um so viel besser und einfacher, daß sie ohne weitere Hilfe die Partie leicht gewinnen konnte. Das Mädchen geriet darüber in große Freude, und da sie wußte, daß sie ihren Sieg nur ihrem Partner zu verdanken hatte, ergriff sie seine Hände, die er wie gewöhnlich nach Beendigung des Spieles übereinander gefaltet hatte, und streichelte das feine Leder, aus dem sie angefertigt waren, so zärtlich, als spielte sie mit ihrem kleinen Kätzchen. Da schien es ihr, daß plötzlich ein leises Zittern durch den Automaten ging, und sie erschrak und ließ von ihm ab. Bald darauf kam Lorenzo in das Zimmer zurück, und seine Tochter wies stolz auf die Endstellung der Partie, die sie ge-

wonnen hatte, und als ihr der Vater das nicht glauben wollte, berichtete sie, auf welche Weise der Sieg zustande gekommen war. Lorenzo schüttelte den Kopf und sagte zu Meister Gasparini, der eben gekommen war, um den Apparat abzuholen: „Bisher habe ich Euren Androiden nur für einen scharfen Denker gehalten, nun sehe ich aber, daß ihm auch Gefühle nicht fremd sind und er zu Frauen galant sein kann." Meister Jacopo, der genau wußte, daß er den Automaten nicht auch für derartige Dinge eingerichtet hatte, fand zum Glück rasch eine Erklärung.

„Eure Tochter, Herr Lorenzo, ist offenbar noch unerfahren im Spiele, und der Android wird in seinem Denken gestört, wenn der Gegner planlose und schlechte Züge macht."

„Da ist aber Euer Werk zu Frauen viel zarter als Ihr selbst," meinte das Mädchen.

Als der Meister zu Hause den Knaben aus seinem Gehäuse befreit hatte, ließ er ihn hart an, daß er seine Schachpartie so schlecht geführt hatte. Aber der Knabe entschuldigte sich gar nicht, er sagte bloß:

„Vater, wenn Ihr gesehen hättet, wie schön das Mädchen war, hättet Ihr es auch nicht über Euch gebracht, sie zu besiegen. Und als sie gewonnen hatte, machte die Freude sie noch einmal so schön."

Da wurde der Meister zornig. „Ein Automat kann keine Gefühle haben. Du hast auf die Erfüllung deiner Aufgabe bedacht zu sein und auf sonst nichts. Ich werde dich strafen, wenn du wieder solches tust."

Der Knabe seufzte leise: „Wenn ich doch schon

meine Arme und Füße hätte, wie viele schöne Frauen könnte ich suchen," und dachte dabei, wie zärtlich das Mädchen seine künstliche Hand berührt hatte.

Aber auch diese hatte an dem Spiel Gefallen gefunden und bat ihren Vater, sie auch manchmal mit dem Automaten spielen zu lassen, um sich dadurch zu üben und zu vervollkommnen. Aber eigentlich war es ihr nicht so sehr um das Spiel selbst zu tun als um die Gegenwart des Androiden, der ihr als ein verzauberter Märchenprinz erschien, dessen Geheimnis nur sie kannte und wohl hütete, um den Zauber nicht zu brechen.

Als nun Meister Jacopo den Apparat an seinen gewohnten Platz gebracht und sich dann entfernt hatte, erschien an Stelle von Lorenzo Mona Beatrice, seine Tochter. Der Knabe freute sich, aber eingedenk der harten Worte seines Vaters half er dem Mädchen nicht und gewann seine Partie. Da sah diese den Androiden so traurig an, daß er nichts anderes tun konnte als eiligst die Figuren wieder aufzustellen. Und diese Partie gewann Mona Beatrice, sie klatschte in die Hände und lachte fröhlich und sagte zu dem Automaten: „Wenn du ein wirklicher Mensch wärest, würde ich dich küssen, aber deine Wangen sind aus Elfenbein und dein Mund ist kalt. Nur deine Hände sind mir lieb." Und sie tat mit ihnen wie nach der ersten Partie.

Bald darauf kam Lorenzo und fragte nach dem Ausgang des Unterrichtes, und das Mädchen sagte: „Heute ging es mir nicht so gut, heute verlor ich beide Partien." Francesco im Gehäuse konnte nicht weiter darüber nachdenken, warum Beatrice eine Unwahr-

heit aussprach, denn Lorenzo hatte sich zum Tisch gesetzt und begann das Spiel.

Beim nächsten Besuche Meister Jacopos wartete Mona Beatrice schon auf ihn und bat, ihr zu erklären, wie man den Androiden zum Singen bringen könnte. Jacopo hatte zur Vorsicht außen ein paar Hebel angebracht, die Francesco an der rechten und linken Achsel und am Halse leicht stießen, so daß er immer wissen konnte, was man von ihm verlangte, auch wenn der Meister nicht in der Nähe war. Dieser zeigte ihr die Hebel, machte sie aber aufmerksam, man dürfe den Automaten nur selten singen lassen, sonst litten die Federn und Membranen. Francesco war sehr glücklich, daß er endlich zu Beatrice auch sprechen konnte, wenn auch nur in seinen eingelernten Arien. Das Mädchen hielt sich sehr an die Weisungen Meister Gasparinis, zum großen Leide des Knaben, der am liebsten ohne Unterlaß zu ihr gesungen hätte. Als Lorenzo kam, begann er gerade wieder eine Arie, und Vater und Tochter hörten mit Begeisterung zu. „Er hat die Stimme eines Menschen," meinte das Mädchen, „aber sie dünkt mir viel schöner als die aller unserer Sänger, eben weil sie nicht lebt, weil etwas Fremdes und Geheimnisvolles mitklingt."

Meister Jacopo, der nach der verlorenen Schachpartie immer gefürchtet hatte, der Knabe könnte sich einmal verraten, war nun seiner ganz sicher geworden, da Lorenzo nicht die geringste Anspielung darauf machte und auch Francesco trotz seiner Fragen nichts berichtete.

Als Mona Beatrice den Androiden wieder einmal zum Singen gebracht hatte, geschah es ihr, daß sie

mit dem Kopfputz an einem der schweren Vorhänge hängen blieb und ihr Haar lösen mußte. Sie eilte zum Spiegel, der sich neben dem Tischchen des Automaten befand, und versuchte es zu ordnen. Francesco hatte noch nie so herrliches langes blondes Haar gesehen und blickte durch die durchsichtigen Glasflüsse, die seine Augen verbargen, unverwandt zu dem Mädchen hin. Da hörte er, wie Mona Beatrice seufzte: „Wenn du ein Mensch wärest, würdest du mir sagen, wie schön ich bin ... wir Frauen hören das so gern ... aber du kannst nur Gleichgültiges singen... doch wenigstens dies will ich vernehmen..." Sie eilte hin und drückte den Hebel. Aber statt der erhofften Arie hörte sie ein einfaches kleines Lied, das ihr Vater verfaßt hatte und das ganz Florenz kannte. Sie lauschte betroffen, und als die erste Strophe zu Ende war, fiel sie mit der zweiten ein, und die dritte sangen sie zusammen.

«Com' e' bella Giovinezza;
Ma si fugge tuttavia.
Chi vuol esser lieto, sia,
Di doman' non e' certezza.«

Dann trat sie ganz nahe zu dem Androiden hin, ihr helles Haar flimmerte in der Sonne und leuchtete auf, der schöne weiße Hals war frei, und ihre Finger griffen nach den Händen des Automaten. „Deine Hände sind kalt, aber deine Stimme ist viel schöner als die aller Menschen. Man möchte wünschen, daß sie lebt."

Da konnte sich Francesco nicht mehr beherrschen, er atmete schwer und sprach: „Madonna Beatrice, es ist die Stimme eines Lebenden."

Das Mädchen ließ erschrocken den Androiden los und sah sich nach allen Seiten um, wer die Worte wohl gesprochen haben konnte.

„Madonna Beatrice, sucht mich nicht, ich bin vor Euch verborgen in der Gestalt des Automaten, für den ich singe und Schach spiele. Und jetzt kann ich Euch sagen, was Ihr früher so gern hören wolltet: Ihr seid schöner als alle anderen Frauen, die ich gesehen oder von denen ich gelesen habe."

Das Mädchen sah den Androiden einen Augenblick starr an und begann dann zu klagen: „Warum habt Ihr meinen Wunsch erfüllt . . . der Wunsch war zu schön . . . warum habt Ihr mir gesagt, daß Ihr ein Mensch seid, und ließet mir nicht den Wunsch . . . Eure Stimme liebte ich, weil sie seltsam war und wunderbar, der Stimme eines Menschen gleich und doch die eines fremden Wesens . . . jetzt habt Ihr mir alles Wunderbare geraubt, Ihr seid ein Mensch wie die anderen . . . und ich wollte ein Märchen von Euch haben . . . ich mag Euch nicht mehr hören und sehen . . ."

Als Lorenzo zu seiner gewohnten Schachpartie kam, fand er das Zimmer leer. Er hatte heute gute Nachrichten erhalten, war in bester Laune, die noch dadurch erhöht wurde, daß er den Androiden infolge ausgezeichneter Kombinationen in zwei Spielen schlagen konnte, was ihm bisher noch niemals geglückt war.

Meister Jacopo glaubte, daß der Knabe die Partien absichtlich verloren hatte, und hielt dies für sehr klug, um Lorenzo nicht durch fortgesetzte Verluste ärgerlich zu machen. Zu Hause lobte er ihn also deswegen und war sehr erstaunt, wie Francesco daraufhin in ein

solches Weinen und Schluchzen ausbrach, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte. Der Meister glaubte, er kränke sich über die verlorenen Partien, und suchte ihn deswegen zu trösten, aber der Knabe schluchzte weiter.

„Nicht zwei Partien habe ich verloren, sondern drei, und die dritte war die schönste von allen. Wäre ich doch nie in den Palast gekommen . . . aber ich möchte fort von hier; wenn ich schon die Füße hätte, die Ihr mir versprochen habt, ginge ich noch diese Nacht . . . aber ich bin noch in Eurem Dienst und will ihn erfüllen . . . Nur zieht fort mit mir, Vater, ich will Neues, Fremdes sehen . . ."

Meister Jacopo, der den Knaben sehr liebte, war bekümmert über ihn, ohne sich den Grund seines Schmerzes deuten zu können, und er gedachte alles zu tun, um ihn wieder froh zu machen. Auch entsprach eine Reise seinen eigenen Wünschen, denn er hatte schon längst geplant, sein Werk auch an fremden Höfen vorzuführen, um als der Erbauer desselben gefeiert zu werden. Er ging also zu Lorenzo und bat um Urlaub. Lorenzo sah es gern, wenn Künstler aus seiner Stadt auch anderswo Ehre und Auszeichnung ernteten und so zum Ruhm von Florenz und seines Herrschers beitrugen, und er gab Meister Gasparini und seinen Androiden nicht nur solange frei, als er wollte, sondern ließ ihm noch reichliches Reisegeld auszahlen.

Die beiden zogen nun in ganz Italien herum, und der Android erfüllte überall das Verlangen der Menschen nach Kunst und Seltsamkeit. Zunächst reisten sie zum Papst nach Rom, dann nach Sizilien

und Sardinien, von dort zu Schiff nach Genua, wo sie Lodovico Sforza sehr auszeichnete, ebenso wie Filippo Visconti in Mailand; bei Lodovico d'Este in Modena hielten sie sich fast einen Monat auf; in Venedig, wo viele deutsche Kaufleute verkehren, erzählten diese dem Dogen Antonio Barbarini, daß der Android Henleins in Nürnberg nicht im entferntesten mit dem Wunderwerk Meister Gasparinis verglichen werden könnte, und über Bologna kehrten sie endlich, reich an Geld und Ehren, nach beinahe einjähriger Abwesenheit wieder nach Florenz zurück. Lorenzo war gerade damals in Händel verwickelt und berief deshalb den Meister nicht zu sich. Der Android stand wohlverschlossen in Jacopos Haus, und Francesco, dessen Antlitz womöglich noch schöner geworden war, half wie früher seinem Vater in der Werkstatt. Daneben beschäftigte sich der Meister insgeheim eifrig mit einem Modell, nach dem er Francescos künstliche Beine anfertigen wollte. Der Knabe wußte zwar davon, hütete sich aber, dem Vater das merken zu lassen, um ihn nicht durch Fragen oder Drängen bei der Arbeit zu stören.

Vieles von der Welt hatte Francesco während der langen Reise gesehen, die Geschehnisse konnten ihm äußerlich nichts anhaben, sie schienen wie ferne Bilder an ihm vorüberzuziehen, verschwanden, kaum daß sie erschienen waren, aber seine geschärften Sinne drangen in alle Tiefen ein, holten jeden Wert heraus, er sammelte alles und ordnete es ein, hielt oft Nachschau darinnen und umhüllte alles sorglich mit Träumen und Hoffnungen. Viele geheime Worte hörte er, die Menschen zueinander sprachen, durchschaute den Hoch-

mut der Herrscher und das Kriechen der Dienenden, erkannte den Trug der Frauen und die Gier der Männer, mußte zusehen, wie Unrecht zu Recht wurde und das Recht keinen Hüter fand; er stand über allem, weil er nicht Partei war, und war doch schwächer als der Schwächste, denn er konnte nicht handeln. Dies mußte er sich aufsparen, bis ihn ein künstliches Werk den Menschen gleich machte, gleich frisch und gleich stark wie die Besten unter ihnen. Er und sein Vater hofften auf dies Werk, der eine, weil es ihn zur Freiheit führen sollte, der andere, weil es ihn mit stolzerer Befriedigung erfüllen konnte als alles bisherige Schaffen.

Nach vielen Mühen war Meister Jacopo endlich soweit, daß er Francesco von seinen Arbeiten an den künstlichen Gliedmaßen erzählen konnte, ohne befürchten zu müssen, den Knaben mit falschen Hoffnungen zu täuschen. Dieser verfolgte eifrig alle Versuche, und je näher sie ihrem Ziele schienen, desto weiter entrollte sich die Zukunft vor seinen Augen. Er gedachte zunächst nach Bologna an die Universität zu gehen, um sich alles anzueignen, was Weisheit und Wissen der Menschen gefunden hatte. Damit glaubte er dann stark genug zu sein, um alles Unwahre und Gemeine aus der Welt zu schaffen, jedem Ehrlichen zu helfen und das Unrecht zu tilgen. Und viele junge Frauen zogen vorbei, sagten ihm süße Worte, wie er so oft verborgen flüstern gehört hatte; viel Glück wurde ihm bereitet, die Künstler wurden nicht müde, die Schönheit seines Antlitzes in Bildwerken zu wiederholen; all das war aber nur etwas Kleines, Unbedeutendes gegen das Bewußtsein, handeln zu

können, mit eigener Hand sein Schicksal zu führen und sein Leben zu beherrschen wie ein Fürst seine Untertanen. An vieles erinnerte er sich, was er stumm und willenlos geschehen lassen mußte, aber jetzt kam die Zeit, wo er alles gut machen konnte mit Kraft und Wissen. So voll von Zukunft sind die jungen Leute, weil sie nichts Vergangenes beschwert.

Eines Tages wurde Meister Gasparini zu Lorenzo gerufen, und dieser fragte ihn, ob sein Android noch so gut wäre wie ehemals und ob er vielleicht ihm ein Hochzeitskarmen einstudieren könnte, das man zur Vermählung von Mona Beatrice gedichtet hatte. Obwohl der Meister wußte, daß nichts leichter war als das, stellte er sich doch so, als wäre es mit den größten Schwierigkeiten verbunden und versprach erst nach langem Zögern, den Wunsch Lorenzos nach Kräften zu erfüllen. Aber seltsamerweise weigerte sich Francesco, und als alle zornigen Drohungen nichts halfen, da erklärte der Meister, er würde die künstlichen Gliedmaßen nie vollenden, wenn sich der Jüngling noch länger seinem Befehle entzog. Francesco, der damals schon siebzehn Jahre alt war, biß die Lippen zusammen und nickte.

Am Vorabend der Vermählung von Mona Beatrice mit dem Fürsten Ugo Cotroni fand das Fest statt, bei dem Lorenzo den Androiden wieder auftreten ließ, um seiner Tochter eine Erinnerung an ihre Kindheit aufleben zu lassen. Nach mancherlei Aufführungen und Tänzen brachten die Diener den Automaten herein, Meister Jacopo stellte sich mit seiner Geige daneben, und die Gäste folgten mit gespanntester Aufmerksamkeit. So fiel es ihnen nicht auf, daß

Mona Beatrice, an ihren Bräutigam gelehnt, leise weinte und die Augen nicht zu dem Androiden hinwenden konnte. Als das Hochzeitskarmen zu Ende war, klatschte alles laut Beifall, und niemand außer Meister Jacopo, dem vor Schreck beinahe die Geige aus der Hand fiel, wunderte sich, daß der Android zum Dank für den Beifall und zum Preis des Gastgebers ein kleines wohlbekanntes Lied sang. Da fing Mona Beatrice so zu schluchzen an, daß sie von den Frauen in ihre Kammer gebracht werden mußte. Man wusch sie und suchte sie zu beruhigen; sie aber bat bloß die Frauen, man möge den Automaten herholen lassen. Als dies geschehen war, hieß sie alle sich entfernen, dann trat sie vor Francesco hin und sagte mit strengem Ton:

„Was hat Euch angetrieben, wieder hierher zu kommen? Ich wollte Euch doch nie mehr sehen . . .“

„Euer Vater hat es befohlen, Mona Beatrice, mein Herr hat gehorcht, und mir wurde ein Wunsch erfüllt. Verzeiht mir, wenn ich damit gegen Euern Willen handelte. Aber es machte mich glücklich.“

Das Mädchen verbarg ihr Gesicht in den Händen. Dann sah sie auf und sagte: „Wie heißt Ihr, damit ich Euch bei Eurem Namen nennen kann?“

„Man nennt mich Francesco, Madonna.“

„Was habt Ihr damals gedacht, Francesco, als ich mit Euch das kleine Lied meines Vaters sang?“

„Daß Ihr einen Menschen lieben könnt, wenn seine Stimme dem unbekannten Wesen gleicht, das vor Euch stand.“

Beatrice schüttelte das Haupt. „Nein, das war es nicht, Francesco. Ich liebte als Kind die Märchen.

Eines hätte ich erleben können . . . ich war ein Kind und hielt Euch für den verzauberten Prinzen . . . ich wollte ihn erlösen, ich war ein Kind und glaubte dies... Ihr aber nahmt dem Kind sein Märchen..."

„Ihr wart kein Kind, Madonna. Ihr hattet Euer Haar gelöst und wart schöner als alle Frauen, von denen wir in den Märchen gelesen haben. Ihr wart für mich die erste Frau aus der Wirklichkeit und seid es geblieben bis zum heutigen Tag. Nur von Euch will ich denken und träumen . . ."

„Ihr sprecht viel Liebes zu mir, Francesco. Der Mann, den man mir zum Verlobten gab, ist tapfer und schön, aber er wußte nie so liebe Worte wir Ihr. Aber sie gehören zur Liebe wie die Sonnenstrahlen zu einer lieblichen Gegend. Sie machen sie erst licht und warm. Ich habe Verlangen, Francesco, Euer Antlitz zu sehen . . ."

Da schien es dem Jüngling, als käme auf leisen Füßen ein Glück herein, licht und unvermutet wie am Morgen die erste Sonne. Er öffnete alle Türen und Fenster und bedachte nicht, daß auch die kalte Luft der Nacht nachdringen konnte in eisigem Hauch.

Beatrice prallte zurück, als sie das Gehäuse geöffnet hatte, hielt die Hände vor die Augen, um ihre Tränen zu verbergen, und machte sich bittere Vorwürfe. Sie war doch kein Kind mehr, warum hatte sie geglaubt, daß ein vollkommener Mensch in dem kleinen Raum Platz finden konnte? Aber dann zwang sie sich scheu, nur auf das schöne Haupt Francescos zu sehen und sagte zu ihm:

„Zum zweiten Male haben wir uns ein Märchen zerstört, Francesco. Aber Ihr müßt verzeihen, nicht

ich. Ihr habt mehr verloren, weil Ihr meinen Verlust habt sehen müssen. Verzeiht mir, Francesco, daß ich Euch verlor."

Sie trat ganz nahe zu ihm hin und küßte ihn auf Stirn und Augen. Dann verschloß sie das Gehäuse wieder, behutsam und ehrerbietig, wie einen Reliquienschrein. Von draußen hörte man die Stimmen Lorenzos und Ugos. Beatrice schrie auf und stürzte ihnen entgegen. „Haltet mich, Ugo, küßt mich, seid nicht so stumm, sprecht Liebes zu mir, Eurer Braut... Ihr begehrt mich zum Weibe, schafft mir auch Begehren . . ."

Im Innern des Automaten ertönte ein harter Schlag, als wäre ein Hebel abgerissen. Lorenzo rief seine Diener und befahl ihnen zornig, die Figur wegzutragen. Dann wandte er sich zu seiner Tochter, die ohnmächtig in Ugos Armen lag. Niemand konnte sich enträtseln, was sie jetzt betroffen hatte. Nur langsam kam sie wieder zu sich und blickte auf den Tisch, wo der Android gestanden war. Dann sagte sie mit leiser Stimme zu ihrem Bräutigam: „Ich wollte noch einmal ein Kind sein und ein Märchen haben, bevor ich Euer Weib werde. Das Märchen ist aus . . . gebt mir Euern Arm, Ugo, denn ich bin Eure Braut, und führt mich wieder in den Saal zu den Gästen meines Vaters. Haltet mich fest, denn ich bin schwach . . ."

Als Mona Beatrice wieder erschienen war, wurde das Fest fortgesetzt, und es gab viele Lustbarkeit und tolle Freude.

Desto schlimmer war es Meister Gasparini ergangen. Lorenzo war vom Aberglauben seiner Zeit doch nicht so frei, als er es immer betonte, und ver-

mutete, daß zwischen dem Erscheinen des Androiden und den wirren Reden seiner Tochter irgendein geheimnisvoller Zusammenhang bestehen müßte. Offen wollte er das nicht erklären, aber er ließ dem Meister sagen, er möge sich samt seinem Androiden zum Teufel scheren und sich nie mehr in seinem Palaste blicken lassen.

Jacopo maß alle Schuld an seinem Unglück dem Knaben bei, und sein Zorn kannte keine Grenzen. Zuerst wollte er Francesco mit einem Stock züchtigen, dann aber fiel ihm viel strengere Strafe ein. Er holte alles herbei, was er bisher für die künstlichen Glieder Francescos zusammengetragen und angefertigt hatte, und zertrat es vor seinen Augen, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Auch der Knabe blieb stumm und weigerte sich, das Mahl mit seinen Pflegeeltern einzunehmen. Die Mutter wollte den Vater begütigen, aber er fuhr sie an: „Laß' den Jungen, es gibt keine Strafe, die er nicht verdiente. Wenn er gehen könnte, würde ich ihn aus meinem Hause jagen und zu den Gauklern schicken, von denen er kam."

Der Knabe schleppte sich wortlos in seine Kammer. So viel Leid war ihm heute widerfahren, daß es ihn regungslos machte, unfähig zu Trauer und Trotz. Nur ein Gedanke war noch in ihm: Fort von hier, gegen Westen zu, wo das Meer lag. Lange Zeit hatte er es auf seiner großen Reise gesehen, und die Wellen schienen ihm wie das Spiel einer Wiege, von unsichtbaren Händen betreut, für alle Menschen bestimmt, die langen Schlaf suchten. Von einem großen Tage hatte er immer geträumt, der ihm einmal alle Vollkommenheit bringen sollte; jetzt wartete

er nicht mehr auf ihn, er war nicht müde, aber nichts Schöneres konnte er sich denken als Nacht und Schlaf. Wie selig mußte lange Ruhe sein nach so hartem Tage . . . nur die Wellen ruhten nicht, sangen und sangen, bis alle Kinder schliefen . . .

Dorthin, zum Meere, wanderte Francesco. Ganz still war es schon im Hause, als der Knabe leise die Tür öffnete, sein Wägelchen ergriff und sich langsam durch den Garten zur Straße rollte. Tiefdunkel war die Nacht, dunkel alle Häuser, nur die Sterne leuchteten und dienten ihm als Wegweiser, denn bald war jener kurze Teil der Straße zurückgelegt, der seinen Augen vertraut war, und nun ging es durch fremdes Land zum Meer. Weit im Westen lag es, einige Tagreisen dauerte die Fahrt, aber davon wußte Francesco nichts. Für ihn gab es keine Zeit und keine Entfernungen, nur einen Weg, den Weg gen Westen. Kein Mensch begegnete ihm, nur scheue Tiere, die ihm fremd waren; aber er fürchtete sich nicht, hielt inne in seiner Fahrt, winkte ihnen zu. „Seid still, stört die Nacht nicht, oder kommt mit zum Meer . . . dort im Westen liegt es . . . auf seinen Wellen schläft man so gut . . .“ Wenn er zu einer Brücke kam, unter der ein Bächlein rauschte, da sprach er mit dem Wasser: „Eile nicht so . . . sieh auf mich . . . meine Fahrt ist langsam, aber sie führt mich doch zum Meer . . . viel größer sind seine Wellen, und es singt lauter als du . . .“ Rastlos rollte das Wägelchen weiter, verfehlte keinen Weg und keine Kreuzung, fuhr nach Westen, zum Meer. Mitternacht war es schon geworden, wer noch draußen war, drängte ängstlich nach Hause; manchmal sah Francesco von weitem

Menschen gehen wie graue Schatten, und es beirrte ihn nicht. Unermüdlich zogen die Hände an den beiden Hebeln, klar sahen die Augen den Weg und die Sterne, und ein Wunsch lief voraus als Pfadfinder. Immer brachte er dieselbe Botschaft: Im Westen liegt das Meer, dorthin müssen wir . . . Zuweilen kam ein starkes Rauschen, als eilte das Meer entgegen, aber der Wanderer ließ sich nicht täuschen. Ein Mühlrad war es oder ein kleiner Fluß; er zog vorüber, zog weiter, über die grauen Straßen, nach Westen, zum Meer. Dort war Rast und Ruhe; ein weiches Lager wartete, und die Wellen hüllten alles ein mit weichen Händen . . . Hände wie die junger Frauen . . . und sie hatten keinen schmerzvollen Abschied zu enden, nein, lieben Empfang hatten sie zu bereiten, der den Gast halten sollte für immer. Und der Knabe eilte, er durfte die Wellen, die Frauen nicht warten lassen . . . wie sehnte er sich nach weichen Händen . . . einen leichten Wind sandten sie ihm schon als Gruß; viele leise Stimmen trug er in sich verborgen, und über die Wangen des Wandernden glitt er süß und warm, als würde langes blondes Haar über sie fließen. Die nächtlichen Blumen hauchten zarten Duft aus . . . so duftete ein Mund, der den Knaben gestern küßte . . . ja, alles um ihn war voll von jungen Frauen, die Nacht, der Weg und die Wünsche, die Erinnerung, das Ziel, der samtene Himmel und die milde Luft . . . fast unhörbar flüsterten sie um ihn, warfen mit Schleiern, streiften alle Hüllen ab und breiteten sie in der Luft, verbanden sie zu Wänden und einer Decke; weiche Wellen kamen als Dienerinnen und bereiteten das Lager, für einen

Mann und eine Frau . . . sie hielten sich beide umfaßt, kein Meer, kein Rauschen, kein Licht kam zu ihnen . . . kein Morgen endete die Nacht . . . im gelben Ginster schlief ein Knabe und träumte von vielen Frauen.

Spät am Morgen gingen Landleute vorüber, um ihr Feld zu bestellen, und sahen den Schlafenden. Sie dachten zuerst an Hexerei und böse Ränke, zu schön war das Haupt des Knaben, als daß es mit dem so unvollkommenen Körper zu vereinen war, konnten es sich aber doch nicht versagen, ihn mit blühenden Zweigen zu necken, bis er die Augen aufschlug. Voll von Leben war der Morgen, frisch und verheißungsvoll kam der Tag, alles um den Knaben war neu; er rieb sich Schlaf und Traum aus den Augen und sah die Menschen fröhlich an. „Führt mich zum Meer, zu den vielen Frauen . . . sie warten schon lange auf mich . . .“

Da lachten die Bauern. „Das Meer ist noch weit, aber eine schöne Frau ist nah. Zu ihr, unserer Herrin, werden wir dich bringen.“ Und sie setzten Francesco auf sein Wägelchen, zogen ihn aufs Schloß zur Gräfin Mortara, der die ganze Gegend ringsum gehörte. Eigentlich war sie hierher verbannt, denn nach der Ermordung ihres Gemahls hatte die junge schöne Frau in Florenz so viel Ärgernis gegeben, daß man sie in der Stadt nicht dulden wollte. Ihr war es ganz recht, da hauste sie einige Wegstunden von Florenz auf schönem Schlosse; wer kommen wollte, fand leicht her; sie hatte stets viele und lustige Gesellschaft um sich, und mancher Mann rühmte sich ihrer Gunst. Sie stand auf dem Balkon des Schlosses, mit

einem weiten Morgenkleide angetan, als sich der sonderbare Zug nahte. Erstaunt beugte sie sich hinunter, fragte nach Wunsch und Begehr, und zur Antwort hoben die Leute das Wägelchen samt seinem Insassen hoch und neigten sich dann, als brächten sie ein Geschenk. Die Gräfin hieß sie heraufkommen, die Leute gehorchten und stellten das seltsame Gefährt vor ihren Füßen nieder. Dann berichteten sie ausführlich, wie und wo sie den unverhofften Fund gemacht hatten. Die Gräfin hörte aufmerksam zu, und ihre Augen ruhten wohlgefällig auf dem Antlitz des Knaben. Dieser war stumm geblieben seit seiner ersten Frage am Morgen und sprach auch jetzt nichts, sah nur mit starren Augen auf die Gräfin hin.

Da saß eine Frau vor ihm, jung und blühend und vollkommen in der Erscheinung; ihr Gewand lag weich an ihrem Körper und wogte und floß ... so mußten die Frauen im Meere sein ... Der Knabe rieb sich die Augen, keine Erinnerung beschwerte sie mehr, nur der Tag blendete sie leicht, viel Neues hatte der Morgen gebracht, um es ganz begreifen zu können. Schön war das alles, die Fremde, der Morgen, die Frau vor ihm ... man konnte sie in einem fort ansehen ...

Die Gräfin war es gewohnt, von Männern so angesehen zu werden, und ihre Blicke blieben nie stumm, erwiderten und verlangten. Aber in den Augen dieses Wesens lag eine so ungreifbare Mischung von kindlicher Freude und leisem Begehren und kaum bewußter Scheu vor etwas Unbekanntem, daß sie deren Sprache nicht verstand. Sie schienen stumm wie der Jüngling selbst. So schön war sein Haupt ... es

hätte zu der Statue eines edlen Römers gehören können, einem Meisterwerk vergangener Zeiten, das man als Torso ausgegraben hatte . . . der größte Künstler konnte es nicht schöner bilden . . . Und das Verlangen ergriff sie, diesen herrlichen Torso bei sich zu behalten zur Freude und zur Lust. Sie gab den Landleuten eine Belohnung und entließ sie. Dann hob sie Francesco aus seinem Wägelchen und sprach zu ihm:

„Du Kind und Jüngling und Mann, ein Künstler könnte dich als Bildwerk geschaffen haben, dein Haupt gelang ihm so, daß er das Werk für vollkommen hielt und jede weitere Vollendung für armselige Stümperei erachtete . . . willst du hier bleiben, ich möchte dich pflegen, nicht wie eine Mutter ihr Kind, nein, wie man ein Bild aus edler Bronze pflegt, das man durch die Wärme seines Leibes und durch geheime Sprüche zum Leben erwecken kann; sag mir, willst du hier bleiben in meinem Hause?"

Nur eine junge Frau hatte bisher zu Francesco gesprochen, eine kleine Prinzessin mit blondem Haar; jetzt hörte er ganz Fremdes, ganz Neues, es kam auch von einem Weibe, zog ihn so sonderbar hin zu ihr, aber er konnte sich die Worte und ihren Sinn nicht deuten. Sie umgaben ihn mit wohliger Wärme; er lächelte dankbar zu der Frau auf und schwieg. Und diese fragte ihn wieder:

„Woher kommst du, wohin wolltest du, wer bist du?"

Erzählen schien leicht, mit einem Male war die Zunge Francescos gelöst; ohne zu stocken erzählte er der fremden Frau alles, was er in seinem Leben für

erwähnenswert hielt, verschwieg auch nicht, wie er seinem Vater bei der Vorführung des Androiden geholfen hatte, schwieg nur von einem Mädchen mit blonden Haaren. Fast eine Stunde hatte er gesprochen, dann schloß er. „Sonst weiß ich nichts mehr von mir, Madonna."

Die Gräfin hatte schon des öfteren von dem wunderbaren Automaten Meister Gasparinis gehört, aber die Aufklärung, die sie jetzt erhielt, steigerte nur noch ihr Interesse für den Jüngling, der dem Androiden Sprache und Geist geliehen hatte. Sie bestimmte eine ihrer Dienerinnen zum Dienste Francescos und sandte einen Boten nach Florenz zu seinen Pflegeeltern, ließ ihnen sagen, der Jüngling befände sich wohl und verlange nicht zurück, Meister Jacopo möge einen Preis für den Automaten nennen. Dieser war froh, Francesco wohlbehalten zu wissen, insgeheim hatte er sich doch bittere Vorwürfe gemacht wegen seiner Härte und überließ den Androiden, der ohne Francesco ja für ihn keinen Wert besaß, um geringes Geld der Gräfin.

Sorgloses Leben begann jetzt für Francesco, ein prächtiges Gemach war ihm zur Wohnung angewiesen, schöne Kleider lagen für ihn bereit, ein junges Mädchen befand sich stets in seiner Nähe, um seine Befehle entgegenzunehmen; noch nie hatte jemand so freundlich zu ihm gesprochen als die schöne Frau, auf deren Schloß er zu Gast war. Und in ihm hatten wieder ihre Wünsche Wohnung gefunden, sie füllten ihn ganz aus und ließen ihn an nichts Nahes und nichts Fernes erinnern. Wenn irgendein Bild aus vergangenen Tagen auftauchte, so trat auch schon die

Frau dazwischen, die er so viel sah, ihre Gestalt verbarg alles und beherrschte Blick und Denken. Er begriff nicht einmal mehr den großen Schmerz, der ihn hinaus in die Nacht zum Meer getrieben. Wie konnte man das Schmerz nennen, was Ursache zu solcher Freude wurde?

Oftmals gab es große Gesellschaft auf dem Schlosse, und da studierte Gräfin Giulietta mit Francesco Arien und Lieder ein, die sie selbst zur Laute begleitete, während der Android sang. Den Gästen gegenüber wahrte sie stets sein Geheimnis, aber kaum hatte sich der letzte entfernt, so befreite sie ihn aus seinem Gehäuse, nahm ihn zu sich, und er mußte sich an ihre Brust lehnen und alles leise noch einmal singen.

Einmal hatte ein Ritter, der sie liebte, ihr ein Gedicht gesandt, worin sie in den feurigsten Worten bestürmt wurde, seiner Liebe Gehör zu geben. Dieses Gedicht hieß sie Francesco lernen, dann brachte sie ihn in den Automaten, und er mußte die Verse rezitieren. Danach sagte sie zu ihm: „Sieh, Francesco, so gleichgültig sind mir die Worte dieses Mannes, daß ich sie lieber von einem Automaten hören will als von ihm selbst. Er verlangt Gewalt über mich, will mich in seine Arme zwingen, will mein Herr sein. Ich spotte darüber, lasse die Verse von einem künstlichen Wesen sprechen, das nicht einmal einen Willen besitzt. Weißt du, Francesco, warum ich dies alles tue? Weil ich nicht eine Frau sein will wie die anderen Frauen, die sich den Männern ergeben, um ihre Liebe zu erfahren und Genuß finden an der Stärke des Mannes. Ich will Genuß haben an

meiner Stärke, der Mann soll mir zur Lust nur das Werkzeug sein, das ich in meine Arme reiße, wenn ich nach ihm begehre. Verstehst du mich, Francesco, nur ein Werkzeug soll er sein, das blind nach meinem Willen handeln muß. Und darum verlange ich nach dir, dein Leib ist schön und unvollkommen, darum ist er der vollkommenste für mich."

Sie befreite den Jüngling aus seinem Gefängnis, streichelte seine glühenden Wangen, drückte ihr Gesicht an seines und legte die Hand auf sein klopfendes Herz.

„Madonna Giulietta," flüsterte Francesco, „ich kenne die Frauen nicht, aber wenn alle so süß sind wie Ihr, dann glaube ich es, daß die Männer um der Frauen willen auf alles verzichten, nur um ihnen angehören zu können."

„Francesco, du kennst die Frauen nicht, du weißt nicht, welches Glück sie dir bereiten können ... du sollst es wissen ... ich will es dich lehren."

Sie entblößte ihren Nacken und die schönen Schultern. „So weiß und weich ist der Leib einer Frau ... leg deine Wangen her ... küsse meine Haut, damit sie deine Lippen fühlt ..."

Ungestüme Leidenschaft durchströmte den Jüngling, und seine Pulse fieberten. „Giulietta, macht aus mir, was Ihr wollt, nur meinen Zähnen laßt ihren Willen ... sie wollen Eurer weißen Haut rote Male eindrücken, sie sind gierig nach Eurem Blut ..."

Sie preßte den Kopf des Jünglings an ihre Brust, als wollte sie ihn ersticken. „Francesco, was an dir wild sein kann, das soll wild sein ... und deine

Zähne sind die eines gierigen Tieres . . . ich will alle deine Gier genießen . . ."

Ihre Brust keuchte, ein harter Schrei entrang sich ihr, und auf starkem Arm trug die Frau den Jüngling in ihr Gemach.

Viel neues Glück trat jetzt in das Leben Francescos; es gab nichts mehr, das ihn noch mit der Vergangenheit verband, und keine Änderung für die Zukunft stand bevor. Unerfahren sind die jungen Menschen in der Liebe. Auf Frauengunst wollen sie ein Haus für die Ewigkeit errichten, statt daß sie leichte Zelte aufstellen, die man abbrechen und aufbauen kann, so oft man will. Sie wissen ja nicht, um wieviel lieber die Frauen in solchen Zelten wohnen.

Mehr als zwei Monate weilte Francesco als Gast im Schloß der Gräfin. Das Blühen war zu Ende, die Erde hatte sich an Duft und Farbe gesättigt, dehnte sich in der trägen Ruhe der Fruchtbarkeit, sandte heißen Atem aus und bereitete sich zur Ernte. Die Menschen suchten nach Ruhe und Kühle; was an Feuer in ihnen war, begannen sie zu erlöschen, und freuten sich der Flammen nur, wenn sie von ferne den nächtlichen Himmel erhellten.

An einem kleinen See oben im Gebirge besaß Gräfin Giulietta ein Gut im Grünen. Dorthin zog sie und ließ Francesco zurück. Er blieb, ohne nach ihrer Gegenwart zu verlangen. Sie wollte ihn nicht kränken, vertröstete ihn auf ihre Wiederkehr, aber der Jüngling fühlte, zu ihm kam sie nimmermehr zurück. Sein schönes Gemach war versperrt; er hauste unten bei den Dienstboten, und niemand war gut

zu ihm. Oft, wenn er abends vor seiner Hütte saß, beneidete er die kleinen Haustiere, die Hunde und die Hühner um ihre Freiheit. Sie dienten dem Menschen, gehörten zu seinem Hause, aber nur Nahrung und Dach hielt sie gefesselt, sie blieben bloß um des eigenen Vorteils willen. Wie unfrei war er selbst dagegen ... Manchmal bekam er Wanderlust, er gedachte seiner Flucht zum Meer, lächelte und blieb daheim. Durch den steten Verkehr mit den Dienstleuten gewöhnte er sich an ihre Sprache und Sitte, sein Sinn wurde dem ihren gleich, und er fand Gefallen an den derben Späßen, die von den Mägden mit ihm getrieben wurden. Die Gräfin kam zurück und kannte ihn kaum mehr. Er begrüßte sie, wie es die Knechte taten, blieb bei ihnen, wurde nicht ins Schloß geholt und verlangte auch nicht danach. Wenn oben in den Zimmern viele Lichter brannten und die Gäste kamen, da sah er wohl manchmal hinauf, und die Dunkelheit umfloß ihn wie ein kalter Strom. Dort oben gab es Licht und Wärme und schöne Frauen... Kam eine Magd vorüber, so setzte es rohen Spott, er antwortete in gleicher Weise und trollte sich in seine Kammer.

Einmal kamen Gaukler ins Schloß und zeigten ihre Künste. Sie erinnerten Francesco an seine Herkunft. Von so verachteten Leuten stammte er ab ... war einer kleinen Prinzessin wie ein Märchen erschienen, hatte einer schönen Frau zur Lust gedient und lebte jetzt unter den Knechten ... in den herrlichsten Palästen hatte er geweilt, die Menschen zum Staunen gebracht und ihren Beifall geerntet, nicht als Mensch, nein, nur als Automat ... das war

sein Schicksal, sein Leben, stets nur als Werkzeug, als lebloses Werkzeug zu dienen ... die Menschen schätzten nur seinen Dienst, nicht ihn ... und den Gauklern dort ging es ebenso. Man lobte ihre Kunst, erheiterte sich an ihrem Spiel, und setzte sie selbst geringer als den letzten Knecht. Und was war er ... das Kind von Gauklern und auch im Leben einer von ihrer Art. Wenn er zu ihnen ging, kehrte er zu seinesgleichen zurück, verließ alle Irrwege und lebte das Leben, das ihm durch seine Geburt bestimmt war.

In dieser Nacht geschah es, daß sich Francesco entschloß, mit den Gauklern fortzuziehen. Am Morgen ließ er sich zu der Gräfin bringen und bat sie, ihn zu entlassen. Ihr war es wieder angenehm, ihn auf eigenen Antrieb hin fortzugeben, sie schenkte ihm einiges Geld und überließ den Gauklern auch den Automaten.

Mit diesen Leuten zog nun Francesco durchs Land. Sie spielten meist in Schenken und Herbergen, vor dem niederen Volk, und nur selten, auf dem Lande, hieß man sie in ein Schloß zu Herrschaften kommen. Der Android bildete stets den größten Anziehungspunkt für die Leute; sie klatschten Beifall, wenn er rohe oder unzüchtige Lieder sang, und staunten, wie die künstlichen Hände eine Laute oder Trommel schlugen und beweglich waren, als gehörten sie einem lebenden Menschen. Das Schachspiel vergaß er ganz und erinnerte sich kaum mehr, wie sehr er sich darin ausgezeichnet hatte. Die Gaukler behandelten ihn gut, weniger weil er ihresgleichen war als weil er ihnen stets reichlichen und lohnenden Erfolg verbürgte. Ihre Kinder verehrten ihn beinahe wie einen

Heiligen, dessen grausame Martern man an den Kirchenbildern sah, und glaubten, auch ihm wäre solches widerfahren. Francesco freute sich sehr über die Liebe der Kinder, lehrte sie manches, spielte oft mit ihnen und erzählte ihnen dabei von Palästen und herrlichen Gemächern, von Edelleuten in prunkvollen Kleidern und üppigen Festmählern, und die Kinder hörten das alles mit offenem Mund, als würden ihnen Märchen erzählt.

Zehn Jahre lang wanderten sie so, durch ganz Italien vom Norden bis zum Süden, und ihr Leben schritt einförmig mit ihnen. Es gab keine großen Ereignisse, die Kinder wuchsen heran, der eine oder der andere von den Gauklern starb, neue kamen hinzu, manchmal hatten sie Überfluß, manchmal litten sie Hunger, aber immer wanderten sie, und Francesco zog mit ihnen.

Seine Züge alterten früh, sein Antlitz glich dem der anderen Gaukler, und ihre Gedanken und Sorgen waren auch die seinigen geworden. Der Android war bei dem langen Umherziehen oftmals beschädigt worden, man hatte ihn notdürftig wiederhergestellt, mit Farbe überstrichen oder mit Fäden geflickt, und Meister Gasparini würde sein Werk kaum mehr erkannt haben. Sie kamen auch öfters in die Nähe von Florenz, aber sie wichen den großen Städten aus, weil sie dort nicht gern gesehen wurden.

Einmal mußten sie aber doch in die Stadt. Beim Zug durch die Sümpfe des Arno war Francesco an einem hitzigen Fieber erkrankt, und in Florenz hofften sie ihn besser pflegen und heilen zu können. Ganz am Rande der Stadt schlugen sie ihre Buden auf,

aber nur wenig Leute, nur das niederste Volk und ein paar französische Söldner wandten sich ihnen zu, denn große Unruhe herrschte in Florenz, ein Mönch, namens Savonarola, predigte den Menschen Buße und Einkehr, und viele waren seinem Worte gefolgt.

Francesco hatte zwei von den Kindern zu sich gerufen. „Sucht nach Meister Gasparini, dem Orgelbauer, und seiner Frau, und wenn sie leben, so sagt, daß ihr Sohn Francesco hier ist.“ Die Kinder eilten davon, und die Leute draußen lärmten, weil sie den angekündigten Androiden nicht zu Gesicht bekamen. Francesco hatte Erbarmen mit den Gauklern, die dadurch ihre ganze Einnahme verloren, und bat sie, ihn doch in den Automaten zu setzen. Sie taten es mit Widerstreben, denn auch sie hatten Mitleid mit dem Kranken, aber sie ließen ihm seinen Willen.

Francesco sang seine alten Lieder; die Stimme klang rauh, sein Atem war kurz, er mußte öfters Pausen machen, um nicht zu ersticken, und das Fieber warf ihn in dem engen Gehäuse hin und her. Die künstlichen Hände waren nicht mehr ganz in seiner Gewalt, schlugen falsche Töne auf der Laute, aber die rohen Leute draußen merkten das nicht und spendeten reichlichen Beifall. Wie gewöhnlich sollte Francesco noch etwas zugeben, und da fiel ihm ein kleines Lied ein, das er vor vielen, vielen Jahren hier gehört und auch selbst gesungen hatte. Von fern kam eine Erinnerung, brachte Wort und Melodie; ein gelbes Licht floß vor seinen Augen vorüber wie von blondem Haar, er glaubte, Stimmen zu hören und antwortete leise: „Com' e' bella Giovinezza . . . .“

Da erhob sich draußen ein Tumult. Einer von den

Söldnern war aufgestanden und schrie: „Wißt ihr, von wem dieses Lied ist? Von Lorenzo, den wir aus der Stadt hinausgejagt haben. Er ist weg, und seine Lieder sollen wir noch hören?“ Die anderen zogen ihre Waffen und lärmten und wollten alles zerstören, aber das Volk stellte sich ihnen entgegen, die Gaukler verbargen rasch den Automaten, und bald trat wieder Ruhe ein. Auf einem kleinen Wagen kam Meister Gasparini und holte seinen Sohn.

Mona Giovannina hatte ein warmes Lager bereitet, sie legten Francesco kalte Binden um, sein Fieber zu lindern, flößten ihm stärkenden Trank ein und strichen sein wirres Haar. Der Kranke sah sie dankbar an, nickte auf ihre Fragen und schlummerte bald ein. Erst spät am Morgen erwachte er wieder, schien frisch und gestärkt und hatte klare Augen. In kurzen Worten erzählte er seinen Eltern, was alles ihm in der langen Zeit widerfahren war. Sie hörten staunend zu, und der Meister bat seinen Sohn um Vergebung, daß er ihn seiner liebsten Hoffnungen beraubt und ihn dann von sich gestoßen hatte. Francesco schüttelte das Haupt.

„Ich habe Euch nie einen Vorwurf gemacht, Vater, ihr wart gut zu mir und wolltet mir ein künstliches Werk schaffen, damit ich gehen könnte gleich den anderen Menschen. Und ich wäre doch immer nur ein künstlicher Mensch geblieben. Meine Geburt schon bestimmte mich, ein Android zu sein, und kein Mensch kann gegen seine Bestimmung leben. Ich versuchte mich dagegen aufzulehnen, Ihr wolltet mir dabei helfen, Ihr wißt, daß es uns beiden mißlang. Und als ich mich von meinem zweiten Körper trennen

wollte und entfloh, um die Wellen als Decke über mich zu breiten, da fand mich ein Weib und liebte mich, weil ich unvollkommen war. Das ist seltsam, nicht wahr, Vater . . . sie liebte mich, weil sie sich an mir ergötzen konnte wie an einem Spielzeug, ebenso wie sie sich an meinem künstlichen Leibe erfreute, den sie von Euch holen ließ. Damals hörte ich zum letztenmal von Euch, Vater . . ."

Langsam war die Stimme des Kranken schwächer geworden, aber die Worte blieben klar und deutlich.

„Ich nenne Euch gern Vater, denn Ihr habt meinen zweiten Leib geschaffen, durch den ich erst in die Welt trat und sie lieben lernte . . . nur er spürte ihren Atem, nur er hatte für die Welt Bedeutung . . . nur durch ihn lebte ich eigentlich . . . ich mußte alles fühlen, was ihm widerfuhr, denn er war kalt und aus hartem Metall . . . aber er schützte mich dafür . . . wir waren zwei und doch eins . . . glaubt Ihr, Vater, daß Euer Werk verloren geht, wenn ich sterbe?"

Meister Jacopo sprach dem Kranken Trost und Mut zu, und dieser richtete sich etwas auf.

„Ich fürchte mich nicht, Vater . . . Euer Werk kann nicht zerstört werden, darum erhält es auch mich . . . kein Vater hat sein Kind so stark gemacht wie Ihr . . ."

Plötzlich gingen die Augen des Kranken irre, seine kleinen Hände griffen ängstlich in die Luft, wollten etwas an sich ziehen und verbergen. Eine Angst huschte über sein Antlitz und nahm ihm die friedliche Ruhe, man sah, es träumte ihm etwas Schreckliches, er mußte einem schweren Kampfe zusehen, den ein anderer für ihn stritt. Seine eigenen Bewegungen galten keiner Abwehr, sie waren nur ein Zeichen der

Erregung, mit der er dem verzweifelten Ringen des anderen folgte. Jetzt befiel ein Zittern seinen Körper, große Schweißtropfen bedeckten die Haut, die sich wie trockenes Leder anfühlte und einschrumpfte, als wäre sie starker Hitze ausgesetzt. Rasch verließen ihn die Kräfte, und als die Glocken zu Mittag läuteten, da war es ein Grabgeläute für das Haus Meister Jacopo Gasparinis.

Auch der Tumult, der seit dem Morgen auf den Straßen geherrscht hatte, war einer feierlichen Stille gewichen. Alle die Menschen, die mit prunkhaften Kleidern und Geräten und Spielen und Büchern, sich selbst anklagend und ihr bisheriges Leben verfluchend, auf den Marktplatz gezogen waren, kehrten jetzt still und mit gesenktem Haupt zurück. Niemand durfte sich ausschließen, und wenn sie einen Verstockten trafen, so beraubten sie ihn der Dinge, die ihm zur irdischen Freude dienten, und zwangen ihn zum Gefolge.

Eine Gruppe von Büßern war auch an den Buden der Gaukler vorübergekommen und sah den Androiden, dessen elfenbeinernes Antlitz in der Sonne glänzte und blendete. Unter großem Klagen der Gaukler, die sich nicht mehr zu widersetzen wagten, hoben zwei von den Männern das leere Werk auf ihre Schultern, und alle die anderen folgten singend und betend und schleppten schwer an ihrem sündhaften Tand.

Auf dem Hauptplatz loderte ein mächtiges Feuer, und der Rauch stieg in dichten Schwaden zum Himmel empor. Immer neue Bußfertige kamen und nährten

die Flammen mit den äußeren Zeichen ihres Reichtums, die sie jetzt zerstörten, um Reue zu zeigen und Vergebung zu erflehen.

Auf den Stufen des Stadthauses stand der bleiche Mönch Savonarola und predigte. Nur das Prasseln des Feuers gab seinen Reden Antwort; alle Menschen waren still und gelähmt, die Wucht ihrer Sünden lastete gleich schwer auf ihnen wie die Gewalt des Predigers. Da, mit einem Male, wandte sich alles einer neuen Gruppe von Büßern zu, die hocherhoben eine Figur trugen, einem heidnischen Götzenbild vergleichbar, und ein Gemurmel lief durch die Menge: Seht den Androiden Meister Gasparinis . . . schont das Wunderwerk . . . Hellauf glühte das Feuer, aber niemand wagte es, die Gestalt in die Gluten zu werfen. Der Mönch hatte einen Augenblick geschwiegen, dann aber erhob er seine Stimme zu neuer Kraft:

„Blickt hin auf dieses Bild Eures Lebens, äußerlich ist es gleißend und prächtig anzusehen, wundervoll glaubt ihr es geformt zu haben, mit kostbaren Stoffen habt ihr es behängt, aber im Innern ist es kalt und dunkel, keine Liebe wohnt darin und kein Erbarmen; ihr lobt es und nennt es schön, aber es ist nur das Werkzeug eurer Begierden, ihr meint es nach eurem Ebenbild geschaffen, und ihr habt recht: hohl und künstlich ist es wie ihr . . . nehmt ihm das schöne Gewand, und nichts bleibt mehr von ihm . . . ihr aber seid Menschen, tut Buße, damit ihr eure Seelen wieder gewinnt . . . werft alles Unnütze weg, daß es eure Schritte nicht beschwere . . . der Reichtum hängt an eurem Leib und die Kunst an eurem

Geist . . . werft beides weg, damit eure Seele frei wird . . . tut Buße, denn eure Schuld ist groß!“

Hundert Hände griffen zu, tausend Augen waren Zeugen, wie das elfenbeinerne Antlitz verkohlte und das rote Metall geschmolzen zu Boden rann. Und oben auf den Stufen predigte der Mönch weiter:

„Wie ihr dies Bild in das Feuer stürztet, so sollt ihr auch alle eure böse Lust und euer sündiges Begehren von euch werfen; euer Prunk soll in den Flammen vergehen, ihr sollt Buße tun und arm werden wie euer Herr . . .“

Von allen Kirchen läuteten die Glocken zu Mittag, und die Tausende knieten nieder und beteten leise; man konnte glauben, sie stünden an einer Bahre.

Der Hausierer

Der Hausierer

Der Hausierer Leopold Katschberger war in den Straßen der Stadt eine wohlbekannte Figur. Wenn auch niemand seinen Namen wußte, so konnte doch bei Erwähnung des „schwarzen Hausierers" kein Zweifel bestehen, wer damit gemeint war. Erstens war die Konkurrenz nicht gar so groß, dann fiel Katschberger durch seinen prächtigen langen schwarzen Bart auf, der ihm trotz seiner vierzig Jahre ein beinahe patriarchalisches Aussehen verlieh, und endlich hielt er stets die letzten Neuheiten in kleinen mechanischen Spielereien auf dem Lager, oder, wie er selbst sagte, auf dem Laufenden. Denn die ganze Ware des Hausierers war für den Boden bestimmt, dort fuhr, lief, ging, sprang und tanzte sie. Jeden Verkauf begleitete er mit ganz witzigen, mitunter beinahe geistreichen Bemerkungen, und dies alles zusammen sicherte ihm eine gewisse Popularität. Daher fand es nur allgemeine Billigung, als ihm der Journalist Morthaler von der „Morgenpost" in seinen „Interviews mit Wiener Straßentypen" einen Platz gleich am Beginn der Serie einräumte.

Zunächst erfuhr das Publikum aus dem Interview den Namen des Hausierers und dann noch, daß er in der Krummgasse wohnte, einer stillen Sackgasse im dritten Bezirk. Dort hatte er eine Werkstatt, wo er des Abends die kleinen Mechanismen zusammensetzte, die er roh gestanzt und unlackiert aus der Fabrik be-

zog. Morthaler wies darauf hin, daß der Mann in der Wahl der Farben und der Präzision der Montage stets eine gewisse Individualität walten ließ, und wenn er etwa ein Dutzend Tangotänzer vollendet hatte, so war ein Paar von dem anderen in jeder Hinsicht verschieden. Dann gab Morthaler dem Hausierer selbst das Wort.

„Warum ich mich diesem Berufe zugewendet habe, kann ich Ihnen nicht sagen; es würde ja auch Ihr Publikum nicht weiter interessieren, es wird ihm genügen, daß ich an meiner Arbeit Freude finde. Man kann gar nicht glauben, wieviel Liebe einer an so kleinen Spielereien aufwenden kann und wie reichlich es von diesen leblosen Dingern vergolten wird. Wenn ich etwas ganz Einfaches, zum Beispiel einen laufenden Hund, mit Liebe zusammensetze, gut aufmerke, daß das Räderwerk leicht ablaufen kann, daß alle Nieten passen, daß alle Achsen auf scharfen Kanten liegen, daß sich nichts lockern kann, dann wird dieser Hund immer am schnellsten durch die Werkstatt laufen; immer schneller als die anderen, bei denen ich mir weniger Mühe gegeben habe. Das ist das einzige, was mir der laufende Hund zuliebe tun kann, und das wird er auch nie unterlassen. Wenn ich zu einem Menschen freundlich bin, nur aus einem einzigen Grunde, daß er mir irgendeine Kleinigkeit stets gleich willig und freundlich ausführt, so wird er es doch nie so tun, einmal liebenswürdig, das andere Mal mürrisch . . . man kann sich halt auf Menschen nie so verlassen wie auf eine kleine Spielerei aus Blech . . .“

(Hier bemerkte Morthaler in Klammern: „Unser

Hausierer muß mit Menschen sehr üble Erfahrungen gemacht haben.")

„Freilich gebe ich mir nur mit den ersten Stücken einer Serie Mühe. Bei den folgenden arbeite ich schon rasch und mechanisch. Manchmal kommt es vor, daß mir später wieder ein Stück besonders gefällt, vielleicht weil es schöner lackiert ist, und da werde ich aufmerksam und gebe acht. Habe ich ein solches Stück fertig, so wird es sofort mit den vorhergehenden in seiner Tätigkeit verglichen, und wie ich Ihnen schon früher gesagt habe, da gibt's keine Enttäuschung. Auch der kleinste Mehraufwand an Liebe wird vergolten. Sehen Sie, hier habe ich ein Dutzend Rollschuhläufer. Ihnen kommen sicher alle ganz gleich vor, sind auch gleich lackiert; aber ich weiß genau, an welchem ich am meisten gearbeitet habe. Dieser eine macht immer die schönsten Bogen und wird bestimmt nie umfallen. Wenn ich spät abends mit meiner Arbeit fertig bin, da suche ich mir oft aus jeder Serie meine Lieblinge heraus, ziehe sie auf, und das gibt dann eine Elitevorstellung, wie man sie auf der Straße nie zu sehen bekommt. Dort kann ich nur die minder guten demonstrieren, um die anderen hätte ich viel zu viel Angst. Sie als Laie haben keine Ahnung, wie behutsam man sein muß, um so kleine Figuren mitten in dem Trubel der Leute vor unbeabsichtigten Beschädigungen zu schützen. Die Menschen halten nie gleiche Richtung ein, weichen bald links, bald rechts ab, gehen ohne erkennbare Ursache schneller oder langsamer, und dem muß ich meine Spielereien anpassen, die immer genau dieselbe Richtung und Geschwindigkeit haben. Dabei kann ich nicht fortwährend

auf den Boden sehen, ich halte doch auch Ausschau nach Käufern und muß ihnen meine Ware vorführen, und da erkenne ich schon aus einer Verlangsamung des Ganges oder einem Vorneigen des Körpers, ob die betreffende Person für meine Sachen Interesse hat. Wer freundlich zu mir ist, bekommt ausgesuchte Ware, wer bloß nach dem Preis fragt, handelt und zahlt, die geringere; freilich kann eigentlich nur ich den Unterschied in der Qualität merken. Von den allerbesten Stücken einer Serie behalte ich mir meistens eins zurück, und die anderen davon gebe ich an solche Leute, die ärmer gekleidet sind und denen es schwer fällt, den Preis dafür zu bezahlen. Da denke ich mir nämlich, der will jemandem, den er gern hat, mit der kleinen Spielerei eine Freude machen, obwohl ihm die Auslage dafür nicht leicht fällt, und so ein guter Mensch muß doch belohnt werden, nicht wahr? Wenn so jemand etwas kauft, dann muß ich ihm die Figur oft noch einmal vorführen, und ich weiß ganz genau, daß es der Käufer nicht seinetwegen verlangt, sondern er will sich bloß die Freude vorstellen, die der andere haben wird, dem er sie schenken will. Die schlechtesten Stücke aber gebe ich an Kinder ab, die verstehen nichts davon und machen alles bald hin."

(„Also auch den Kindern scheint unser Freund nicht gewogen zu sein," bemerkte hier wieder Morthaler.)

„Mit dem Geschäft bin ich recht zufrieden; ich bekomme als guter Verkäufer von meiner Firma stets die besten Neuheiten. Sehen Sie, hier ist mein Schlager für die nächste Woche. Er heißt: Die Balkanfrage. In dem Rad hängen fünf Figuren, die stellen Rumänien, Bulgarien, die Türkei, Serbien und

Griechenland vor. Montenegro schaut aus dem Rucksack des Serben heraus. Wenn Sie das Rad rollen lassen, kommt immer eine andere Figur in die Höhe, schlägt an die Glocke und hebt die Fahne, auf der Sieg steht. Da in der Mitte hängen Österreich und Rußland; wenn die Türkei oder Bulgarien oben steht, läßt Rußland den Kopf hängen; bei Serbien und Griechenland wieder Österreich, und bei Rumänien . . . passen Sie jetzt gut auf . . . da sitzen Österreich und Rußland schief. Kostet alles zusammen bloß drei Kronen."

(„Die billigste Lösung der orientalischen Krise," bemerkte hier Morthaler.)

„So, jetzt wissen Sie alles über mich und mein Geschäft; ich kann Ihnen auch weiter nichts erzählen, denn heute, Sonntag vormittag, ist mein größter Umsatz, und ich muß auf die Straße."

Infolge dieses Interviews war Katschberger einige Tage lang Stadtgespräch, und als er in der nächsten Woche mit dem Verschleiß der Balkanfrage begann, mußte er dreimal des Tags nach Hause um frische Ware gehen. Es war dies sein bisher größter geschäftlicher Erfolg, und in froher Laune beendete er sein Tagewerk. Auf der Stiege zu seiner Wohnung begegnete er der Hausmeisterin, und von ihr erfuhr er, daß vor einer halben Stunde eine elegante Dame nach ihm gefragt hatte. Er machte sich darüber keine weiteren Gedanken, das konnte doch nur eine Journalistin oder eine neue Kundschaft sein. Er schickte sich gerade an, sein heute etwas opulenteres Nachtmahl zu verzehren, als an die Tür geklopft wurde. Dienstbeflissen eilte er hin und öffnete mit höflichem Gruß

und Verneigen, fuhr aber erstaunt und erschreckt auf, als ihn die Dame mit wohlbekannter Stimme ansprach.

„Guten Abend, Leopold . . .“

„Ja . . . Emma . . . wie kommst du hierher . . . wie hast du meine Wohnung erfahren?“

„Sehr einfach . . . ich habe von dir in der Zeitung gelesen, habe an die Redaktion telephoniert, und jetzt bin ich da. Wie geht es dir immer, Leopold?“

Der Hausierer wandte sich wieder ab und spielte mit einer Blechfigur. „Ich bin zufrieden,“ antwortete er, ohne das Gespräch weiter fortzusetzen. Die Dame setzte sich ihm gegenüber nieder und sah sich in dem ärmlichen Zimmer um. „Ich möchte gern etwas zur Verbesserung deiner Lage beitragen, Leopold . . .“

Der Hausierer nickte ablehnend mit dem Kopf und zog den Mechanismus des Rollschuhläufers auf.

„Wir möchten dir gern helfen,“ sagte die Dame mit stärkerer Betonung. Jetzt blickte Katschberger auf. „Wer ist das, wir?“

Die Dame bemühte sich, einen möglichst unbefangenen Ton anzuschlagen. „Ah, du weißt nicht . . . ich habe wieder geheiratet . . .“

Die Hand des Hausierers drückte die Blechfigur mit hörbarem Knacksen zusammen. „So, so, das ist dein gutes Recht . . . wir sind ja geschieden . . . seit sechs Jahren schon . . . als ich nach Amerika ging . . .“ Er schien irgendeine Erinnerung zu unterdrücken und betrachtete die Figur in seiner Hand. „Da, sieh her . . . der Arm ist eingedrückt und der Lack abgesprungen . . . man glaubt gar nicht, wie weich man mit so kleinen Figuren umgehen muß . . .“ Seine Augen waren

voll von Mitleid, als er dies sagte. „Nun, das läßt sich ja wieder gerade biegen; so, noch ein bißchen ... jetzt haben wir es wieder ... hier auf den Sprung etwas Lack ... so, jetzt ist alles wieder gut." Zur Probe ließ er die Figur auf dem Tisch herumlaufen. Die Frau hielt sie einen Augenblick auf, gab sie wieder spielend frei und achtete, daß sie bei ihren Kreisen nicht zu nahe an den Tischrand geriet. Der Hausierer lächelte, zog den Mechanismus noch einmal auf, und die beiden Menschen begannen ihr Spiel von neuem.

Frau Emma suchte die günstige Stimmung zu benutzen. „Wir könnten dir irgendein Geschäft errichten ..."

Mit einem Schlage war das Gesicht des Mannes wieder kalt und abweisend.

„Ja, vor sechs Jahren, als du zu deinen Eltern zurückgekehrt bist, habe ich sie auf den Knien gebeten, mir Mittel zur Fortführung unseres Geschäftes vorzustrecken, aber dein Vater hat erklärt: Keinen Heller für so einen leichtsinnigen Lumpen, der sein Geld verspielt, und du hast dich mit ihm von mir abgewendet, obwohl du ebenso schuld warst wie ich. Das vergesse ich dir heute ebensowenig als damals. Und du weißt genau, wie du die beiden Kinder aufgehetzt hast, daß sie von mir, ihrem Vater, nichts wissen wollten. Jetzt brauche ich dich nicht und auch die Kinder nicht. Ich habe ja so viel ganz kleine, ganz brave Kinder. Da, alles, was du hier siehst, das liebt mich, ist mir treu, kennt meine Hand, tut alles nach meinem Willen und kränkt mich nie ..."

„Die Familie aus Blech ..." meinte die Frau spottend.

Der Hausierer sah ihr groß in die Augen. „Erst nachdem ich die Familie aus Fleisch und Blut vergessen habe, habe ich mir eine Familie aus Blech geschaffen, und bei dieser will ich bleiben . . .“

„Du bist ein Narr,“ sagte Frau Emma begütigend.

Der Hausierer schüttelte den Kopf. „Und mir kommt es närrisch vor, wenn sich jemand an Menschen hängt.“

„Trotzdem wird es dich vielleicht interessieren, daß Karl im Gymnasium der Beste seiner Klasse ist, und daß sich die Frieda zu einem sehr hübschen Mädel entwickelt.“

„Ich habe, als nach der Scheidung die Kinder dir zugesprochen wurden, alle eure Bilder und Photographien verbrannt.“

Frau Emma kramte in ihrem Täschchen. „Ich habe dir die neueste Photographie der Kinder mitgebracht . . .“

„Nein, ich will sie nicht sehen . . . ich will nicht erinnert werden, ich bitte dich, laß das . . .“

„Wenn du nicht willst, dann eben nicht,“ sagte die Frau und verschloß das Täschchen wieder. „Ich bin ja nicht gekommen, um dich an traurige Ereignisse zu erinnern, sondern um dir wenn möglich zu helfen. Kannst du denn wirklich von dem Blech da leben?“

„Ich brauche nichts zu entbehren. Meine vielen Freunde da in dem Zimmer lassen mich nicht im Stich.“

„Wie kannst du es dann bei so viel Liebe über dich bringen, dich von diesen Freunden zu trennen?“

Der Hausierer dachte ein wenig nach. „Wenn sie einmal verkauft werden müssen, leben sie nicht mehr

nach meinem Willen, sondern nach einem fremden, und dadurch werden sie mir auch fremd . . ."

Die Frau sah ihn überlegen und beinahe gehässig an. „Aha, da haben wir es. So wie du früher im großen warst, so machst du es jetzt im kleinen. Wer nicht nach deiner Pfeife tanzt, ist nicht mehr dein Freund, eher schon ein Feind. Meine Eltern haben dir manchmal im guten zugeredet, und du hast sie immer gehässig von dir gestoßen . . . bis du sie gebraucht hast. Da hätten sie alles vergessen sollen. Wenn wenigstens ich dir früher entgegengetreten wäre, so hätten wir uns vieles Unglück erspart . . ."

Der Hausierer sprang zornig auf. „Nun, und warum tatest du es nicht?" Frau Emma senkte den Kopf. „Ich bin dir gern gefolgt . . . wir waren ja junge Leute . . . und ich wollte dir Freude machen mit meinem Gehorsam . . ."

Es wurde still in dem Zimmer. Die Frau strich mit beiden Händen über ihren weichen Muff, vermied es, aufzusehen oder das Schweigen zu brechen, und der Mann hatte eine Figur aus Blech in der Hand, hielt sie fest und gab ihr Wärme von der Wärme seines Körpers. Zwei Menschen saßen einander gegenüber an einem Tisch, an einem schönen weißgedeckten Tisch. Statt der Speisen wurden ihnen Erinnerungen aufgetragen, längstvergessene süße Worte schlürften sie aus langen Halmen, glückliche Stunden rankten sich wie Blumengirlanden um Schalen und Aufsätze, Obst aus fernen Ländern lächelte mit rotem Hauch, flüsterte von Küssen und glühenden Wangen. Immer höher türmten sich die kostbaren Gerichte auf, so hoch, daß die beiden Menschen einander nicht mehr

sehen konnten und jedes allein blieb mit seinen Augen. Lange war es still in dem Zimmer, langsam wurde der Tisch wieder leer.

Leopold stand auf und ging zu seinen Stellagen. „Willst du nicht mein Lager besichtigen, Emma, wenn du schon einmal da bist . . ."

Die Frau erhob sich, hielt kurze Musterung unter den Hunderten von Figuren, nahm eine oder die andere heraus, um sie genauer zu betrachten, und stöberte zuletzt auch in den noch uneröffneten Kartons herum. Der Hausierer packte alles bereitwilligst aus und gab die nötigen Erläuterungen. Bei einer besonders gut gelungenen Frauenfigur hielten sie sich etwas auf.

„Das kann ich erst in zwei Wochen verkaufen; das ist ein ganz neuer Tanz, der erst bekannt werden muß. Du wirst den Namen schon gehört haben, ‚Ranchero', eine Art Tango, nur daß die Frau immer allein tanzt."

Er zog das Figürchen auf und stellte es auf den Boden. Dort begann es sich zu wiegen und zu drehen, und Frau Emma verfolgte genau die Bewegungen. Dann griff sie nach dem Spielzeug und stellte es ab.

„Das ist schlecht. Diesen Tanz haben wir, habe ich erst vorgestern gesehen; das muß viel weicher und langsamer getanzt werden . . ." Sie legte ihre Jacke ab. „Siehst du, so . . ."

Und die große, schlanke, immer noch graziöse Frau drehte sich anmutig im Rhythmus des Figürchens, hielt manchmal einen Moment an, um sich das Bild des Tanzes zurückzurufen, setzte dann wieder fort, summte leise den Takt vor sich hin und nickte öfters

selbstzufrieden mit dem Kopf. Der Hausierer achtete nicht mehr auf sein Blechpüppchen und wandte das Auge nicht von der großen Frau, bis sie ihren Tanz beendet hatte.

„Ich habe schon lange nicht mehr jemand tanzen gesehen," sagte er leise vor sich hin. „Nur die Plakate der Tanzlokale kenne ich, möchte sie gern mit der Wirklichkeit vergleichen . . . aber als Hausierer darf ich nicht hinein . . . das weitere muß ich von meinen Figuren da erfahren . . ." und wehmütig setzte er hinzu: „Früher haben wir beide doch so eifrig getanzt . . ."

„Ja, ja, du bist ein ganz anderer, neuer, unbekannter Mensch geworden . . ."

Der Hausierer senkte den Kopf. „Das kommt vom Gefängnis . . . wenn es auch nur zwei Monate leichten Arrests wegen Crida waren . . . und dann alles, was noch folgte, meine Reise und heimliche Rückkehr aus Amerika . . . da kann ein Mensch schon umgekrempelt werden . . ." Er richtete sich wieder auf. „Seit vier Jahren lebe ich da mit meinen Blechpuppen und bin zufrieden. Niemals habe ich mehr an die Vergangenheit gedacht." Wie verlegen zuckte er mit den Achseln. „Erst . . . heute . . ."

Er erhob sich; seine Augen suchten die Augen der Frau, die stolz und vornehm vor ihm stand; ein wohlbekannter, warmer weicher zärtlicher Blick drang zu ihr.

Sie fing den Blick auf, erwiderte ihn nicht, sah auf die Uhr.

„Aber jetzt muß ich gehen . . . ich werde ja zu Hause erwartet . . . es tut mir leid, daß du uns nicht

brauchst . . . wir hätten dir so gern geholfen . . . aber eigentlich kannst du ja froh sein, daß du auf niemand anderen angewiesen bist. Auf jeden Fall habe ich dich gesehen und das, was dir jetzt wertvoll geworden ist . . . sehr hübsch sind deine Figuren hier . . . ich habe gar nicht geglaubt, daß es so viele Arten geben kann; allerdings bist du glänzend assortiert . . ."

Sie versuchte verbindlich zu lächeln; aber es gelang ihr nicht unter dem starr auf sie gerichteten Blick des Mannes.

Ein minutenlanges Schweigen entstand. Die Frau suchte krampfhaft nach einem passenden Abschiedswort, wollte sich zur Tür wenden und blieb doch unbeweglich; sie hatte gehofft, als beglückende Wohltäterin von hier gehen zu können, und stand nun als eine Schuldige da oder zumindest gedemütigt, übertrumpft, überflüssig; sie schämte sich, sie begann zu erröten. Der Mann merkte dies, wandte sich wie zufällig ab, kramte eifrig in seinen Stellagen herum, suchte irgend etwas und schien nichts Passendes zu finden und kam endlich mit einem Hündchen, das aufwarten und bitten konnte. Er ließ die Figur ihre wenigen Künste zeigen, suchte neuerlich herum, fand kein Packpapier, griff endlich in die Tischlade, wo das Zeitungsblatt mit dem Interview lag, das er sich zur Erinnerung hatte aufheben wollen, dahinein wickelte er die Blechfigur und überreichte sie seiner Frau.

„Da, Emma . . . da hast du was . . . nur eine Kleinigkeit . . . aber es ist bestimmt der beste Hund von dem ganzen Dutzend . . . ich habe es genau probiert . . ."

Die Frau verbarg das kleine Paket in ihrem Muff, nickte ein „Danke“ und ein „Leb wohl“, noch ein kurzer kühler Händedruck, dann eilte sie zur Tür, und der Mann sah ihr ruhig nach. Sie war wohl schon längst aus dem Haus, aber des Mannes Blick folgte ihr wie durch gläserne Türen und Wände, seine Augen hielten noch lange Zwiesprache mit ihr, bis Worte und Gestalt im trüben Einerlei versanken. Der einsame Mann saß wieder bei seiner Lampe, mitten unter seinen Puppen aus Blech. Vor ihm auf dem Tisch stand eine Tänzerin; er zog sie auf, sie tanzte ihm den Ranchero vor, regelmäßig und fehlerlos, denn sie hatte einen gut ausprobierten Mechanismus, und er freute sich so über die schöne Ausführung, daß er sie noch ein zweites und drittes Mal sehen mußte. Die Regelmäßigkeit hatte auch absolute Sicherheit zur Folge, wenn die Figur ihre Evolutionen am äußersten Rand des Tisches begann, so kehrte sie auch dahin zurück und nicht weiter, blieb nicht früher stehen und stürzte auch nicht ab. Das bereitete dem Hausierer bei seinen Spielereien die größte Freude: sie waren so unbedingt verläßlich, es gab keine großen oder kleinen Katastrophen, nur unbedingten Gehorsam. Er holte noch ein paar Figuren herbei, ließ sie auf dem Boden laufen und beobachtete, wie sie immer alle denselben Raum benutzten, dann nahm er ein Stückchen Kohle und zeichnete nach seiner Schätzung Kreise auf den Boden, für jede Figur einen, und wies Plätze an. Einen der größten Kreise erhielt das gelbe Rennautomobil, weiter innen war noch Raum für den Rollschuhläufer und ganz drinnen für den kriechenden Igel. Daneben

war der Zirkus für den Autobus und den furchtsamen Passanten, der nie richtig ausweichen konnte, weiter rückwärts lief ein Einspänner, dem sich ein kleiner Knabe angehängt hatte, während der von diesem gezogene Handwagen gleichen Schritt hielt; dann kam wieder ein schon überholtes Balkanspiel: fünf kostümierte Gestalten liefen einander im Kreis nach, verfolgten und wurden verfolgt, ohne ihre selbstbewußte Haltung einzubüßen; im Winkel produzierte sich ein Artist auf einem Fahrrad, neben ihm pedalierte eintönig ein Messengerboy auf einem Dreirad, im schärfsten Kontrast dazu stand eine Episode aus dem Nachtleben: eine elegante Dame wandte fortwährend ihren Kopf nach einem Herrn um, der sie zu erreichen suchte und infolge einer Steifheit in den Gelenken stets im letzten Augenblick wieder zurückfiel. Von ähnlicher Konstruktion war ein Wachmann, der einen Betrunkenen eskortieren wollte, der in einem fort hinstürzte, dann kamen Akrobaten für die Kinder, schleichende Katzen und trampelnde Bären, Tiere, Menschen und Maschinen eilten über den Boden, alle in ihren streng bestimmten Gleisen, in ihren Kreisen und Bogen, und das Zimmer widerhallte von dem feinen lustigen Geräusch der abschnurrenden Räder. Der Hausierer überblickte alles vergnügt, beschrieb einen großen Kreis um die vielen kleinen, dort spazierte er auf und ab und bediente die Mechanismen, freute sich über das viele Leben, das er so nach Belieben erwecken und vergehen lassen konnte, dünkte sich einen großen Herrn und war es doch nur solange, als er in seinem so eng begrenzten Raum verblieb. Voller Eifer widmete er sich seinem Amt, hatte alle

Hände voll zu tun, um die vielen Uhrwerke stets von neuem aufzuziehen, nur um Ordnung brauchte er sich nicht zu kümmern, die hielten die kleinen Gestalten von selbst ein, darin bestand ja ihr Leben, daß sie mechanisch immer und immer wieder dasselbe taten. Ihr Gebieter verglich ihr Spiel mit seinem eigenen Leben in den letzten Jahren, und der Vergleich fiel nicht schlecht aus, auch er hatte in seinem engen Kreis glücklich und sorglos gelebt, alles war nach seinem Willen gegangen, und so konnte es auch in Zukunft sein, solange er gleich seinen Figuren die vorgezeichneten Bahnen nicht verließ. Heute gab es einmal ein Fest für die kleinen Freunde und Vorbilder, er drehte die Lampe mehr auf, zündete die Kerze neben seinem Bett an, setzte noch ein paar Blechfigürchen auf den Boden, wo jetzt alles rannte und surrte, daß es eine wahre Freude war. Auf den blanken Lackstellen verdoppelte sich das Licht, die bunten Farben wirbelten durcheinander, tauchten plötzlich auf und verschwanden im Schatten; Eile und Geschäftigkeit herrschte wie auf einem großen Jahrmarkt, niemand war müde oder verlangte nach Ruhe, und auch der Herr von allem konnte sich nicht sattsehen an dem lustigen Treiben zu seinen Füßen. Ja, und da stand noch etwas, nicht tief unter ihm, sondern in ebenbürtiger Höhe, erhaben über den Festtrubel, stand stolz abseits . . . warum . . . war das etwas Besonderes? Vorsichtig wand er sich zwischen den Figuren durch, ergriff die Rancherotänzerin auf dem Tisch, zog sie auf und beobachtete sie. Eigentlich schien ihm der Tanz recht hübsch.

Auf dem Boden waren einige Mechanismen ab-

gelaufen, die setzte er rasch in Tätigkeit und wandte sich wieder der Tänzerin zu. Manchmal waren ihre Bewegungen eckig und steif, das mußte man zugeben, aber dabei wie abgezirkelt, so exakt in jeder Drehung, in jedem Neigen und Zurückbiegen des Körpers. Er stellte einen Vergleich an mit dem Tanz seiner Frau. Die konnte noch mehr Figuren und Schritte. Natürlich, das war auch von so einer kleinen Spielerei nicht zu verlangen, es steckte ohnehin genug Erfahrung und Arbeit drinnen. Wie bei allen Spielwerken, auch bei denen da unten . . . beinahe erstaunt bemerkte er, daß dort fast alles zum Stillstand gekommen war, und eifrigst zog er die Uhrwerke wieder auf. Ein paar ließ er stehen, andere schob er zur Seite, nur die ein lebendes Wesen darstellten, durften ihre Tätigkeit wieder beginnen. Aber so klein und unscheinbar sah das alles aus . . . merkwürdig, daß ihm das früher nicht aufgefallen war. Aber sie ahmten so gut alle Bewegungen der Großen nach, man konnte doch seine Freude daran haben. Allerdings, mit der Tänzerin oben auf dem Tisch war das eine andere Sache. Wenn er sich an den Tanz seiner Frau genau, aber schon ganz genau erinnerte, wie sie graziös den Kopf zurückneigte und die Hände spielen ließ, diese Details waren doch schön . . . schade, daß die Spielfigur das nicht konnte. So gern hätte er es noch einmal gesehen . . . Er zog die Rancherotänzerin auf, studierte alle Phasen ihrer Bewegung. Unten zu seinen Füßen war es ganz still geworden, nur der Igel zog noch seine trägen Kreise, sonst stand alles wie erstorben. Jetzt versuchte auch der Igel eine letzte Runde, ohne sie vollenden zu können, und blieb melancholisch neben einer Katze

stehen. Um so unermüdlicher war die Tänzerin oben auf dem Tisch. Der Hausierer kannte jetzt den Ranchero so genau, daß er ihn selbst hätte tanzen können, und er brauchte die Figur gar nicht mehr, um sie ihrem lebenden Urbild gegenüber stellen zu können. Ruhig blieb sie auf dem Tisch. Ganz still war es in dem Zimmer, daß man ganz deutlich jeden Schlag der kleinen Uhr vernehmen konnte, zusammengesunken, mit halbgeöffneten Augen saß der Hausierer neben dem Tisch. Alle seine Freunde hier hatte er vergessen, nur das Bild einer lebenden, großen, schlanken Frau erfüllte ihn. Lange hielt er so Zwiesprache mit seinen Gedanken, bis er plötzlich ganz unvermittelt in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach und seinen Kopf in den Händen verbarg. Die Hände glitten auf dem Tische weiter, erreichten eine Gestalt aus kaltem Metall, spielten mit ihr, teilnahmslos, wie mit einem gleichgültigen Gegenstand.

Die Kerze war verlöscht, die Lampe brannte schon trübe und rußend, als sich das Haupt des Hausierers wieder hob. Erstaunt sah er die kleine Tänzerin vor sich, die vielen anderen Figuren zu seinen Füßen. Was da für eine Unordnung entstanden war . . . Ganz leise und behutsam räumte er ein Stück nach dem anderen in die Schachteln und Stellagen, zuletzt ließ er die Tänzerin noch einmal spielen und verbarg sie dann auch. Jetzt hatte das Zimmer wieder sein gewöhnliches Aussehen, das Fest bei Hausierer Katschberger war zu Ende.

Am nächsten Morgen begann er wieder sein Tagewerk. Das Geschäft ging die Woche ausgezeichnet, er hatte Einnahmen wie noch nie, aber das brachte

ihm keine Freude oder Befriedigung. Alle Gestalten kamen ihm jetzt so unvollkommen vor, sie schienen so armselige Nachahmungen ihrer großen Vorbilder, kindische Spielereien ohne Sinn und Inhalt, er prüfte sie wie früher in seiner Werkstatt, stellte die auserlesenen Exemplare beiseite, mischte sie dann unter die anderen und war überrascht, wie schnell er sie wieder herausfand; er war besorgt um sie, hielt jede Gefahr von ihnen fern, und konnte sie doch nicht mehr so lieb gewinnen wie in früheren Zeiten. Wo er sich sonst über das viele kleine Leben freute, da drängte sich ihm jetzt immer der Gedanke an die Nachahmung auf, zwang ihn zu kritischem Vergleich, und damit war auch die unbefangene Freude weg. Sein glücklicher Friede war geschwunden, sein gewohnter Wohnraum war ihm keine Zuflucht mehr, eher ein freiwilliges Gefängnis, von dem nach allen Seiten Türen hinausführten, die er ängstlich verschloß und doch das Bild der Freiheit draußen nicht los werden konnte, einer Freiheit, die nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit lag.

Einmal erwog er sogar den Gedanken, Emma wieder aufzusuchen. Aber er konnte sich keinen eigentlichen Zweck solcher Zusammenkunft vorstellen, und dann wußte er die Adresse der Frau nicht, ja nicht einmal ihren jetzigen Namen.

Die Rancherotänzerin war aber sein erklärter Liebling geworden. In der letzten Sendung traf wieder ein Dutzend dieses Modelles ein, die als Neuheit ein auswechselbares Zahnrad hatten, so daß ein und dasselbe Exemplar verschiedene Figuren des Tanzes ausführen konnte. Er nahm diese gar nicht zum Ver-

kauf mit, sondern stellte sich damit zu Hause eine Art Truppe zusammen, wo jedes Stück auf eine andere Figur eingerichtet war. Die ließ er alle gleichzeitig auftreten und nannte sie nach einem Varietéplakat: Die sechs Rancheros. Später genügte ihm auch dies nicht, er nahm die andere Hälfte des Dutzends dazu, so daß die Truppe auf dem Tisch keinen Platz mehr hatte und auf dem Boden arbeiten mußte. Er selbst setzte sich auf die Erde und freute sich am Spiel, machte auch hie und da einen Seitenblick zur Tür, ob sie sich nicht für einen Besuch öffnete.

Als er eines Abends in der Nähe eines großen Konfektionshauses seine Waren in Tätigkeit vorführte, sah er ein schönes, gelbes Auto herankommen, das vor dem Eingang des Geschäftes hielt. Eine Dame stieg aus, und er erkannte, daß es Emma war. Eilends raffte er seine Figuren zusammen und wollte die Frau aufhalten, aber sie war bereits im Geschäft verschwunden. Beim Chauffeur erkundigte er sich um ihren Namen. Der Mann tat anfangs sehr von oben herab, aber der Hausierer begann ihm zu erzählen, daß ihm die Dame einmal drei kleine Automobile abgekauft hätte, für ihre Kinder, und er hätte jetzt noch viel bessere, die möchte er ihr zeigen. Er nahm auch wirklich eines heraus und ließ es um ein Rad des großen Wagens herumlaufen, der Chauffeur lachte und erteilte endlich Auskunft. Sein Wagen gehörte dem Fabrikanten Grünberg, und die gnädige Frau wäre in die Stadt gefahren, um sich einen neuen Pelzmantel auszusuchen. Dann nahm sich der Chauffeur einige Zigaretten heraus, bot eine dem Hausierer an und rauchte selbst die anderen. Der

Hausierer bedankte sich höflich, nahm die Zigarette und sein kleines Automobil und ging wieder an sein Geschäft, nicht ohne jeden Augenblick den großen Wagen zu beobachten. Nach Ablauf einer Viertelstunde war er schon so ungeduldig, daß er seine Ware vom Boden aufhob, vorläufig auf jeden Verkauf verzichtete und zu seiner Zerstreuung ein Gespräch mit einem zweiten Hausierer, der mit Ansichtskarten handelte, und mit dem Straßenkehrer anknüpfte. Die drei sprachen vom Geschäft und vom Wetter und vom Verkehr, verkauften dazwischen Karten und Hosenträger oder trugen Sorge für die Reinhaltung der Straße, machten derbe Späße über einen allzu gezierten Herrn oder eine auffallend gekleidete Dame, alles ruhig und mit Muße, um so nervöser wurde aber der Mann mit den Blechfiguren. Seine Augen wanderten zwischen seinen Genossen und dem Auto hin und her, bis er vor lauter Angst, das Kommen der Dame zu übersehen, sich überhaupt nicht mehr hinzublicken getraute. Erst durch einen verstohlenen Seitenblick fand er für einige Augenblicke Beruhigung. Zufällig befand sich ihnen gegenüber auf einer Anschlagsäule ein Plakat mit einigen Varietébildern, die nahmen seine Aufmerksamkeit jetzt gefangen. Sie stellten einen Artisten dar, der sich von einem Automobil überfahren ließ, ferner eine Chansonette und eine Gruppe von Tänzerinnen, alles in schreienden, auffallenden Farben gedruckt. Der Hausierer fragte seine Genossen, ob diese Plakate der Wirklichkeit entsprächen. Seine Frage veranlaßte die beiden, auch hinüberzusehen, aber Antwort konnten sie ihm keine geben, sie hatten an andere Dinge zu denken als an

das Varieté, witzelten aber über das plötzliche Interesse ihres Kollegen an derlei Dingen, bis er darüber ganz verlegen wurde.

„Ich will doch auch nicht hingehen . . . dazu habe ich kein Geld . . . ich wollte eigentlich fragen, ob ihr glaubt, daß ein Zuschauer das Bild lieber sehen kann als die Tänzerinnen selbst . . .“

Der Straßenkehrer grinste. „Was du für Sorgen hast . . . natürlich werden ihm die Weiber besser gefallen als das Bild,“ und er machte mit beiden Händen Bewegungen, die üppige Formen markieren sollten.

„Wenn er aber die Weiber nicht haben kann?“ fragte der Hausierer weiter.

Die beiden lachten hellauf. So tiefsinnige Fragen hatten sie in ihrem Leben nicht erörtert, und der Mann mit den Ansichtskarten meinte: „Was gehen uns Alte noch die Weiber an . . . sie sollen uns Karten und Hosenträger für ihre Männer und Schnürriemen abkaufen und keine Maronischalen oder Einwickelpapier auf die Straße werfen; das wollen wir von den Weibern, aber sonst nichts . . .“

„Wir brauchen keine Angst zu haben, uns kann nichts mehr geschehen,“ fiel gröhlend der Straßenkehrer ein.

„Das mit dem Automobil möchte ich gern sehen,“ meinte der zweite Hausierer.

„Nur Geduld, Geduld,“ vertröstete ihn der Straßenkehrer. „Wenn du noch ein paar Jahre wartest, so wird schon einmal ein blödes Frauenzimmer hier in einen Wagen hineinrennen . . .“

„Zwei Tage will ich nichts verdienen, wenn ich so was sehen könnt'."

Das Trio brach in lebhafte Heiterkeit aus und wandte sich dann langsam den Geschäfts- und Berufspflichten zu. Katschberger verkaufte einen Kletteraffen, der Ansichtskartenhändler rief seine Karten aus, und der Straßenkehrer bekam es wieder einmal zu spüren, daß die Pferde noch nicht ganz ausgestorben waren.

Beinahe dreiviertel Stunden war die Dame schon in dem Konfektionshaus. Der Hausierer sah auf die Uhr, schlich sich vorsichtig zur Tür des Geschäftes, spähte hinein, ohne jemand zu sehen, erkannte dann, daß er hier nicht stehen bleiben dürfe, sonst könnte ihn seine Frau vielleicht von innen erblicken und aus Scheu vor ihm gar nicht herauskommen, ging unter fortwährendem Umsehen zehn, zwanzig, fünfzig Schritte zurück, ließ einen Maikäfer an einem langen Faden herab, er fand alsobald einen Käufer, sah sich wieder um und wurde immer verwirrter. Was sollte er eigentlich zu seiner Frau sagen, wenn er sie wieder traf? Freundlich sein oder zornig . . . und was sollte er tun, wenn sie ihn nicht kennen wollte . . . Skandal machen . . . ihre Hand küssen, sie dadurch blamieren vor allen Leuten . . . er wurde beinahe gehässig gegen sie, je länger er wartete. Nein, das durfte nicht sein . . . er mußte es anders machen. Aber wie . . . wenn sie nur jetzt nicht käme . . . nur ein paar Minuten noch . . . bis er sich einige passende Worte zusammengestellt hatte . . . noch warten, warten . . . Da sah er, wie der Chauffeur ankurbelte und die Dame, von einem Diener mit

einem großen Paket begleitet, sich dem Wagen näherte. Der Hausierer fuchtelte mit den Armen herum, daß die Passanten auf ihn aufmerksam wurden, rührte sich aber nicht vom Fleck; plötzlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, er könnte von den Kindern reden, seinen Kindern: „Liebe Emma, was machen unsere Kinder," im selben Augenblick fiel ihm wieder die Szene ein, als die Kinder erklärten, bei der Mutter bleiben zu wollen, und sich weinend von ihm weg zu ihr flüchteten . . . nein, von den Kindern wollte er doch nicht reden, aber wovon sonst . . . eben setzte sich der Wagen in Bewegung, kam näher, der Chauffeur erblickte ihn, nickte ihm zu. Katschberger vergaß alles, was er hatte sagen wollen, nur eins blieb in seinem Gedächtnis haften, die Erzählung, durch die er den Chauffeur bewogen hatte, Auskunft über seine Herrschaft zu geben. Oben in seinem Pack befand sich das kleine Automobil, das riß er heraus, schwenkte es in der Hand und eilte damit wie blind auf den heranfahrenden Wagen zu. War seine Erregung schuld oder versagte seine Hand, das kleine Auto entfiel ihr, rollte vor das große, war in Gefahr, zerquetscht zu werden; der Hausierer sah in diesen Bruchteilen einer Sekunde nur die Gefahr, in der eines seiner Lieblinge schwebte, lief vor und bückte sich, um es aufzuheben. Der Chauffeur bremste mit aller Macht, brachte auch den schweren Wagen auf einen Meter zum Stehen, konnte es aber doch nicht mehr verhindern, daß ein Vorderrad über die Brust des flach daliegenden Mannes ging. Ein Straßenkehrer hatte ihn im letzten Moment noch zurückreißen wollen, wurde dadurch aber ebenfalls in den

Sturz verwickelt und verwundet. Der Hausierer lag leblos da; Blutungen aus dem Munde ließen auf Verletzungen der Lunge schließen, während der Straßenkehrer einen Bruch oder eine Verrenkung des rechten Fußes erlitten hatte. Eine Menge Menschen sammelte sich an; man trug die beiden Verletzten auf das Trottoir, telephonierte an die Rettungsgesellschaft und beschimpfte den Chauffeur; aber der verunglückte Straßenkehrer nahm für ihn Partei und erklärte bestimmt, der Hausierer habe auf den Wagen gewartet und sei dann direkt hineingelaufen. Bei der allgemeinen Aufregung fiel es nicht weiter auf, daß die Insassin des Automobils, als sie den ohnmächtigen Hausierer sah, wie bewußtlos zurücksank und vom Chauffeur in den Wagen zurückgetragen werden mußte. Es machte auch keinen Eindruck, daß der Hausierer mit Ansichtskarten fortwährend auf seinen Berufskollegen hinstarrte und vor sich murmelte: „Zwei Tage will ich nichts verdienen . . . zwei Tage will ich nichts verdienen . . .“ Die Sache wurde langsam uninteressant, und nach zehn Minuten wußte niemand mehr davon.

Im Spital hatte man den beiden Verunglückten trotz der Verschiedenheit ihrer Verletzungen Betten nebeneinander auf der Zahlabteilung angewiesen, denn es war von unbekannter Seite ein namhafter Betrag für ihre Pflege übersendet worden. Da lagen nun die beiden armen Leute in einem schönen hohen Zimmer mit weißen Wänden, auf weißen Kissen, in weiße Decken eingehüllt, der eine ganz munter, der andere mit halbgeschlossenen Augen und schwer atmend. Ein kleines Automobil mit Uhrwerk, das der

letztere bis zu seiner Einbringung in das Spital fest in den Händen gehalten hatte, stand auf dem Tisch zwischen den beiden Betten. Im Gegensatz zu dem Straßenkehrer war der Hausierer am ersten Tag ganz teilnahmslos und gab auf Fragen nur leise, unverständliche Antworten; am nächsten schien er bedeutend frischer und bat seinen Genossen, ihm über den Hergang des Unfalls zu berichten. Er selbst konnte sich nicht genau daran erinnern. Der Straßenkehrer demonstrierte mit einem Finger und dem kleinen Automobil, wie Katschberger niedergestoßen und überfahren worden war. Dieser erwiderte ihm darauf ganz geheimnisvoll: „Und weißt du, wer in dem großen Wagen gesessen ist?“ „Nun . . .“ „Meine Frau . . .“ „So, so . . .“ Der Straßenkehrer wollte laut auflachen, besann sich aber eines Besseren, weil er glaubte, der andere wäre nicht ganz bei Sinnen. Dieser aber wiederholte: „Ja, meine Frau war in dem Automobil; hast du sie gesehen . . . sie ist um drei Jahre jünger als ich, groß und schlank . . . hast du sie gesehen?“

Der Straßenkehrer nickte zustimmend. „Ja, so hat sie ausgesehen, sehr elegant war sie, und einen schwarzen Pelz hat sie getragen . . .“

Katschberger stöhnte auf, mehr von seelischen als körperlichen Schmerzen gequält. Der andere suchte ihn zu trösten. „Nur Geduld, wird schon besser werden . . . nur warten . . .“ schwieg dann, als sich der Kranke ein wenig aufrichtete, und fuhr darauf fort: „Beim nächsten Mal mußt halt besser aufpassen . . . vielleicht hast dich doch geirrt . . . vielleicht war's gar nicht deine Frau . . .“

Der Hausierer schrie zornig auf, und sein Genosse meinte begütigend: „Reg' dich nicht auf ... ich mein' ja nur so ... achtgeben ... siehst du, mir kann so was nicht passieren, meine Alte ist jetzt schon acht Jahre tot, die seh' ich nimmermehr ..."

Katschberger antwortete leise in seinen dunklen Bart hinein: „Meine Frau ist ja auch tot... aber ich habe sie doch gesehen ... sie lebt eigentlich, nur für mich soll sie tot sein ..."

„So, so ... ja, ja," pflichtete der Straßenkehrer den Phantasien seines Freundes bei und erzählte dann weiter. „Erst seitdem meine Alte tot ist, bin ich Straßenkehrer bei der Kommune, früher hab'n wir ein besseres G'schäft g'habt, wir haben Scherben und Hadern gesammelt draußen vor der Stadt ... wenn die Leut' wüßten, was der Mist wert ist, alle täten's draußen herumstieren ... aber so schmeißen's nur alles hinunter ... Knochen, wenn kein Fleisch mehr dran ist, Haut, Hörndeln — — in den Mist ... die schönsten Schürzen und Blusen, wenn's zerrissen sind — — in den Mist damit ... ein großes Buch mit Bildern, wenn's ihnen net mehr g'fallt — — in den Mist ... alle die Zeitungen, wenn's g'lesen haben — — in den Mist ... das schönste Porzellan und das billigste Kuchelg'schirr, hat's an Sprung — — in den Mist ... die teuersten Blumen, die unsereins gar net kennt, wenn's nur ein bissel verwelkt sind — — in den Mist, der Verehrer wird schon neue bringen ... und damit auch du weißt, was mit deinen Spielereien g'schieht, wenn's net mehr gehen — — in den Mist werdens g'haut ... was man nicht mehr braucht, kommt in den Mist, und wir

dazu ... zum alten Eisen und den Glasscherben ... am Schluß wird alles Mist und Dreck ... das größte Haus, wenn's zusammenfallt, was bleibt übrig — — ein großer Misthaufen ... die ganze Stadt, alles auf der Welt, was wird's, wenn man sich drum net kümmert — — ein Mist ... da bilden sich die Leut' ein, was sie alles g'macht und erfunden haben, wir wissen's besser, was das alles wert ist — — ein Mist ... man kann einen Mist noch so schön überzieg'n und anstreichen, wann einmal der Überzug und die Farb' weg ist, der Mist bleibt und ist net zum Umbringen ... ja, wir Hadernsammler und Beindlstierer, wir sein die einzigen, die von der Welt das wahre G'sicht kennen lernen — — nur Mist und Dreck ...

„Und was hast du davon, wenn du das wahre Gesicht kennst," unterbrach ihn der Hausierer, „mir ist das gewöhnliche, das erlogene lieber; Leute wie wir können alles nur anschauen, nichts gehört uns, da will einer wenigstens beim Anschauen seine Freude haben ... ich will ja gar nichts mehr besitzen ... nichts angreifen ... nur anschauen ... nur anschauen ..." Die paar Worte schienen ihn sehr ermüdet zu haben, sein Kopf sank schwer herab, er atmete schwer und verstummte.

Der Straßenkehrer setzte seine unterbrochene Erzählung wieder fort. „Mich freut auch die jetzige Arbeit net ... früher, draußen auf den Mistg'stätten, haben wir Abwechslung g'habt, hab'n bald das, bald das g'funden, aber jetzt ... immer den Schmutz zusammenkehren, in den Wagen laden, das ist nichts ... im Misthaufen suchen, wie und was ich

will, ganz wie's mir grad beliebt, das macht mir Vergnügen, aber wegräumen, für die andern Leut' Ordnung halten, nein . . . aber was soll ich machen, ich bin schon alt und hab' eine sichere Existenz bei der Kommune . . . nur wenn ich einmal dienstfrei bin, da geh' ich hinaus und stier' herum, net wie die Anfänger . . . das muß man verstehen . . . ich nehm nur die schönsten Sachen mit, die was einen Wert haben . . . ich kann das beurteilen; zwanzig Jahr' hab' ich dort g'arbeit' . . . da kriegt man schon ein Aug' für den Mist . . ."

„Aber der Mist gehört hinaus," begann der Hausierer wieder mit ganz leiser Stimme. „Vor die Stadt . . . wir alle wollen das nicht sehen, was wir einmal weggeworfen haben . . . Papierfetzen oder Scherben oder zerbrochene Menschen . . . das muß abgestoßen werden, sonst macht es uns und die anderen schmutzig . . . wir dürfen uns an nichts erinnern, was wir im Leben einmal hinter uns geworfen haben, sonst stolpern wir und schneiden uns an den Splittern und vergiften unser Blut . . . das ist dann gefährlich . . . da muß man sterben . . . wenn man von früher her alte Wunden hat, soll man sie rein halten, soll man sie ausbrennen, dann heilen sie rasch . . . rein müssen die Wunden bleiben, kein alter Schmutz darf mehr hineinkommen . . . ich glaube, ich habe das nicht getan . . . man kann ja schwach sein, Schmutz und Mist gern haben . . . so wie du . . ."

„Ja, ja, ist schon wahr," meinte der Straßenkehrer. „Mist machen ist noch keine Schand', nur das Wegräumen, das ist was Ordinäres . . . aber das ist schon einmal so, dafür gibt es Straßenkehrer . . ."

„Friedhöfe für die Menschen sind draußen und Friedhöfe für die Sachen. Eure Mistgestätten sind die Friedhöfe für alle Sachen, die die Menschen solange geliebt haben, als sie gut zu gebrauchen waren . . . sind sie einmal verdorben, dann hört die Liebe auf . . . hinaus auf den Mist damit . . . und ihr seid die Totengräber . . . schlechte Totengräber, weil ihr die Gräber durchwühlt, Leichenräuber, weil ihr noch den letzten Wert daraus stehlt, den Wert, der bleibt, wenn alle Arbeit und Mühe und Liebe vergessen ist . . . und so sind auch wir, du und ich . . . wir haben nur mehr den Materialwert . . . um den werden wir gehandelt . . ."

Der Hausierer lehnte sich zurück und schloß die Augen, und auch der Straßenkehrer schwieg; beide dachten über ihr Leben nach, jeder in seiner Art.

Am Abend verfiel der Hausierer, ohne daß man es voraussehen konnte, in Schüttelfrost und dann in heftiges Fieber; auch sein Bewußtsein schien getrübt, er reagierte kaum auf Anrufe. Bei der Morgenvisite wurde konstatiert, daß zu dem Rippenbruch Komplikationen hinzugekommen waren, die den Zustand des Kranken sehr bedenklich verschlimmerten. Er war schon vollkommen bewußtlos, murmelte manchmal leise unverständliche Worte vor sich hin, in denen die Krankenschwester einmal das Wort „Automobil" herauszuhören glaubte. Sie legte das Spielzeug, das daneben auf dem Tische stand, in die Hände des Kranken, und dieser ließ es nicht mehr los. Sonst lag er recht apathisch da; sein Gesicht zuckte hie und da wie unter Schmerzen auf und gewann erst eine beinahe verklärte Ruhe, als die Abendsonne zwischen

den Bäumen tief hinein ins Zimmer schlich und dort behutsam über Bett und Decken bis zu den Polstern des Kranken drang. Seine Augen waren schon zu schwach, als daß sie sich öffnen konnten; aber ein milder, gelber Schein kam wohlig warm durch die Lider und weckte dort schlummernde Nerven und müdes Denken. Und gleichzeitig kam auch von den Händen Nachricht; sie meldeten von einem metallnen Spielzeug, das durch sie letzte Wärme und Liebe empfing. Sie blieben nicht allein mit ihrer Botschaft; von allen Seiten, aus dunklen Gängen und Winkeln tauchten ähnliche Bilder auf, kleine Tiere und Menschen und Maschinen, sie waren aus Holz oder Glas oder Metall, nein, alle waren aus Glas, so licht und flimmernd glitten sie heran; das Licht schimmerte durch ihren Leib durch, und vorn trugen sie rote Plättchen . . . in diesen schien sich ein großes Licht zu spiegeln, jetzt kamen sie ganz nahe, jetzt sah man, das waren keine Plättchen, was sie trugen, nein, hinter dem Glas befand sich ein rotes Herz, das schlug und schlug . . . es schlug nicht bloß, es leuchtete, ja noch mehr, es wärmte auch, von jedem einzelnen war genau der Wärmestrahl zu spüren . . . war das aber sonderbar . . . und so viele kamen nach, unten durch den Boden, oben durch die Luft . . . von allen Seiten nahten sie; bald gab es keinen Himmel und keine Erde mehr, alles schwebte, ruhte in einem goldigen Nebel, und überall waren die kleinen roten Herzen . . . oh, wie warm sie leuchteten . . . was für selige Wärme sie herübersandten . . . und nichts war still; jede von den tausend kleinen Gestalten hatte auch eine Bewegung, eine schöne

regelmäßige Bewegung . . . wie die Herzen . . . und die Herzen wurden größer, glühten, die Figuren näherten sich, kamen ganz nahe, zerflossen, nur die Herzen blieben zurück; bald lagen Tausende davon da, wie eine einzige rote Decke . . . o, die waren warm und gut . . . da, in der Ferne tauchten Menschen auf . . . ihr Gesicht schien bekannt . . . sie wollten näher, aber sie schienen sich vor den vielen kleinen Gestalten zu fürchten, paßten auch gar nicht dazu, denn sie trugen kein warmes rotes leuchtendes Herz . . . o Glück, jetzt verschwanden sie wieder, und hinter ihnen tauchten unzählige kleine Wesen auf, aus glitzerndem Glas und mit glühendem Herz, kleine menschenähnliche Wesen . . . alle hielten sich an den Händen . . . und sie liefen heran, sie tanzten heran; ja, natürlich, die Gestalten waren kleine Tänzerinnen . . . sie tanzten in der Luft, sie schwebten . . . so schön war das . . . so viele . . . und ihre Herzen waren viel heißer als die aller früheren Erscheinungen . . . viel zu heiß . . . das schmerzte ja... das brannte... nicht weh tun, ihr Herzen... ich bin doch krank . . . danke . . . so ist's gut . . . o . . . das ist gut . . . danke . . . danke . . .

Drei Tage lebte der Hausierer noch, still, schlafend, ohne Nahrung, immer ein mildes Lächeln auf den Lippen.

Der Straßenkehrer wurde nach einigen Wochen gesund, frisch und wohlgenährt entlassen und nahm seine frühere Tätigkeit wieder auf. Seinen Freunden auf der Straße mußte er natürlich genauen Bericht über die Krankheit Katschbergers geben, erledigte sich seiner Aufgabe mit großer Ausführlichkeit, verschwieg

auch nicht, was ihm der Kranke als letztes Geheimnis anvertraut hatte, die fremde Dame in dem Automobil wäre seine Frau gewesen. Diese Erzählung rief zuerst Erstaunen und dann allgemeines Gelächter hervor, und der Straßenkehrer mußte begütigend bemerken: „Der Katschberger war ja immer ein bisserl nicht so ganz beisammen... aber ein guter Mensch war er doch, nicht wahr ... es ist doch schad' um ihn ... er war erst ein Vierziger ..."

Nach einer Respektspause bemerkte der Ansichtskartenhändler: „Jetzt wird halt der Konkurrent oben am Eck zu uns kommen ... bei uns ist doch der beste Posten in der ganzen Kärntnerstraße ... ja, sterben müssen wir alle, der eine früher, der andere später ..."

Der Straßenkehrer verschluckte eine Träne und begann eifrig mit Besen und Schaufel zu hantieren, und der Hausierer rief wieder seine Waren aus.

„Ansichtskarten, zehn Stück dreißig Heller ... Bleistifte, Hosenträger, Schuhriemen ... alles billig ... Ansichtskarten, die schönsten Plätze von Wien, zehn Stück dreißig Heller ... nur dreißig Heller ..."

Die Erde brennt

Die Erde brennt

Die Petroleumterrains der Deutsch-Peruanischen Erdölkompanie lagen in der Südostecke Perus, schon ganz an der Grenze gegen Bolivia zu. Ursprünglich hatte man, den damals bekannten geologischen Verhältnissen entsprechend, mit relativ geringen Ausbeuten gerechnet und nur die Versorgung des peruanischen und chilenischen Marktes ins Auge gefaßt. Erst später, als wider alles Erwarten ganz ungeheure und anscheinend unerschöpfliche Ölquellen erschlossen wurden, begann man auch mit der Verfrachtung nach Europa, die durch den eben eröffneten Panamakanal sehr erleichtert wurde. Die Aktien der Kompanie hatten bald eine fabelhafte Kurssteigerung zu verzeichnen, und als gar noch eine Tagereise im Norden von ein paar Ingenieuren gelegentlich eines Jagdausfluges große Lager eines bisher unbekannten uran- und radiumhaltigen Gesteins entdeckt wurden, das an Gehalt sogar die Joachimsthaler Erze weit übertraf, da konnte die Kompanie in einem Jahre dreiundachtzig Prozent des Nominalwertes der Aktien als Dividende auswerfen. Irgendeine Behinderung der Produktion war nicht zu befürchten, da die peruanische Regierung das größte Interesse am Aufblühen der Kompanie hatte und sogar eine Anzahl Truppen in den Distrikt versetzte, um die Ureinwohner im Zaume zu halten, die bisher wenig staatliche Fürsorge erfahren hatten. Die Indios ver-

mieden übrigens wie früher jede nähere Berührung mit Europäern und zogen sich nur noch mehr in ihre Reservationen zurück, wo sie höchstens von Ethnographen aufgesucht wurden, die sich für diese vollkommen rein erhaltenen Reste der alten Inkabevölkerung interessierten.

Der prärieartige Charakter des ganzen Gebietes war natürlich seit Erschließung der Ölquellen vollkommen verändert. Überall erhoben sich fahlgelbe Bohrtürme und dunkle Zisternen, hölzerne Schutzhütten für die Arbeiter und gemauerte Hallen für die vielen Maschinen, besonders für die Dieselmotoren, von denen die Pumpwerke angetrieben wurden. Das Rohöl war, abgesehen von einer rötlichen lehmigen Beimengung, die durch einfaches Filtrieren leicht abgeschieden werden konnte, direkt zum Betriebe der Motore verwendbar, und so diente der aus der Erde geschöpfte Strom dazu, um neue Wunden in ihren Körper zu bohren und neues Blut aus ihnen zu saugen. Man konnte es wirklich beinahe so bezeichnen, denn die Farbe des im Öl suspendierten Lehms war namentlich zu Beginn einer Bohrung so intensiv, daß den Bohrlöchern das seltsame Blut eines verborgenen geheimnisvollen Riesentieres zu entquellen schien. Rings um die Wunden war überall roter Schlamm aufgehäuft, bald flach und zersprungen wie abgestorbenes Gewebe, bald jäh aufsteigend wie wild wucherndes Fleisch; weithin war der Boden wie vom Blut getränkt, nur kümmerlich wuchs noch hie und da Gras, das ihn früher wie dichtes Haar bedeckt und geschützt hatte; die Zisternen glichen ungeheuren Blasen, von geronnenem Blut erfüllt, und zwischen

allem schlugen die dumpfen Explosionen der Dieselmotoren wie fiebrige Pulse, das Öl gurgelte und stöhnte mit erstickendem Laut in den Bohrtürmen und Rohrleitungen; ein aus hundert fremden Geräuschen zusammengesetztes Surren lag weithin in der Luft, in der die Stimmen der Menschen ohnmächtig verhallten. Über alles zogen die dunklen Rauchschwaden der Raffinerien, verbreiteten sich noch weit ins Land und verschonten auch nicht die zahlreichen Beamten- und Arbeiterhäuser, die wie eine Stadt an den das Ölterrain einschließenden Hügeln lagen. Woche für Woche fraß sich die Wunde an dem Leib der Erde weiter, immer neue Bohrtürme erhoben sich, sandten scharfe stählerne Sonden in das Fleisch; immer neuer Boden begann zu bluten, unerschöpflich ging der Strom, den Geist und Arbeit der Menschen erschlossen hatte, brachte vielen Tausenden lohnenden Erwerb, vielen Hunderten Reichtum und einigen wenigen unerhörte Macht.

Einen geradezu märchenhaften Aufstieg hatte Ingenieur Raimann zu verzeichnen, der Entdecker der Ölfelder und jetzige Generaldirektor der Werke. Sein Einkommen wurde auf zwei bis drei Millionen geschätzt. Allerdings war es zum größten Teil sein Verdienst, wenn die Ölproduktion einen so beispiellosen Aufschwung genommen hatte. Er war unermüdlich tätig, neues Terrain zu erschließen und die Produktion auf dem alten immer mehr zu vervollkommnen. Alle Bohr- und Fördermaschinen, der Bau der Raffinerien und die neuen Methoden der Reinigung waren bis ins kleinste Detail sein Werk. Gerade jetzt ging er daran, die Krafterzeugung für die Raffinerien und

Nebenbetriebe zu zentralisieren. Die Motoren für die einzelnen Bohrwerke sollten bleiben, aber für die Fabriksanlagen wurde ein einziger Rohölmotor von fünftausend Pferdestärken, der größte aller bisher existierenden, aufgestellt. Raimann hatte für den Motor einen in seiner Einfachheit grandios wirkenden Bau herstellen lassen, der weitab von allen anderen Anlagen stand und sie wie eine Burg beherrschte. Der Motor, ein Ausstellungsstück der Neuyorker Weltausstellung, mußte bald eintreffen; er war schon vor einigen Tagen in Callao ausgeladen worden, und Ingenieur Böttinger, der Konstrukteur des Riesenmotors, der auch den Transport leitete und die Aufstellung überwachen sollte, hatte für morgen seine Ankunft angemeldet.

Raimann ging noch einmal die Pläne der großen Dynamos durch, die von dem Dieselmotor angetrieben wurden und bereits beinahe fertig montiert in der neuen Maschinenhalle standen. Er war von festem Vertrauen zu diesem Werk erfüllt, dem er sich mit so viel Tatkraft und Hingebung gewidmet hatte, aber seine Aufgabe war damit noch nicht zu Ende, noch viel größere Ziele hatte er sich gesteckt; er schauderte beinahe, sie auszudenken, er streifte sie nur in Gedanken, um nicht Zweifel an sich selbst zu erwecken. Gerade jetzt, wo ein Plan so nahe an seiner Vollendung stand, wo alle schöpferische Freude daran schon aufgebraucht war, wurde wieder Raum frei in seinem Denken, und ganz ferne Angst sandte Zweifel als Späher hinein. Kopfschüttelnd sah er bald auf die Pläne, bald hinaus auf die weiten Ölfelder, als sein Diener eintrat und die Visitenkarte eines Frem-

den überreichte. Der Direktor bedeutete mit einer ärgerlichen Bewegung, er habe keine Zeit für den Herrn. Aber gleich darauf trat der Diener wieder ein und meldete, der Fremde wäre ein Geologe und hätte dringende Mitteilungen über den Zustand des Ölterrains zu machen. Da dies immerhin von Bedeutung sein konnte, legte Raimann die Pläne zur Seite und ließ sich den Fremden, einen Herrn Erdner, kommen. Er mußte beinahe lachen, als der Gemeldete eintrat. Der winzig kleine Mann mit seinen funkelnden Augen und seinem langen roten Bart sah wie das leibhaftige Heinzelmännchen aus. Aber als er zu sprechen begann, ging von seinen Worten eine so eigentümliche Würde aus, daß der Direktor das Lachen vergaß und ihm aufmerksam zuhörte. Die Frage nach seiner Herkunft beantwortete der Fremde ausweichend.

„Ich bin von irgendwo vertrieben worden und lebe seit langer Zeit hier. Ich liebte dieses Land, weil es immer so blieb, wie es vor tausend Jahren war."

„Das ist schön von Ihnen," meinte der Direktor. „Aber seit Erschließung der Ölquellen radikal verändert, was?"

„Das Land wird aber bald wieder in seinen früheren Zustand zurückkehren, das heißt, nicht ganz, es wird zunächst den jetzigen radikal zerstören."

Der Direktor bemühte sich, einen ironischen Einwurf zu unterdrücken.

„Inwiefern, glauben Sie?"

„Weil die Ölproduktion in wenigen Jahren zu Ende sein wird."

Der Fremde blickte bei diesen Worten wie verklärt

zum Himmel, und sein Gesicht glich irgendeinem alten Bild eines Propheten. Eine kleine Pause entstand, und Raimann suchte seine Überlegenheit wieder zu gewinnen.

„Auf hundert Jahre hinaus haben wir keine Erschöpfung zu gewärtigen, soweit es sich um den normalen Betrieb handelt. Meine Geologen haben monatelang das Ölterrain untersucht."

„Und ich habe jahrelang die Umrandung der Öldistrikte bis zu den Reservationen der Indios studiert. Die Schichten liegen sehr ungünstig für Ihr Terrain. Es sind Einstürze zu gewärtigen. Der rote Lehm, in dem die Öllager stecken, kann nach deren Entfernung nicht mehr den Druck der darüber liegenden Schichten aushalten. Dann ist es aus mit der Ölförderung."

Raimann hatte manchmal ähnliche Befürchtungen gehegt, wollte es aber jetzt nicht merken lassen. „Das ist aber schade," erwiderte er ironisch. „Gerade jetzt machen wir neue Investitionen zur Verbesserung unserer Arbeitsmethoden. Da — sehen Sie diese Pläne. Der größte Rohölmotor der Welt. Fünftausend Pferdestärken; Konstruktion des Chefingenieurs Böttinger von der Dieselfabrik. Noch nie habe ich an einer Maschine so viele geniale Details gefunden. Der Mann hat mehr Phantasie, als sie ein Dichter haben kann. Ich kenne ihn noch nicht, aber ich liebe ihn, weil er diesen Motor geschaffen hat. Die Konstrukteure, das sind heute unsere Dichter, unsere Philosophen, unsere Feldherrn. Die Konstrukteure bauen unsere Zukunft, wie früher die Staatsmänner."

„Das alles hindert nicht, daß die Ölproduktion in wenigen Jahren zu Ende sein wird," entgegnete der Fremde mit demselben würdevollen Ernst, wie bisher.

„Sie scheinen an Ihrer Prophezeiung Freude zu empfinden, weil Sie diese so oft wiederholen."

„Es ist immer gut, wenn etwas Großes zugrunde geht, weil dann die Menschen seine Wertlosigkeit einsehen. Nur das Kleine und Kleinste ist unvergänglich."

„Das ist sehr philosophisch gedacht," sagte der Direktor überlegen, „aber ich halte mich doch lieber an die fünftausend Pferdestärken unseres neuen Motors. Dem Philosophen ziehe ich den Konstrukteur bei weitem vor."

„Ich bin keines von beiden," erwiderte der Geologe. „Ich bin sozusagen ein Destrukteur. Ich erblicke das Heil der Menschen nicht im Fortschritt, nicht in der fortwährenden Vervollkommnung aller Lebenserscheinungen, sondern in der Zerstörung, in der Rückkehr zum Urzustand."

„Lieber Herr, Sie sind ja ein furchtbarer Anarchist," meinte Raimann belustigt. Aber der andere ging auf seine Heiterkeit nicht ein.

„Wir sind alle Anarchisten, alle, alle. Aber wir fürchten uns davor, und darum haben wir selbst Fürsten und Gerichte und Polizei und Direktoren über uns gesetzt. Ein jeder fühlt sich zu schwach und fürchtet die Stärke des anderen. Darum erkennen alle eine gemeinsame Gewalt an. Aber nehmen Sie einmal dem Menschen die Einbildung, daß sie eine Gewalt über sich haben, der sie gehorchen müssen,

und Sie werden sehen, wie rasch alle Vielfältigkeit unseres heutigen Lebens verschwunden sein wird. Nur die einfachsten Triebe werden bestehen bleiben, das Verlangen nach Nahrung, nach Frauen, nach Unterkunft . . . Ein gesundes Geschlecht wird daraus geboren werden . . . Alles Schwache und Künstliche geht aus sich selbst heraus zugrunde . . . Überall in der Natur ist nur das Einfachste beständig, weil es durch keine fremde Gewalt zusammengehalten wird; keine Form der Materie ist ewig, nur das Ungeformte, die Gase, die Atome . . . Wozu haben Sie alle die schönen Maschinen hier, Ihren neuen Motor von fünftausend Pferdestärken? Geben Sie ihn aus der Gewalt des Menschen, in ein paar Jahrzehnten ist Rost und Erde daraus geworden. Alle diese so genial aufgebaute Form kehrt von selbst in ihren Urzustand zurück, dem sie durch Kunst und Zwang entzogen wurde . . ."

Der Direktor griff sich an den Kopf. Dieser Mensch, dieser Fremde, den er nie früher sah, schürfte da in seinen eigenen verborgensten Gedanken herum, die er nie auszudenken gewagt, nur von fern, wie vorüberhuschende Vorboten einer späten Krankheit gefühlt, gern gefühlt hatte, wie man eben manchmal einen peinigenden Schmerz als Lust empfindet. Er verbarg seine Bestürzung durch eine unwillige Miene. „Für solche Erörterungen haben wir aber doch keine Zeit . . . Wünschen Sie eigentlich etwas von mir?"

Der Fremde erhob sich ebenfalls, und sein roter Bart, von einem Sonnenstrahl getroffen, leuchtete auf wie eine Flamme.

„Ich wünsche nichts von Ihnen, Herr Direktor, ich

bin nichts und brauche nichts. Ich wollte nur einmal mit Ihnen sprechen, der Sie hier wie ein König herrschen. Jetzt habe ich gesprochen, in meinem Sinn, vielleicht auch in Ihrem, wir wurzeln ja beide tief in der Erde, können uns berühren, ohne uns zu sehen . . . Sie gestatten, daß ich gehe." Er verbeugte sich höflich und ging hinaus.

Der Direktor blieb eine Weile in Gedanken versunken stehen, dann fuhr er hastig auf und klingelte dem Diener, der sofort erschien.

„Laufen Sie dem Herrn nach, der eben da war, und rufen Sie ihn zurück."

„Seit einer halben Stunde ist niemand durchs Vorzimmer gegangen."

„Aber der kleine Herr mit rotem Bart, den Sie selbst hereingeführt haben, wie heißt er doch nur . . ." Er suchte ärgerlich nach der Visitenkarte des Fremden, ohne sie zu finden.

„Ich habe den Herrn angemeldet, habe ihn hier weder aus- noch eingehen sehen, werde aber sofort unten nachfragen."

Raimann winkte ihm unwillig ab. „Ah, lassen Sie das jetzt — — Aber nicht wahr, Sie haben den Herrn bei mir angemeldet . . . Wo haben Sie seine Karte in Empfang genommen?"

Der Diener dachte nach. „Ich glaube . . . im zweiten Vorzimmer . . . oder auf der Stiege."

Als sich der Direktor wieder zu seinem Schreibtisch setzen wollte, lag die große Zeichnung des Dieselmotors am Boden. Der Luftzug beim Zuschließen der Tür hatte sie wohl hinuntergeworfen. Er wollte sie aufheben, stand aber, ohne es zu wissen, auf einem

Eck mit seinem Fuß darauf, denn plötzlich hatte er den Bogen quer auseinandergerissen in der Hand. Heute bin ich aber besonders ungeschickt, dachte er sich und begann wieder nach der Visitenkarte des Fremden zu suchen, wie um sich zu überzeugen, daß dieser wirklich dagewesen war. Aber bald gab er es auf, machte Licht und revidierte die Pläne weiter. Es lag ihm viel daran, die Arbeit möglichst zu beschleunigen; in nicht ganz zwei Monaten war sein fünfzigster Geburtstag, da wollte er die neue Maschinenhalle in Betrieb setzen und gleichzeitig der Arbeiterschaft ein großes Fest geben, weniger diesen Leuten als sich selbst zu Ehren, dem Schöpfer und Beherrscher dieser ungeheueren Summe von Arbeit und Kraft.

Am nächsten Morgen traf ein Telegramm von Ingenieur Böttinger ein, worin dieser meldete, daß der Zug mit dem Motor in der Nähe von Callao infolge einer Erdrutschung entgleist war, ohne daß weiter viel Unheil angerichtet wurde; nur einer von den sechzehn Zylindern des Motors war durch Aufschlagen an einem Felsen zersprungen, und man müßte mit der Montage wohl warten, bis die Ersatzteile eingetroffen waren, deren Absendung von Panama eben avisiert wurde. Tags darauf kam Böttinger selbst und brachte Details über den Unfall mit. Der Bahnaufseher sollte angeblich von einem Fremden gewarnt worden sein, den Zug passieren zu lassen, da Erdbewegungen zu befürchten seien; aber der Aufseher, ein alter Peruaner, der mindestens schon zweihundert Erdbeben mitgemacht hatte und wie die anderen Eingeborenen stundenlang früher das Eintreten eines solchen fühlte,

hätte diesen Warnungen kein Gehör geschenkt. Ein Befragen dieses Mannes förderte aber die vollständige Unwahrheit dieser Gerüchte zutage; niemand hatte ihn gewarnt, und es war nur sonderbar, wie dieses Gerücht überhaupt entstehen konnte. In vierundzwanzig Stunden war übrigens die Strecke wieder frei zu bekommen, und man konnte Waggons mit Hebevorrichtungen hinbeordern, um die einzelnen Bestandteile des Motors umzuladen.

Direktor Raimann war über diese Verzögerung sehr ungehalten, und er suchte in Gemeinschaft mit Böttinger durch Einstellung der doppelten Zahl von Arbeitern die Vollendung der Dynamos zu beschleunigen, um so den Zeitverlust hereinzubringen. Dafür machte die Fassung der Ölquelle, die für den Bedarf des großen Motors dienen sollte, unerwartete Schwierigkeiten. In der Nähe der Maschinenhalle war man auf eine sehr ergiebige Quelle gestoßen, die für drei große Motore hingereicht hätte und nur abweichend von allen anderen im ganzen Distrikt die Eigentümlichkeit zeigte, mittags zu einem Maximum aufzusteigen und dann wieder beinahe ganz zu versiegen. Es wurde deshalb ein eigenes Ölreservoir gebaut, das unabhängig von allen Schwankungen eine Woche lang den Bedarf des Motors decken konnte. Auch diese Anlage ging ihrer Vollendung entgegen, und man konnte hoffen, zu dem vorausbestimmten Termin mit dem ganzen Werke fertig zu werden.

Eines Abends führte Direktor Raimann den Ingenieur, der bisher zu Exkursionen wenig Zeit gehabt hatte, im Öldistrikt herum. Die beiden benutzten nicht

die Werkbahnen, die das ganze Gebiet kreuz und quer durchzogen, sondern zogen es vor, in gemütlichem Geplauder von einem Komplex zum anderen zu schlendern. Der Direktor machte seinen Gast jedesmal darauf aufmerksam, wenn irgendwo eine besonders interessante Neuanlage zu finden war, und Böttinger konnte mit seiner Bewunderung über alle diese Werke nicht zurückhalten. Dann mußten sie wieder genau auf den Weg achten, der auf schmalen Brettern über eine Erdsenkung oder an gefährlichem Rutschterrain entlang führte, und Raimann ging mit sicherem Schritt voran; hier war er überall zu Hause, jeder dieser Bohrtürme war unter seinen Augen entstanden, von den ersten Entwürfen im Bureau an bis zur letzten Vollendung hier draußen. Sein Geist hatte die unzähligen Werke hier gezimmert und geschmiedet, hatte in ihnen Körperlichkeit gewonnen und sich mit tausend Armen in die Erde eingekrallt; mit tausend spitzen Zähnen riß er sie auf, saugte aus tausend Schlünden ihr Blut, gab unzähligen Maschinen damit Leben, speicherte den ungeheueren Überschuß auf und verschickte ihn weit übers Meer, gab dort Fremden aus dem Reichtum seiner Kraft und gewann täglich neue, die unerschöpflich aus seiner Erde quoll. Alle Menschen, die hier arbeiteten, hatten nur Maschinen zu bedienen, sie waren nicht einmal Untertanen dessen, der hier alles lenkte, nur die letzten Ausläufer seines Willens, die Enden seiner Nervenbahnen; in ihnen vibrierte die Universalität seines Geistes, führte aus, was das einzige gewaltige Gehirn sich erdachte.

„Aber das genügt mir nicht," bemerkte er zu In-

genieur Böttinger. „Ich will noch viel mehr. Nach den Untersuchungen meiner Geologen dürfte die Ölmenge für eine Produktion von neunzig bis hundert Jahren reichen. Ich bin ein Mensch. So lange kann ich nicht warten. Nicht die Zeit, nein, ich selbst will die Erde hier erschöpfen, mir soll sie ihr Letztes hergeben, ich will sie wie etwas Lebendes zertreten, wie eine reife Frucht zerpressen, zerquetschen, daß nur dürre Schalen und Haut übrigbleiben. Bisher bin ich immer Sieger geblieben, die Produktion ist im quadratischen Verhältnis gestiegen; aber ich will es Ihnen nicht verhehlen, die Erde regt sich jetzt, die Erde fügt sich nicht mehr so gutwillig wie bisher; einige ergiebige Bohrlöcher sind mir durch Sandeinbrüche verschüttet worden, bei den neuen müssen wir viel tiefer gehen als bisher, aber was kann das mir anhaben, der ich immer stärker werde; einen neuen Motor von fünftausend Pferdestärken haben Sie mir gebracht, Dutzend andere werden folgen, und alle muß die Erde aus ihrem Leibe nähren, ihnen ihre letzte Kraft geben, bis sie verblutet ist. Die ganze Steppe im Westen ist noch Ölterrain, einen Riesenmotor nach dem anderen stelle ich dort auf, jeder liefert mir Kraft für sechzig bis achtzig Bohrtürme, Bohrtürme von einer Größe, wie man sie bisher nie zu bauen gewagt hat. Ich will mehr Öl fördern, als der ganze Weltmarkt aufnehmen kann; um Rentabilität kümmere ich mich nicht, das ist Sache der Aktionäre; meinetwegen soll das Öl nutzlos verbrennen wie ein Vulkan, was liegt mir an Wert und Nutzen, wenn ich nur der Erde ihr Letztes entrissen habe. Sie werden mich sicher für einen Phantasten, einen Träumer halten, aber nein, im

Gegenteil, ich bin der realste Realist, den Sie sich nur denken können, ich will bloß ein Sieger sein, aber einer, wie es noch keinen gab. Über Menschen siegen, ist ein rohes Handwerk, das nicht mehr in unsere Zeit paßt. Ich will über die unermeßlichen Kräfte siegen, die in der Erde verborgen sind. Wir haben uns durch unsere Maschinen eine neue Macht geschaffen, und mit dieser kämpfe ich, ohne langes Zaudern, ohne viel Vorbereitungen. Wie lange können Sie brauchen, um zehn solche Motoren herzustellen, von der Art unseres neuen, oder um wieviel stärker können Sie eine neue Type bauen?"

„Durch mein Verfahren zur Bearbeitung der Kurbelwellen sind eigentlich die technischen Schwierigkeiten beseitigt," erwiderte Böttinger.

„Ja, ich habe Ihre Patente studiert, das Verfahren ist geradezu genial. Also wie stark kann man die Motore machen?"

„Eigentlich besteht keine Grenze nach obenhin, wir brauchen bloß entsprechende Werkzeugmaschinen, um die großen Stücke bearbeiten zu können."

„Also gut, kabeln Sie morgen an die Fabrik, daß ich zwanzig Stück Motoren von zehntausend Pferdestärken bestelle. Zur Konstruktion der Werkzeugmaschinen braucht man Sie nicht persönlich, und mit den Plänen für die Motore können Sie auf der Überfahrt beginnen."

„Herr Direktor, eine solche Bestellung haben wir noch nie übernommen; wir können sie durchführen, aber werden Sie auch sofort für die Motore Verwendung haben?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Wenn die

Motoren hier eintreffen, werden es ihrer schon zu wenig sein. Und selbst für den unwahrscheinlichen Fall, ich brauche nicht alle, so lasse ich sie doch aufstellen und bestelle zwanzig neue dazu; ich will die größte Kraft in meiner Hand vereinigen, die jemals ein Mensch besessen hat, nicht die Kraft von Armeen und Waffen, die sich gegen ihren Führer kehren kann, nein, eine ganz ergebene gehorsame Kraft, die nur von meinem Willen lebt und stirbt, die trotz ihrer Größe nie stärker sein kann als ihr Herr."

„Ich muß Ihre Phantasie bewundern, Herr Direktor, wenn Sie auch nicht wollen, daß ich es so nenne," meinte der Ingenieur.

„Mit vollem Recht," erwiderte ihm Raimann. „Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ich mich nie um das Urteil meiner Aktionäre gekümmert habe, aber selbst die würden es nicht als Phantasie bezeichnen, wenn ich ihnen verspreche, daß es die Steigerung der Produktion ermöglichen wird, dem nordamerikanischen Markt, ja dem Weltmarkt selbst die Preise diktieren zu können. Auch das Geld ist ein Motor von Riesenkraft."

„Auf jeden Fall freue ich mich," schloß der Ingenieur, „daß Sie mir eine so große neue Arbeit anvertrauen. Auch ich will in meinem Fach keine Grenzen nach oben sehen."

Lange Zeit schritten die beiden Männer stumm nebeneinander, jeder stolz auf seine Gedanken und Pläne, die auf breiten geraden Straßen der Zukunft entgegeneilten.

Erst am Rande des Ölterrains blieben sie stehen, wo die Prärie begann und sich endlos gegen Westen

dehnte. Mit leisem Knistern spielten die Spitzen der dürren Gräser im Wind, und ein paar kleine Vögel flogen erschreckt auf.

Der Ingenieur brach das Schweigen. „In einem Monat bin ich hier fertig, drei Wochen später bin ich wieder bei meiner Familie."

„Sind Sie verheiratet," fragte der Direktor.

„Seit zwei Jahren, mein kleiner Sohn ist sieben Monate alt."

„Ich habe hier keine Zeit für Frauen." Das Wort klang hart, und eine Pause entstand. „Wenn Sie wiederkommen, Herr Ingenieur, stehen hier schon die Bohrtürme und warten auf ihre neuen Motoren. Sie dürfen sie nicht zu lange warten lassen . . . So, und jetzt müssen wir kehrt machen. Dort, rechts, endet eine unserer Werkbahnen, die können wir benutzen. Der Bohrturm Nummer vierundachtzig daneben ist einer der tiefsten, aber dabei unergiebig und daher außer Betrieb. Hier hatten wir auch den einzigen größeren Unfall, solange ich mich erinnern kann. Durch eine unerklärliche Explosion sind gegen fünfzehn Arbeiter getötet worden."

Der Ingenieur näherte sich neugierig dem Bohrturm, aber Raimann hielt ihn warnend zurück. „Geben Sie acht, Sie sind mir ja unersetzlich," meinte er heiter.

Sie wichen in weitem Bogen dem unsicheren Terrain aus, als plötzlich hinter einer Telegraphenstange eine kleine Gestalt hervorkam, in der Raimann den Geologen Erdner erkannte.

„Wie kommen denn Sie da her?" fragte er in nicht gerade freundlichem Ton.

„Ich bin gern hier in der Nähe der Steppe. Sie ist trocken und warm und ohne Menschen, und die vielen Tiere draußen sind schwach und friedlich und können ihr nichts anhaben."

„. . . bis meine Maschinen kommen," sagte der Direktor ruhig und ging an dem kleinen roten Mann vorbei, der ernst antwortete: „Vielleicht kommt die Steppe Ihnen entgegen," und in der Dunkelheit verschwand.

Böttinger sah sich erstaunt nach dem Fremden um, aber der Direktor meinte ärgerlich: „Lassen Sie doch den verrückten Kerl," und ging rasch zur Bahn weiter, wo einer von den kleinen elektrischen Waggons stand, die den Verkehr im Öldistrikt besorgten. Als die beiden Herren den Wagen besteigen wollten, eilte der Wärter heraus und meldete eine Störung in der Stromzufuhr. Seit einigen Minuten schwankte das Voltmeter in ungewohnter Weise und zeigte manchmal so hohe Spannung an, daß Kurzschluß zu befürchten war. Raimann fuhr den Wärter zornig an und erklärte, er würde selbst den Wagen führen; aber als er den Strom einschaltete, schmolzen die beiden Sicherungen an der Decke mit lautem Knacksen durch. Achselzuckend verließ der Direktor den Wagen.

„Wir müssen noch weiter zu Fuß gehen. In zehn Minuten treffen wir wieder eine Station und einen Wagen."

Es war schon ganz dunkel geworden, an den Kreuzungen der Wege glänzten trüb die kleinen Lampen; riesengroß, erdrückend ragten die Bohrtürme zum Himmel; das sonst so vertraute Arbeiten der Motoren schlich mit fremdem Ton durch die Nacht, hörte

sich viel leiser und ängstlicher an als bei Tage, wurde beinahe von dem Rauschen des Öls in den Rohrleitungen übertönt, und aus den Zisternen drang das dumpfe Gurgeln der einströmenden Flüssigkeit.

Böttinger, der vorausging, glitt mit einem Fuße aus, wurde aber sofort von dem Direktor zurückgerissen.

„Lassen Sie mich voran . . . da wären Sie beinahe in eine große Schlammgrube geraten, wo Ihnen rote Erde und Petroleum ein tödliches Bad bereitet hätten . . . Gar so harmlos sind unsere Ölquellen denn doch nicht — — wenn sie einmal nach jemand greifen, lassen sie ihn nicht mehr los . . ."

Der Ingenieur konnte nicht glauben, daß er einer großen Gefahr entronnen war, und erwiderte scherzend: „Warum soll es nicht auch hier Nixen geben, wie bei uns am Rhein?"

Der Direktor antwortete nichts, aber beiden fiel plötzlich der kleine Geologe mit dem roten Bart ein.

Als sie endlich im Waggon saßen, sprachen sie über nichts anderes, als über die neuen Motoren, und Böttinger entwickelte bereits einige Details, wie er die Leistung derselben noch steigern wollte.

Einstweilen hatten sie freilich genug mit der Montage des ersten Motors zu tun. Das Maschinenhaus war an und für sich eine Meisterleistung, denn der sandige Boden war nicht geeignet, größere Objekte zu tragen, und so hatte Raimann auf Stahlrosten eine Eisenbetonplatte von vier Metern Mächtigkeit fundieren lassen. Als die Platte fertig gegossen und erhärtet war, wurde sie mehrere Wochen hindurch mit den empfindlichsten Instrumenten beobachtet, ob sich

keine Senkung zeigte. Raimann prüfte selbst jeden Tag die Apparate, stellte die Fernrohre und Skalen ein und lachte höhnisch auf, wenn immer wieder die Unveränderlichkeit der Platte konstatiert wurde. Der sandige Boden hatte ihm schon oft bei seinen Bauten Schwierigkeiten bereitet, aber er hatte sie jetzt doch bezwungen; dieser Konstruktion konnte die Erde nichts mehr anhaben. Der weitere Aufbau der Maschinenhalle erforderte keine besonderen Vorkehrungen, und auch die Montage des Motors ging glatt vor sich. Eine unangenehme Störung trat nur ein, als die intermittierende Ölquelle versiegte, die zum Betriebe des Motors dienen sollte.

Es wäre ein leichtes gewesen, von anderen Bohrtürmen das Öl herzuleiten, aber Raimann duldete nicht, daß irgend etwas wider seinen ursprünglichen Willen geschah. Er ließ das Bohrloch vertiefen, begann in nächster Nähe an zehn Stellen zugleich Bohrungen, verließ die Arbeit nur, um ein paar Stunden unruhigen Schlaf zu suchen, bediente selbst die Maschinen, wechselte wieder Arbeiter und Apparate aus, konferierte mit seinen Ingenieuren, bohrte wieder weiter, und endlich, nach sechs Tagen, hatte er die Genugtuung, daß die Quelle sogar stärker als früher, aber dafür in noch größeren Intervallen floß. Er konnte sich aber nicht lange dieses Erfolges freuen, nur wenige Tage später ereignete sich der große Unfall beim Bohrturm dreihundertsiebenundzwanzig.

Obwohl er sich die Erschließung der westlich gelegenen Prärie für spätere Zeiten vorbehalten hatte, ließ er doch an verschiedenen Stellen Bohrungen vornehmen, um das Terrain zu sondieren. „Ich muß

überallhin eine Vorhut aussenden, ehe ich zum Hauptschlag aushole. Erst wenn meine Vortruppen gesiegt haben, komme ich selbst . . ." bemerkte er zu seinen Ingenieuren. Am weitesten vorgeschoben war der Bohrturm dreihundertsiebenundzwanzig, wo der von ihm besonders geschätzte Ingenieur Gomez die Arbeiten leitete. Gomez hatte noch kurz vorher telephonisch gemeldet, daß er auf eine anscheinend sehr ergiebige Ölquelle gestoßen sei, als die Katastrophe eintrat. Der genaue Hergang konnte niemals konstatiert werden, denn keiner der dort Beschäftigten wurde lebend geborgen. Auf den benachbarten Bohrtürmen hörte man mit einem Male ein dumpfes Dröhnen, dann einen etwas helleren explosionsartigen Ton, beides aus der Gegend des dreihundertsiebenundzwanziger Turmes, der von der Erde verschwunden schien. Von allen Seiten stürzten jetzt die Arbeiter herbei, aber es gab nichts mehr zu retten, an Stelle des Turmes gähnte eine vielleicht vierzig Meter tiefe Grube, die von blutrotem Schlamm erfüllt war. Als Raimann von dem Unfall erfuhr, warf er sich in seinem grauen Arbeitskittel, ohne Hut und Rock, in sein Automobil, jagte die Straßen im Öldistrikt hinab, verletzte zwei Kinder, die nicht rechtzeitig ausweichen konnten, fuhr dann in vollem Tempo quer durch die Steppe, ohne Rücksicht auf Gruben und Hügel, brach Rahmen und Federn des Wagens und kam doch zu spät. Nicht einmal die Leichen des Ingenieurs und seiner Leute konnten geborgen werden. Trotzdem schaffte er Seile und ein Hebewerk her, um in die Tiefe hinabgelangen zu können. Aber wegen der drohenden Einsturzgefahr

wagte es niemand, sich hinabzulassen. Raimann schrie den Arbeitern ein zorniges „Feiglinge!“ entgegen und setzte sich selbst in den Korb. Gerade als er das Zeichen zum Abwinden geben wollte, löste sich ein kleiner Mann aus der Menge los, in dem er zu seiner Überraschung den Geologen Erdner erkannte, sprang, ohne ein Wort zu sagen, in den Korb hinein und ließ sich mit hinab. In halber Tiefe blieb der Korb stehen, von oben rief ein Arbeiter: „Das Seil hat sich in der Winde verfangen, in fünf Minuten ist es wieder los,“ dann war es still wie vorher. Der Korb mit den beiden Männern begann leicht zu pendeln.

„Heute treffen wir uns einmal auf neutralem Boden, nicht auf und nicht unter der Erde,“ begann der Geologe. „Wir könnten zwei feindliche Feldherren sein, die ihres Kampfes müde sind und über Friedensbedingungen verhandeln wollen.“

„Der Vergleich stimmt nicht. Ich habe keine Truppen und bin kein Feldherr. Gesiegt habe ich, aber ein Soldat will ich nicht sein.“

„Ja, Sie haben bisher der Erde Ihren Willen aufgezwungen, haben wie ein Vampyr ihr Blut gesaugt. Ich sage nicht Blut wegen der kleinen Äußerlichkeit, daß unser Öl manchmal wie ein Blutgerinsel stockt. Das Öl gehört zum innersten Leben der Erde. Durch lange Untersuchungen habe ich gefunden, daß ein großer Teil der Erdwärme von der inneren Kondensation der Kohlenwasserstoffe in den Öllagern herrührt, die unendlich zahlreicher sind als Sie und Ihre Geologen glauben. In ein paar Jahrzehnten kann hier die Bodentemperatur so sinken, daß kaum mehr

Gras vegetiert. Das wird Ihr Werk sein. Warum hassen Sie die Erde so?"

Raimann richtete sich groß in dem Korbe auf. „Ja, ich hasse die Erde, weil ich nur ein Teil von ihr bin, und weil der Teil immer das Ganze haßt, wo kein eigener, einzelner Wille mehr gilt, nur die Masse und die Zahl. Millionen Jahre war ich Erde, Millionen Jahre werde ich wieder Erde sein. Wer die Zeit zum Bundesgenossen hat, bleibt der letzte Sieger. Aber einige Jahrzehnte lang bin ich von der Erde frei, losgelöst von ihr, und diese kurze Spanne Zeit will ich sie meine Macht fühlen lassen. Da forme ich ihr Fleisch zu Maschinen, ihr Blut zu Kraft, und mit dieser ihrer Kraft schalte ich nach meinem, meinem Willen. Vielleicht bin ich da kein einzelner Mensch mehr, vielleicht schon ein Symbol, eine Inkarnation des Geistes von Millionen, die in mir Form bekommen hat. Vielleicht . . . ich weiß es nicht. Aber ein paar Jahrzehnte bin ich stärker als die Erde. Das fühle ich, das macht mein Leben aus."

Der Fremde antwortete ihm langsam, im Tone eines gläubigen Predigers, der mit milder Entschiedenheit überzeugen will.

„Und doch stehen Sie nicht über der Erde, Sie stehen auf ihr wie wir alle. Niemals werden Sie sich der gegenseitigen Anziehung, diesem ewigen Willen zur Vielheit, entziehen können. Wären Sie frei von der Erde, so gäbe es weder Kampf noch Sieg, denn Sie könnten nirgends Schranken finden, die ein Feind behütet. Aber Ihr Leben und alles, was dieses Leben zu erfüllen glaubt, Ihre Stärke, Ihr Wille zur Macht, das lebt nur von der Erde und gehört jetzt

ebenso zu ihr wie jemals früher oder später. Sie können nur solange ein Gipfel sein, als Sie von einem Berge getragen werden. Niemals werden Sie frei von der Erde werden, niemals werden Sie wahrhaft mit ihr kämpfen, Sie wühlen bloß in ihr wie ein Ferment, wie eine wuchernde Zelle, die vom Körper im Fieber verbrannt wird und die nicht vor ihm flüchten kann, weil sie nur durch ihn besteht."

„Eine Krebszelle kann so schrankenlos wachsen, daß sie an ihrer Größe zugrunde geht, weil ihr der Körper keinen Raum mehr bieten kann. Ein Ferment kann so stark sein, daß es nur durch eine Fieberhitze zerstört wird, die den Körper mit seiner eigenen Glut verzehrt. So will ich sein, so und nicht anders."

Ruhig entschlossen sahen die beiden Männer einander in die Augen, blutrot und trüb warf der Tümpel unter ihnen das Bild ihrer Gestalten zurück, scharf und klar schloß hoch über ihnen der Rand der Grube den fernen blauen Himmel ab, rings um sie schlich es wie das leise Geräusch nächtlicher Flucht, dunkler Sand löste sich von den Wänden los und eilte dem Grunde zu.

Das Seil mußte wieder frei geworden sein, denn langsam senkte sich der Korb. Die Tiefe kam heran und griff nach den beiden.

Der Geologe stieg zuerst aus, Raimann folgte, und sie prüften aufmerksam die Einsturzstelle. Bisweilen stiegen Blasen aus dem roten Schlamm auf, und ruhelos rieselte Sand und Erde nach. Die beiden Männer gingen rings um den Schlammtümpel, der Geologe leicht und sicher, als würde sein Fuß gewichtslos über

den Sand gleiten, während Raimann oft tief versank und strauchelte.

„Sie müssen vorsichtiger sein, Herr Direktor, Sie befinden sich sozusagen auf feindlichem Gebiet . . .“

Raimann gab keine Antwort, sondern stieg in den Korb, der Geologe aber blieb ruhig stehen. „Herr Erdner, beeilen Sie sich, ich gebe das Zeichen zum Aufziehen . . .“

„Fahren Sie nur hinauf, ich habe es nicht so eilig . . . bin ja hier zu Hause . . .“

Langsam ging der Korb in die Höhe, ein Ruck noch, und Raimann stand wieder auf festem Boden. Seine Ingenieure umringten ihn und bestürmten ihn mit Fragen. Zum Glück entfernten sie sich während des Gespräches vom Rand der Grube, denn der Kran begann sich mit einem Male zu neigen, neigte sich rasch stärker und sauste, sich überschlagend, in die Tiefe, wo er nach einigen Augenblicken breit aufklatschte und gurgelnd versank. Infolge des neuerlichen Einsturzes bildete sich an Stelle der beinahe senkrechten Wand eine schiefe Fläche, und als sich die Leute vordrängten, um jetzt gefahrlos hinabsehen zu können, stieg dort langsam ein kleiner, roter Mann herauf. Mit unglaublich erscheinender Leichtigkeit überwand er den steilen Hang, verneigte sich grüßend vor Raimann, der am Rand des Kessels stand, und verschwand in der Menge der Zuschauer.

Der Direktor sah ihm lange unbeweglich mit zusammengebissenen Zähnen nach, suchte noch aus den Mienen und Bewegungen der Leute zu entnehmen, welche Richtung der Fremde einschlug. Dann schrie er seine Befehle aus. Der Einsturz mußte auf eine

Entfernung von fünfzig Schritten durch Gitter abgesperrt werden, und zweihundert Schritte weiter sollte im Kreis herum sofort mit der Zimmerung von zehn neuen Bohrtürmen begonnen werden. Das nötige Holz war in wenigen Stunden zur Stelle, aber die Leute gingen nur mit Widerwillen an die Arbeit, das Schicksal ihrer Kameraden stand noch zu greifbar vor ihren Augen. Als nun gar bei einem der neuen Türme aus unbekannten Gründen eine leichte Neigung eintrat, verließ alles fluchtartig das Terrain. Raimann befand sich gerade im großen Maschinenhaus, als ihm dies gemeldet wurde, übergab sofort die Leitung der Arbeit an Ingenieur Böttinger und fuhr hinaus in die Steppe. Die Arbeiter, die in Gruppen herumstanden, würdigte er keines Blickes, ging geradeaus auf den gefährdeten Turm zu und setzte die Bohrmaschine wieder in Tätigkeit. Einige beherzte Arbeiter schämten sich ihrer Furcht, konnten es auch nicht ansehen, daß ihr oberster Chef allein in der Gefahrzone stand; ihrem Beispiele folgten immer mehr, und nach einigen Stunden war die Arbeit wieder in vollem Gang. Raimann verblieb die ganze Nacht im Bohrturm, ruhte sich nur ein bißchen im Halbschlummer aus, an schiefe Pfosten gelehnt, während neben ihm die Bohrer arbeiteten, die Zimmerleute klopften und die Schmiede an der Leitung nieteten. Am nächsten Tag ließ er sich eines der kleinen transportablen Wellblechhäuschen aufrichten, die sonst für die Aufseher bestimmt waren, ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl hineinstellen und verbrachte so eine Woche mitten in dem gefährdeten Terrain, ohne es auch nur auf Stunden

zu verlassen, bis auch der letzte Rest von Beunruhigung verschwunden war. Er konnte sich seines Erfolges wirklich freuen, denn die Nachmessungen ergaben, daß die neuerschlossenen Bohrlöcher bis zu vierzig Prozent größere Ölmengen lieferten, als die ergiebigsten im alten Terrain. Einmal mußte sogar einen halben Tag lang die Förderung eingestellt werden, weil die Rohrleitungen die Ölmenge nicht fassen konnten. Auch in Callao staute sich das Öl an, und Raimann mußte von Panama rasch ein Dutzend Tankschiffe herbeibeordern, um die Zisternen wenigstens teilweise wieder frei zu bekommen.

Die Arbeiten am Maschinenhaus leitete Böttinger ganz allein, und bei ihrem flotten Fortgang stand es außer Frage, daß der Riesenmotor zur festgesetzten Zeit seine Tätigkeit beginnen konnte. Raimann kam nur hie und da des Abends auf ein paar Stunden mit dem Ingenieur zusammen, sie berichteten gegenseitig über ihre Fortschritte, sprachen wohl auch manchmal von ihrer Heimat, und ihre Reden zeugten von inniger Freundschaft. Raimann bedauerte aufrichtig, in einigen Wochen zwar einen herrlichen Motor zu besitzen, dafür aber seinen einzigen Freund hier verlieren zu müssen, überlegte manchmal im stillen, ob er nicht Böttinger auf irgendeine Weise zum Bleiben bewegen könnte, führte es aber doch nie aus, denn Böttingers Genie konnte ihm nur in dessen heimatlicher Fabrik dienen, konnte nur dort dem Freunde unerhört neue, starke Kraft zur Verfolgung seines Lebenswerkes schaffen. Vor einigen Tagen waren übrigens wieder hundert kleinere neue Dieselmotoren hier eingetroffen, und der Direktor war in

der Lage, die neuen Bohrtürme voll auszunutzen. Bisher hatte es infolge der geringen zu Gebote stehenden Energie nur zeitweise geschehen können, jetzt aber, wo jeder Bohrturm mit seinem eigenen Motor versehen war, ließ sich die Produktion sprungweise steigern.

Als die Berichte der Kompanie an der Neuyorker Börse bekannt wurden, hielt der Öltrust sofort eine geheime Sitzung ab, über deren Ergebnis aber nichts in die Öffentlichkeit drang. Man machte bloß bekannt, daß die Rohölpreise um zehn Prozent ermäßigt seien, was die Kompanie mit einer weiteren Erniedrigung ihres Tarifes beantwortete. Die Aktien der Kompanie wurden zu den höchsten Preisen verlangt, aber es kamen überhaupt keine in den Handel, die Besitzer hielten sie zurück, weil nach den Erklärungen der Kompanie das Öl in jeder beliebigen Menge gefördert werden konnte, die Produktionskosten aber im selben Verhältnis sanken. Selbst wenn der Trust mit Verlust verkaufen sollte, würde die Kompanie dessen Preise halten und trotzdem noch mit Gewinn arbeiten. Bei Raimann erschien nach einer Woche ein Agent des Trusts und bot ihm das Dreifache seines bisherigen Gehaltes für den Übertritt zu diesem an. Raimann lehnte nicht direkt ab, es war ja zu verlockend, wenn einmal hier der endgültige Sieg errungen war, der Erde auf einem neuen Schlachtfeld entgegenzutreten; er berauschte sich an diesem Gedanken, der über alles bisher Gewollte hinausging, ohne sich entschieden dazu bekennen zu können. Der Agent blieb einige Tage im Distrikt und mußte zuletzt doch ohne Erfolg zurückkehren.

Bald darauf ließ Raimann in einem abgesperrten Gebiet, zu dem jedermann außer ein paar auserlesenen deutschen Arbeitern der Zutritt verboten war, ganz neue Versuche zur Ölförderung anstellen. Bisher hatte man hier wie überall das Öl, wenn es nicht mehr durch eigenen Druck aufstieg, durch entsprechende Pumpwerke heraufgesaugt. Raimann wollte nun einmal die umgekehrte Methode probieren, in die unterirdischen Räume unter ungeheuerem Druck Luft einpressen und so das Öl bei den Bohrlöchern heraustreiben. Wenn sich die Methode bewährte, so brachte dies eine große Ersparnis an Arbeit und Zeit mit sich. Nach den bisher angestellten Untersuchungen waren die roten Lehm- und Sandschichten bei erhöhtem Druck für Öl leicht durchgänglich. Bei der Saugmethode, die ja eine Verminderung des Druckes in den Hohlräumen herbeiführte, konnte das Öl infolge seines geringen spezifischen Gewichtes nur langsam und unvollständig in die geleerten Räume nachdringen, es war daher auch bei den übereinanderliegenden Schichten für jede ein eigenes Bohrloch notwendig. Wenn man aber den Druck in den Schichten steigerte, was praktisch keine Schwierigkeiten zu bieten schien, und in die tiefste erreichbare Schicht ein Bohrloch führte, so brauchte man nur kurze Zeit dort zu saugen und gleichzeitig in die oberste Schicht Druck zu pressen, worauf das Öl von selbst in die unterste Lage und von dort durch den Überdruck ohne weiteres Saugen durch das Bohrloch an die Oberfläche getrieben wurde. Die für diese Arbeitsmethode notwendigen Luftkompressoren hatte der Direktor schon vor längerer Zeit bestellt, über ihren Zweck aber nie-

mand, selbst nicht dem Ingenieur Böttinger, Mitteilung gemacht. Erst als die Versuche überraschend gut gelangen, führte er ihn hinaus und legte ihm an der Hand von Schichtenprofilen und Tabellen die Vorteile der neuen Methode dar. Statt fünf bis zehn Bohrlöchern für ein bestimmtes Terrain kam man jetzt mit einem kleinen seichten Bohrloch für die Druckleitung und einem tiefen und weiten für die Steigleitung aus und konnte trotzdem jedes Lager restlos erschöpfen. Und darauf kam es ja Raimann einzig und allein an: nicht allmählich und vorsichtig, sondern jäh und rücksichtslos zu arbeiten, ohne Schonung für Land und Material, um sein ungeheures Ziel rechtzeitig zu erreichen. Wieder einmal schien alles nach seinem Wunsch zu gehen.

Nur ein Gedanke war ihm unangenehm, dem kleinen Geologen wieder zu begegnen. Er glaubte sich über jeden Aberglauben erhaben, aber er wurde doch die geheime Furcht nicht los, daß mit dem Erscheinen dieses Mannes jedesmal für ihn etwas Schlimmes verbunden war. Er hatte allen Aufsehern in der Nähe des Versuchsterrains strengen Auftrag gegeben, einen so und so aussehenden Mann, sei es auch mit Gewalt, zurückzuhalten; das eigentliche Arbeitsfeld mit den neuen Förderanlagen war überhaupt umfriedet und für jedermann abgesperrt, und trotzdem glaubte er oft und oft hinter einem Turm oder einem Kompressorhaus den kleinen Geologen hervortreten zu sehen. Je günstiger seine Versuche vorwärts schritten, um so mehr drückte ihn diese Angst. Erst als er Böttinger in alle Details eingeweiht und von diesem noch manche Anregung empfangen hatte, wurde er den

quälenden Gedanken an den Fremden los, und er schrieb seinen Seelenzustand der langen geistigen Einsamkeit zu, in der er gewöhnlich zu verharren pflegte.

Einige Wochen vergingen ungestört; Raimann ging ganz in seiner Arbeit auf, vergaß den Geologen und alles, was mit seinem Erscheinen bisher verbunden war, und um so unangenehmer war er daher überrascht, als ihm Böttinger eines Abends mitteilte, der kleine fremde Mann, den sie beide vor einiger Zeit beim Bohrturm vierundachtzig getroffen hatten, wäre heute im Maschinenhaus erschienen, hätte sich ihm vorgestellt, Erdmann, oder so ähnlich, und hätte sich einige Details des Motors demonstrieren lassen.

„Aber der Kerl versteht ja davon gar nichts, er ist doch Geologe," rief Raimann ärgerlich. Einen Augenblick war Böttinger ganz sonderbar verlegen, beinahe erschreckt, man merkte, er wollte etwas verschweigen oder eine plötzliche Furcht abschütteln, dann erwiderte er: „Das habe ich nicht gefunden, er zeigte sich sehr informiert über alles, er hat mir sogar einen sehr beachtenswerten Vorschlag über eine Verbesserung gemacht, die Reinigung des Rohöls von Gasen betreffend, die die Explosion katalytisch verzögern, den Motor beinahe wie ein Gift schwächen können . . ."

„Das ist bestimmt keine Verbesserung, das kann nur etwas Verderbliches sein; glauben Sie mir, ich kenne den Kerl nur zu gut . . ."

Böttinger zeigte sich etwas betroffen. „Und ich kenne meinen Motor und kann genau beurteilen, was eventuell noch einer Verbesserung bedürftig ist . . .

alles kann noch nicht vollkommen sein . . . Überlassen Sie das ruhig mir wie bisher . . .“

Es war das erstemal, daß zwischen den beiden Männern ein Mißton auftauchte.

Raimann blieb zwei Tage draußen bei den Versuchsanlagen, und als er sich mit Böttinger wieder traf, waren sie so herzlich zueinander, wie je zuvor. Böttinger flüsterte dem Direktor geheimnisvoll ins Ohr: „Heute ist der Motor zum erstenmal gelaufen... nur ein paar Minuten . . . Wir müssen erst alles einregulieren . . . aber zu Ihrem Geburtstag kommt er in vollen Betrieb . . .“ und Raimann sagte ebenso leise: „Ich arbeite draußen schon auf drei Bohrtürmen nach der neuen Methode . . . In vierundzwanzig Stunden haben wir zwei ganze Zisternen vollbekommen . . . aber verraten Sie es nicht weiter . . .“ dann lachten die beiden Männer einander ins Gesicht wie fröhliche Kinder.

Die letzten zwei Wochen vor Raimanns Geburtstag verliefen ohne jeden Zwischenfall, die geheimen Versuche draußen im Ölterrain nahmen einen beinahe unerwartet guten Fortgang, auch in bezug auf Qualität war das Öl hervorragend, weil es bei der neuen Fördermethode schon unter der Erde eine Art von Filtrierprozeß durchmachen mußte, und der Direktor hielt die bisherigen Ergebnisse für so überzeugend, daß er in Neuorleans sofort zweihundert Luftkompressoren von dreifach höherer Leistungsfähigkeit mit zweimonatlicher Lieferungsfrist bestellte. Auch den Riesenmotor durfte er schon bewundern; Böttinger war mit der Montage und der Einregulierung vollkommen fertig, wußte es aber stets zu

verhindern, daß der Direktor hinzukam, wenn der Motor gerade im Gange war. Der dauernde Betrieb sollte erst am Festtage beginnen.

Dem hohen Turm, der zur Abkühlung des Kühlwassers diente, hatte Raimann eine ganz absonderliche Gestalt gegeben. In alten Werken über Peru fand er Abbildungen von heute verschollenen Bauwerken aus der Zeit der Inkas, deren Zweck schon damals nicht mehr bekannt war, und nach diesen Motiven entwarf er den Turm, der auf einem kleinen Hügel in der Nähe des Maschinenhauses erbaut wurde. Verschiedene Ornamente waren direkt nach den Bildern kopiert, und über dem Eingang ließ er ein vor einigen Jahren in der Nähe ausgegrabenes Relief einmauern. Die Bedeutung desselben hatte den Archäologen in Lima schon großes Kopfzerbrechen verursacht, da der Charakter der Darstellung auf den Ursprung aus den ältesten Zeiten peruanischer Kultur hinwies und ähnliche Werke nur in kleinen Fragmenten erhalten waren. Am meisten Verwandtschaft hatte das Relief noch mit einigen Funden auf der fernen Osterinsel. Es stellte einen sonderbar in die Breite gezogenen weiblichen Kopf dar, der über und über mit Flammen bedeckt war, die sich zu regelmäßigen Figuren, offenbar Schriftzeichen, vereinigten, die aber nicht der gewöhnlichen Inkaschrift angehörten und daher unenträtselbar waren. Über dem Kopf befand sich das alte Sonnensymbol, von dem Flammen herabgingen, die sich mit den unteren ebenfalls zu Zeichen verbanden, während an den Seiten menschliche Gestalten mit fratzenhaft verzerrten Gesichtern standen. Das Relief fügte sich

ausgezeichnet in den Charakter des Turmes, der auf diese Weise den letzten Rest uralter Kultur harmonisch mit dem Wahrzeichen moderner Technik vereinte.

Auf diesem Turm stand Raimann am Abend vor seinem Geburtstag und sah hinaus auf das Ölterrain, sah hinaus wie ein Herrscher von der höchsten Warte seiner Burg. Aber kein unterjochtes Volk lag ihm zu Füßen, alle Menschen hier waren aus freier Wahl seinem Rufe gefolgt, liebten und bewunderten ihn; heute hatten sie ihre Häuser festlich geschmückt, überall wehten helle Fahnen, die rot-weiß-roten Flaggen der Peruaner, die Reichsflaggen der deutschen Ingenieure und die Sonnenbilder der japanischen Arbeiter; an manchen Stellen waren ganze Girlanden von Fähnchen und Glühlampen angebracht, alles dem Mächtigsten dieses Reiches zu Ehren. Raimann freute sich über den dankbaren Eifer seiner Leute, er freute sich selbst in ihnen, jeder der Arbeiter war ja doch nur eine der unzähligen Hände, mit denen er die Erde hielt und schlug. Das Relief da an der Wand hatte vielleicht ein gewaltiger Eroberer formen lassen, als Zeichen eines Sieges über Menschen, deren Land er mit Feuer und Schwert verheert hatte, und jetzt bezeichnete es den Triumph eines Menschen über die Erde.

Stolz sah Raimann auf die Ölfelder hinaus. Nichts half der Erde das Verbergen ihrer Schätze, er erspähte ihre Schwächen; unzählige Waffen durchbohrten ihren Leib, der in stummer Geduld den Sieger ertragen mußte. Jeder Turm war ein Wahrzeichen errungenen Sieges, und weit draußen, im Westen, bereiteten sich

neue noch größere Siege vor. Nicht ein Element überwand das andere, der kleine schwache Mensch war der Starke, in seinen Händen lagen die Naturkräfte wie die Blitze in der Hand eines Gottes, dienten ihm wie wehrlose Riesen. Nur die Zeit stand nicht unter seiner Macht, ging an ihm vorbei ihren Weg. Aber er gedachte der fünf Jahrzehnte, die verflossen waren, erwartete sicher und bestimmt die kommenden, hatte keine allzu weit vorauseilenden Wünsche und Hoffnungen und Pläne, wollte in gleichem Schritt mit der Zeit Ungeheures zur Vollendung tragen. Solange er es in seinen Händen hielt, mußte es weiter reifen.

Lange Zeit stand Raimann allein oben auf seinem seltsamen Turm, und alles andere Leben lag weit unter ihm.

Als er herabstieg, bemerkte er auf der zum Turm führenden Straße einen größeren Trupp eingeborener Arbeiter. Sie fielen ihm erst dann auf, als sie kurz vor dem Turm plötzlich abschwenkten, diesen in großem Bogen mit abgewandtem Gesicht umgingen und erst dann wieder auf die Straße einbogen. Raimann rief den spanischen Aufseher, der mit ihnen ging, zurück und fragte nach dem Grunde dieses Tuns. Der Aufseher berichtete, daß der Turm schon lange von den Eingeborenen gemieden wurde. Das alte Relief war schuld daran. Er hatte viele der Indios befragt, aber von keinem richtige Auskunft erhalten. Die Leute schienen die letzte Ursache ihrer Angst selbst nicht zu kennen, aber sie fuhren zusammen, wenn von dem Relief die Rede war, als hätte es eine geheimnisvolle Macht über sie. Der Direktor schüttelte ungläubig den Kopf, sah zu dem Relief auf und lächelte vor sich

hin. Von welchen Dingen sich doch solche Naturkinder beunruhigen ließen . . .

Am nächsten Tag begannen um zehn Uhr die Gratulationen, die Raimann im großen Maschinenhaus entgegennahm. Er war zwar ein erklärter Feind jeder Förmlichkeit, aber er wollte den Leuten ihre Freude nicht verderben und hörte geduldig die Reden seines Chefingenieurs und je eines Vertreters der deutschen, peruanischen und japanischen Arbeiter an. Dann trat Böttinger vor.

„Der größte Explosionsmotor der Welt beginnt heute, von Ihrem Öl gespeist, Ihnen zu Ehren seine Tätigkeit. Mögen ihm noch viele und stärkere folgen!" Mit beiden Händen riß der Ingenieur den Hebel des Anlassers herum, unter dumpfem Sausen strömte die auf vierzig Atmosphären komprimierte Luft in den ersten Zylinder, und dröhnend begann der Motor seine Arbeit. Lange Zeit wagte niemand ein Wort zu sprechen, so überwältigend hörte sich der Klang der Explosionen an. Der Motor war direkt auf die riesige Betonplatte montiert, die das ganze Maschinenhaus trug, und diese Platte vibrierte mit, die Explosionen schienen nicht aus dem Innern des Motors, sondern tief aus dem Grund der Erde zu dringen, als schlüge dort unten ein ungeheures Herz, das durch ein Wunder vom Tode zu kraftvollem Leben erweckt worden war.

Böttinger brachte den Motor auf volle Tourenzahl; ein Fieber schien das Herz der Erde erfaßt zu haben, so erzitterte alles unter seinem Schlag. Raimann trat auf den Ingenieur zu und schüttelte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihren Motor . . . ich danke Ihnen herzlich . . ."

Jetzt wurde auch der Konstrukteur von den Anwesenden beglückwünscht. Raimann nahm ihn unter seinen Arm. „Dieser Mann hat uns den Motor da gebracht, aber er ist damit noch nicht zufrieden, er wird uns noch andere, doppelt und dreifach so starke bauen, er hat es uns versprochen, und was ein Ingenieur heute verspricht, das ist sicher und unverrückbar.“ Und er schüttelte ihm nochmals lange die Hand.

Die Ingenieure und Arbeiter verließen hierauf die Halle, nur Raimann und Böttinger blieben zurück und gingen in stummer Bewunderung um den Motor herum, der frei in dem lichten Raum stand. Plötzlich ließ sich ein unangenehmes Pfeifen und Zischen vernehmen. Raimann fragte erstaunt nach der Ursache, der Ingenieur spähte herum und fand gleich den Defekt. „Bei einem Auspuffrohr hat sich infolge der Erschütterung eine Muffe gelockert, wahrscheinlich waren die Muttern nicht fest genug angezogen, und die Auspuffgase strömen bei dem Spalt aus.“ Er beorderte zwei Monteure mit einer Leiter zur Behebung des Schadens. Mitten in der Arbeit fingen die Leute zu husten und zu spucken an, stöhnten, als ob sie ersticken müßten, und sprangen von der Leiter herab. Das Zischen hielt an, wurde stärker, glich dem giftigen Laut einer gewaltigen Schlange. Böttinger wollte die Monteure ärgerlich anfahren, aber der eine entschuldigte sich: „Wir können nicht arbeiten . . . man erstickt ja dort oben . . .“

Jetzt geriet Böttinger erst recht in Zorn. „Sie sind ein Schwächling, Müller . . . zu Hause haben Sie Hunderte von Motoren montiert und sind nie dabei erstickt . . . glauben Sie vielleicht, daß hier ein gifti-

ges Rohöl ist? Geben Sie die Leiter wieder her, ich werde selbst arbeiten . . ."

Er ergriff die Werkzeuge und stieg hinauf. Raimann beobachtete seine Tätigkeit. Es fiel ihm auf, daß das stoßweise Zischen jetzt besonders heftig wurde und von kleinen gelblichen Rauchwölkchen begleitet war. Der Ingenieur auf der Leiter verfärbte sich, wankte und mußte sich stützen. Er schien nach Atem zu ringen. Aber mit einem Ruck raffte er sich auf, beugte sich zu der defekten Stelle hin und begann zu schrauben. Sein Gesicht war ganz starr, als hätte der Körper eine ungeheure Anspannung mitzumachen. Die Rauchwölkchen richteten sich gerade gegen sein Gesicht. Aber das Zischen wurde immer schwächer und endete bald ganz. Der Ingenieur zog mit einer Bewegung seines gesamten Körpers die letzte Schraube an. Dann warf er die Werkzeuge zu Boden, wo sie klirrend aufschlugen, und wollte von der Leiter herabsteigen. Aber er schien dazu nicht mehr die Kraft zu haben, schwankte und wäre gestürzt, wenn ihn nicht die beiden Monteure aufgefangen hätten. Raimann eilte erschreckt herbei, aber aus den glasigen Augen des Ohnmächtigen starrte ihm ein so furchtbarer Ausdruck des Entsetzens entgegen, daß er diesen Anblick nicht ertrug und sich abwenden mußte. Ein rasch herbeigeholter Arzt brachte den Verunglückten durch Sauerstoff und Kampferinjektionen wieder zum Bewußtsein. Seine Augen gewannen etwas Leben, und er erkannte den Direktor.

„Das . . . ist . . . unbegreiflich . . . Zyan . . . giftiges Rohöl . . ." Ein Zittern ging durch seinen Körper, und er zeigte auf einen Winkel des Saales,

als stünde dort jemand. „Der dort . . . ja . . . auch gesagt . . . giftig . . .“

Aller Blicke richteten sich dorthin, ohne irgend jemanden zu sehen. Der Arzt zuckte die Achseln. „Delirien . . .“

Der Kranke wurde in seine Wohnung gebracht, und Raimann schickte seinen Chefarzt mit zwei Assistenten zur Untersuchung. Er selbst hatte stets Scheu vor Krankenzimmern und wartete draußen, obwohl er nicht glaubte, daß der Zustand des Ingenieurs irgendwie bedenklich sein könnte. Aber der Chefarzt suchte beim Verlassen des Zimmers seinem fragenden Blick auszuweichen. Raimann fuhr zusammen und packte ihn bei den Schultern.

„Ist es gefährlich . . . ich will es wahrheitsgetreu wissen . . .“

Der Arzt sah zu Boden. „Es wird tödlich sein . . . es ist dieselbe unerklärliche Vergiftung, die wir seinerzeit bei der an und für sich ziemlich harmlosen Explosion auf Bohrturm vierundachtzig konstatiert haben. Sie erinnern sich, Herr Direktor, elf Leute transportierten wir unverletzt, nur etwas betäubt weg . . . Tags darauf waren sie alle tot . . .“

Raimann wankte hinaus. Nach der vielen Freude heute war der Schlag zu schwer. Es war kaum zu fassen. Also Böttinger mußte sterben. Warum? Hatte er etwas Böses getan? Nein . . . Er hatte ihm nur m e h r geholfen als alle anderen Menschen. Der einzige Freund, den er hier besaß, mußte sterben. Warum . . .? Weil er sein Freund war? Nein . . . das konnte nicht sein. Es gab keinen Grund. Es war ein Zufall. Ebensogut hätte ein anderer daran

zugrunde gehen können. Jetzt hatte es eben Böttinger getroffen. Plötzlich schrak Raimann wieder zusammen. Wenn Böttinger tot war, wer sollte die neuen Motoren konstruieren, die er zu der nächsten großen Schlacht brauchte . . . wie sollte er den Kampf weiterführen, wenn die Waffen ausblieben? Er suchte sich zu beruhigen. Es mußten doch viele Ingenieure von der Art Böttingers in der Fabrik sein, nicht so genial, aber sicher ebenso tüchtig. Es war doch lächerlich, deswegen gleich so zu erschrecken. Die anderen würden die Arbeit auch leisten.

Langsam war er so zum Maschinenhaus gekommen, ohne daß ihm jemand gefolgt wäre. Er trat ein, es war leer. Nur das Herz der Erde schlug dumpf und regelmäßig. So heilend klang der Ton . . . wie zuversichtlich tröstende Worte . . . Eine Tür ging. Raimann wandte sich um. Niemand war gekommen. Ein Irrtum, irgendein Geräusch hatte ihn getäuscht. Aber sonderbar . . . dorthin hatte auch Böttinger in seinen Delirien gezeigt, wen konnte er gemeint haben?

Mit raschen Schritten eilte er zur Tür und öffnete. Alles leer. Kein Mensch zeigte sich weit und breit. Da blitzte es in seinen Augen auf.

Nur einer konnte so verschwinden, ohne daß man ihn fand. Nur einer . . . und ja . . . mit diesem hatte Böttinger hier im Maschinenhaus gesprochen, hatte einen Rat oder eine Warnung entgegengenommen . . . bestimmt, Böttinger hatte es ja selbst erzählt . . . so erzählt, als ob er etwas noch Wichtigeres verschweigen müßte . . . ein Geheimnis lag dort verborgen . . .

Der Direktor hatte seine gewöhnliche Ruhe wieder

gewonnen, als er sich den Chefarzt rufen ließ. „Wird Böttinger noch zum Bewußtsein kommen?“

„Nein, es wäre auch nicht zu wünschen. Damals, vor zwei Jahren, wurde ein ganz junger Bursche wieder wach, blieb es bis zu seinem Tod . . . ich habe starke Nerven . . . aber ich konnte es nicht ansehen . . . entsetzlich . . .“

„Ich wünsche, daß Böttinger mit jedem nur möglichen Mittel zum Bewußtsein gebracht wird. Beginnen Sie sofort mit Versuchen.“

„Herr Direktor, der Ingenieur war doch Ihr Freund, wie wir alle wissen, ersparen Sie ihm die Qualen, lassen Sie ihn schlafend sterben . . .“

„Ich will, daß meine Anordnungen befolgt werden. Und lassen Sie mir sofort telephonieren, wenn Ihre Versuche Erfolg haben.“

Nach einer Stunde betrat Raimann das Zimmer des Ingenieurs. Der Verunglückte sah grauenhaft aus. Nur eine Farbe zeigte der Körper, ein fahles, mattes lehmiges Gelb. Das Weiße der Augen trug diese Farbe, die braunen Haare schienen gebleicht, die Zähne waren mit gelbem Speichel bedeckt. Ein widerlicher Geruch wie von Verwesung lag überall. Der Direktor bemühte sich, seine Fassung zu bewahren und wendete sich leise an die Ärzte. „Bitte, lassen Sie mich mit dem Kranken allein.“

Die Ärzte entfernten sich schweigend. Raimann beugte sich über das Lager des Kranken und sah ihn durchdringend, wie hypnotisierend an.

„Böttinger, wovor hat Sie vor zwei Wochen im Maschinenhaus der Geologe noch gewarnt?“

Der Angesprochene rührte sich nicht. Raimann

wiederholte seine Frage noch eindringlicher, stellte sie ein drittes, ein viertes Mal. Endlich, beim fünften Mal, glaubte er eine Bewegung, ein Verstehen zu bemerken. Er überwand seinen Ekel vor einer Berührung des Kranken, nahm ihn bei den Schultern und hob ihn gegen sich.

„Böttinger, Sie haben mir neulich etwas verschwiegen. Ich will es wissen... hören Sie mich... ich will es . . .“

Die gelben Augen des Kranken bekamen eine Richtung, drehten sich mit einem unsäglichen Ausdruck des Erschreckens gegen den Fragenden, der nochmals seine Worte wiederholte. Jetzt wurden sie verstanden, die Brust des Ingenieurs bekam Leben, die Lippen formten sich zu einem Kreis, ein Laut entrang sich ihnen, der am ehesten noch dem Zischen glich, das gestern im Maschinenhaus zu hören war.

„Fiiihhhfffff . . . fiihhff . . .“ und endlich kam das Wort wie eine Erlösung nach: „Feuer . . . und . . . Er — — de . . .“ Der Kopf sank auf die Brust, und mit einer letzten Bewegung zeigte der Ingenieur mit ausgestrecktem Finger zu Boden, als er das zweite Wort gesagt hatte.

Schaudernd erwartete Raimann, daß jetzt die gefürchteten Krämpfe eintreten würden, aber die Anstrengung schien den Rest der Körperkräfte aufgezehrt zu haben, Puls und Atem setzte aus und kehrte nicht wieder. Eine Weile horchte der Direktor noch, ganz nahe, aber den Kopf abgewandt, und ging dann hinaus zu den Ärzten. Mit einer stummen Gebärde teilte er ihnen den Tod des Ingenieurs mit.

Lange versuchte er, die Worte des Sterbenden zu

erklären, aber ihr tieferer Sinn schien so vieldeutig, daß er auf Irrwege geriet und die Worte nur als solche hinnahm, als ein Vermächtnis, einen letzten Wunsch. „Sei ruhig, mein Freund . . . Weder Feuer noch Erde sollen zu dir dringen . . .“

Eilig fuhr er zum Stahlwerk, setzte sich eine Stunde ins Konstruktionsbureau und zeichnete. Dann rief er die Werkführer zu sich und trug ihnen Böttingers Grab auf. Ein Kasten aus stärkstem Nickelstahl, bei Weißglut verschweißt, sollte die Leiche bergen, ohne jeden Zierat, ohne Schloß, ohne Henkel, den Deckel so zum Vernieten eingerichtet, daß jedes spätere Öffnen unmöglich war. Das Äußere mußte hochglänzend poliert werden, keine Inschrift kam darauf, nichts anderem sollte das Grab gleichen, als eben einem blinkendem Block von Nickelstahl. Vor den Riesenmotor kam es zu stehen, unter einem Dach mit ihm, sollte das Ungeheuere seiner Kraft und das Zittern der besiegten Erde spüren. In zwei Tagen mußte das Grab bereit sein; der tote Besitzer hatte keine Zeit und auch der lebende nicht. Viele Hände im Werk arbeiteten Tag und Nacht, und am dritten Tage wurden die Nieten über den toten Leib geschlagen, ein kleiner Kran hielt den Sarg noch in seinen Händen und gab ihn erst zu Füßen des größten Motors frei.

Später Abend war es, die Sonne lieh den glitzernden Stahlflächen kaltes Feuer, mit kleiner Tourenzahl, wie von Trauer erschöpft, arbeitete der Motor. Ganz allein blieb Raimann wieder in der Halle, wie vor drei Tagen, und der Sarg stand vor ihm. Keine Trauer, kein Gefühl einer Niederlage drückte sein Herz. Sein Gesicht spiegelte sich in der Stahl-

wand, und er sah es lange aufmerksam an. Es war ruhig und entschlossen, kein schwacher Zug zeigte sich darin. Was war denn auch geschehen? Ein Mensch, ein Freund war gestorben, aber sein Werk stand noch da, groß, stark, unüberwindlich. Die Werke der Menschen waren seine Freunde, den Werken und nicht den Menschen vertraute er grenzenlos. Wozu trauern, wenn ihm Werk und Vertrauen blieb? Und noch etwas blieb ihm, zwei Worte, klare und doch geheimnisvolle Worte. Nach einer Warnung hatte er gefragt, zwei Worte kamen als Antwort. Vielleicht hatte auch der Tote ihren tiefsten Sinn nicht erfaßt, nur wie eine tönende Membran ihren Klang weiter gegeben. Vielleicht war es sein letztes Werk, das er noch zu vollbringen hatte, vielleicht durfte er nicht sterben, bevor es ausgeführt war. Da kam ein harter Zug in des Direktors Antlitz. Vielleicht war der Mann nur gestorben, weil sein Tod mit zum Werk gehörte und die Ausführung drängte . . . vielleicht war sein Tod ein Sieg über die Zeit . . . Noch einmal erblickte Raimann sein Gesicht in der spiegelnden Wand. Stählerne Augen sahen ihm aus dem Stahl entgegen. Da richtete er sich hoch auf und ging hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

Eine Zeit angestrengtester Arbeit begann jetzt für ihn. Die neue Erweiterung der Ölfelder erforderte Menschen, Tausende von Menschen. Vorläufig wollte er sechstausend neue Arbeiter einstellen. Seine Agenten warben in Kalifornien, Mexiko, China und Japan. Für den Transport der Leute übers Meer wurden eigene Dampfer gechartert. Die Bahn von Callao ins Ölgebiet mußte gegen achtzig neue Aus-

weichstellen errichten, um den gesteigerten Verkehr ins Innere bewältigen zu können. Bis zweihundert Achsen stark fuhren die Züge mit Tankwaggons zur Küste. Die neuen Reservoirs in Callao bedeckten eine Fläche von beinahe einem Quadratkilometer. In einem halben Jahr sollten sie in Benutzung kommen. Einstweilen bauten die Zimmerleute im Öldistrikt Häuser. Raimann ließ für zehntausend Menschen Unterkunft schaffen, obwohl nur sechstausend angeworben waren. Die Indios mußten weiter gegen Norden gedrängt werden, weil Platz für ungeheuere Viehherden und Ackerland benötigt wurde. In den europäischen Häfen luden verheißungsvolle Plakate die Auswanderer zur Ansiedlung in den peruanischen Öldistrikten ein. Nach wenigen Wochen waren schon von Triest und Hamburg große Auswanderertransporte avisiert. Erprobte Werkführer aus den Diensten des Öltrustes ließ Raimann gegen doppelten Gehalt nach Peru verpflichten, eine Anzahl von Ingenieuren aus Galizien, die politischer Umtriebe wegen ihr Land verlassen mußten, fanden bei ihm willkommene Aufnahme. Jedem Zweig der Verwaltung widmete er sich mit gleicher Aufmerksamkeit, ohne daß ihn die enorme Anspannung irgendwie schädigen konnte. Mit fünf Stunden Schlaf kam er aus und war trotzdem stets so frisch, als er es nur je gewesen. Das Umladen der zweihundert neuen Kompressoren, die genau zur verlangten Zeit aus Neuorleans in Callao eintrafen, sowie ihren Transport in den Öldistrikt leitete er in eigener Person. Durch einen neuen Vertrag mit der Staatsregierung wurde ihm das Monopol der Ölgewinnung für ganz Peru zugesichert.

Seine bisherigen Erfolge enthusiasmierten die Bevölkerung derart, daß gelegentlich eines Aufenthaltes in Lima die Stadt beflaggt und illuminiert war und er, wo er sich nur zeigte, wie der größte Kriegsheld begrüßt und gefeiert wurde. Den ungebildeten Arbeitern auf den Ölfeldern erschien er beinahe schon wie ein Halbgott.

Keiner seiner Entwürfe wurde durchkreuzt und Erfolg reihte sich an Erfolg. Die neuen Methoden bewährten sich derartig gut, und die neuen Arbeiter waren in so kurzer Zeit geschult, daß die Produktion in einem Jahre verdoppelt sein konnte. Raimann sah alle seine Erwartungen übertroffen, aber noch schien ihm alles zu wenig und zu spät. So ergiebig zeigten sich nach den Untersuchungen jetzt die Ölfelder, daß eine solche Steigerung der Produktion alle Monate eintreten mußte, um die Lager zu erschöpfen. Raimann hatte bei seinem Kampf gegen die Erde alle Zufälle in Betracht gezogen, nur den Überfluß nicht. Dieser ließ sich nur mit seiner eigenen Waffe bekämpfen. Waren die in der Erde vorhandenen Ölmengen zehnfach größer, als erwartet, so mußte eben auch die Förderung verzehnfacht werden. Aber das ließ sich mit den vorhandenen Mitteln derzeit nicht durchführen. Die deutsche Fabrik hatte sich für die neuen Motoren zweijährige Lieferfrist bedungen, um für tadellose Funktion garantieren zu können. Raimann kabelte zurück, er verzichte auf jede Garantie, wenn die Lieferfrist abgekürzt würde. Die Fabrik antwortete, sie könnte trotzdem vor ein und einem halben Jahre nicht liefern. Der Direktor mußte sich zufrieden geben, aber er kaufte das ganze Lager der Fabrik an ferti-

gen Rohölmotoren über fünfhundert Pferdestärken an und machte nur zur Bedingung, daß der Transport mit einem schnellen Personendampfer erfolgen sollte, ohne Rücksicht auf die viel höheren Frachtspesen. Bis zum Eintreffen dieser Sendung wurden alle vorhandenen Maschinen auf vollste Leistungsfähigkeit beansprucht, was häufige Reparaturen zur Folge hatte. Eine Zeitlang war sogar ein Zehntel aller Motore außer Betrieb. Nur dadurch, daß sich Raimann Tag und Nacht in den Reparaturwerkstätten aufhielt und den Arbeitern doppelte Löhnung zahlte, ließ sich in zwei Wochen wieder der volle Betrieb aufnehmen. Aber es gelang schon nach dreiviertel Jahren, die Produktion des Vorjahres weit zu übertreffen. Raimann allein förderte jetzt beinahe schon so viel, als der ganze nordamerikanische Trust zusammengenommen. Der Öltrust bot der Kompanie unter Bedingungen, wie sie in Amerika noch nicht dagewesen waren, eine Fusion an. Raimann wurde über seine Meinung befragt, riet ab, worauf alle Verhandlungen mit dem Öltrust glatt abgebrochen wurden, was einen unerhörten Kurssturz seiner Aktien und eine vollständige Deroute der Neuyorker Börse zur Folge hatte. Aber bald trat eine Erholung ein, als Gerüchte über große Unfälle auf den peruanischen Ölfeldern bestätigt wurden.

Zuerst kam ein Wassereinbruch in das Radiumbergwerk. Die Erzförderung war bei dem großartigen Aufschwung der Ölfelder ganz zum belanglosen Nebenbetrieb herabgesunken, Raimann bekümmerte sich überhaupt nicht mehr darum, immerhin mußte er sich jetzt hinausbegeben und zwei Tage dort verweilen,

um den Schaden abzuschätzen und Maßregeln zum Wiederherstellen des Betriebes zu treffen. Während seiner Abwesenheit gerieten aus unbekannten Ursachen drei weit auseinanderliegende Bohrtürme samt ihren Zisternen in Brand. Es gab keine andere Hilfe, als die Brände auf ihren Ursprung zu beschränken, und Raimann gab dementsprechend seine telephonischen Weisungen, bis er selbst wieder zurückkehren konnte. Auf halbem Weg wurde der Wagen der elektrischen Bahn durch ein außerordentlich starkes Erdbeben aus den Schienen geworfen und stürzte um. Raimann blieb als der einzige unter allen Passagieren des Wagens unverletzt. Als er sich zu Fuß nach dem Ölterrain begeben wollte, versperrten ihm überall Erdspalten den Weg. Er mußte bis spät am nächsten Tage warten, bis man notdürftig Stege über die zahlreichen Spalten errichtet und so den Verkehr ermöglicht hatte. Aber auch dann war ein weiteres Vordringen nur zu Fuß möglich, da allenthalben die Wege und Bahnen schwer beschädigt waren. Nach vieler Mühe gelangte er endlich zu den Verwaltungsgebäuden, die verhältnismäßig glimpflich davongekommen waren, weil sie abseits des eigentlichen Ölterrains auf Felsgrund standen. Dort saß er gegen dreißig Stunden ununterbrochen an seinem Schreibtisch, nahm die Meldungen aller Abteilungen über die durch das Erdbeben hervorgerufenen Schäden entgegen, ließ sich die meisten Chefs selbst kommen, um ihre Berichte durch ausführliche mündliche Angaben zu ergänzen, konferierte mit seinen Geologen, die einen Zusammenhang des Erdbebens mit dem Ausbruch eines seit Menschengedenken als erloschen

geltenden, gegen zweihundertfünfzig Kilometer weit entfernten Vulkans mutmaßten, fragte dann wieder telephonisch nach verschiedenen Details, nahm sich die Betriebstabellen aller Bohrtürme vor und rechnete noch sieben Stunden, ohne jemand vorzulassen. Gegen Abend des zweiten Tages fiel er in Schlaf, sein Diener fand ihn eingenickt und brachte ihn zu Bett, ohne daß er erwachte. Einen Tag und eine Nacht schlief er schwer und traumlos. Erst am Abend kam er wieder erfrischt und mit klarem Kopf in sein Bureau und arbeitete das ganze Material noch einmal rasch durch, bis er den Umfang der Katastrophe erfaßt hatte.

Sein Werk war um Jahre zurückgeworfen. In dem älteren Teil des Öldistriktes waren die Schäden noch ziemlich gering. Etwa der fünfzehnte Teil der Bohrtürme war umgestürzt, die Hälfte aller leicht beschädigt. In einem Monat war hier wieder alles in Betrieb zu setzen. Auch die Randgebiete des alten Feldes waren verhältnismäßig gut davongekommen. Die Berichte schätzten die Wiederherstellungsdauer auf höchstens ein Vierteljahr. Aber geradezu niederschmetternd lauteten die Nachrichten von der Steppe, die nach der neuen Methode Raimanns erschlossen wurde. Von den zweihundert Bohrtürmen allein, die mit den neuen Kompressoren betrieben wurden, war die Hälfte total vernichtet, eingestürzt, versunken, zerrissen; die Kompressoren selbst waren durch einen plötzlich in der Erde entstandenen enormen Überdruck zerborsten, aus ihren Lagern geworfen und sonst schwer beschädigt, so daß eine Reparatur ausgeschlossen erschien, andere Bohrtürme waren wieder so von

Spalten umgeben, daß auch nach ihrer Instandsetzung die Betriebe gefährdet erschienen; bei vielen waren die Maschinen durch herabfallende Teile verletzt oder ganz mit rotem Schlamm erfüllt worden. Aber das Sonderbarste von allem war, daß nirgends, wo ein Bohrturm nur halbwegs intakt war, die Menge des Öls vermindert erschien, ja sogar bei den am schwersten beschädigten, die oft halb im Schlamm versunken waren, drang aus den geborstenen Leitungen Öl hervor. Dies war für Raimann unendlich wichtiger als die Tatsache, daß gegen hundertfünfzig Menschen getötet und annähernd dreimal so viel verletzt worden waren.

Was galten ihm Menschen bei seinem Kampf . . . er kämpfte ja nicht mit Soldaten, Naturkräfte standen in seinem Dienst, Menschen dienten bloß als Handlanger zur Übermittlung der Befehle, Menschen ließen sich unbegrenzt ersetzen. Aber er hatte Zeit verloren, Jahre vielleicht, und die Hälfte aller Kräfte, die ihm stets so blind gehorchten, hatte die Erde mit einer einzigen Bewegung hinweggefegt. Viele kleinere Gefechte hatte er siegreich bestanden, die erste große Schlacht verloren. Aber der Krieg war damit nicht zu Ende. Seine Ziele standen unberührt.

Zunächst erhöhte er seine Bestellung bei der Dieselfabrik auf das Doppelte. Da die Pläne und Modelle schon vorhanden waren, konnte die zweite Lieferung neun Monate nach der ersten erfolgen. Der gesamte Vorrat der Fabrik an kleineren Motoren war seit Wochen unterwegs. An Stelle der geborstenen Kompressoren gab er in Neuorleans dreihundert noch stärkere in Auftrag. Die rasche Lieferung dieser Ma-

schinen schien ihm so wichtig, daß er in Neuyork Order gab, so viel Aktien der betreffenden Fabrik, als nur erhältlich waren, anzukaufen, um die Fabrik in maßgebender Weise kontrollieren zu können. Die Lieferung einer Anzahl diverser anderer Maschinen wurde großen Eisenwerken in Pittsburg übertragen. Im Öldistrikt selbst waren keine neuen Arbeitskräfte notwendig, durch die Einstellung so vieler Bohrbetriebe waren Tausende von Arbeitern frei geworden, die man zum Wegschaffen von Schutt und Maschinenresten sowie zu den Rekonstruktionen heranziehen konnte. Da aber die Arbeiterschaft infolge der Katastrophe wieder sehr ängstlich geworden war und sich den beschädigten Objekten kaum zu nähern wagte, ließ Raimann ein von seinen sämtlichen Geologen unterfertigtes Gutachten plakatieren, worin als Ergebnis eingehendster (in Wirklichkeit gar nicht stattgefundener) Untersuchungen jede Möglichkeit einer weiteren Gefährdung für ausgeschlossen erklärt wurde.

Der Direktor ging übrigens selbst mit bestem Beispiel voran, betrat wiederholt als erster Absturzterrain, das niemand früher zu erreichen gewagt hatte, oder drang, von keinem gefolgt, bis an den Rand der großen Spalten vor. Die Spalten erschienen ihm wie schwere Wunden, die sich die Erde bei ihrer Abwehr selbst zugefügt hatte, sie bezeugten ihm, wie schwer der Sieg errungen war, und triumphierend ermaß er ihre Tiefe und Ausdehnung. Die größte dieser Spalten zog sich hart an der Grenze des alten und neuen Distrikts in einer Länge von etwa zwei Kilometern und einer Breite von stellenweise acht Metern hin. In dieser Gegend arbeitete noch niemand, da man jetzt

alle Arbeiter in dem inneren Distrikt benötigte, um zuerst dort so rasch als möglich Ordnung zu schaffen.

Vorsichtig das Terrain sondierend, schritt Raimann die Spalte von einem Ende zum anderen ab. Manchmal beugte er sich vor, und wenn er einen Grund erspähen konnte, so bestand er aus demselben blutroten Schlamm, wie er ihn so intensiv gefärbt nur bei dem Einsturz des Bohrturms dreihundertsiebenundzwanzig vorgefunden hatte. Das war der erste schwache Versuch gewesen, sich seinem Vorwärtsstürmen entgegenzustellen. Und dann kam Sieg auf Sieg über die Erde . . . bis zu diesen Tagen. Seine Augen schweiften nach rückwärts, gegen die alten Ölfelder zu. Turm neben Turm stand noch dort, keine Beschädigung war aus der Ferne zu erkennen, leise drang das Arbeiten der Maschinen herüber. Aber vor ihm, gegen Westen, dehnte sich ein einziges weites Trümmerfeld. Kein Grund zur Mutlosigkeit. Noch lange war er nicht vernichtet, erschöpft, gebändigt, nur viele neue Arbeit und eine unerhörte Anspannung seiner Kräfte stand bevor. So froh und stark dünkte er sich, daß er es am liebsten laut hinausgeschrien hätte. Ja, einem hätte er es gern ins Gesicht geschrien, einem, der ihm stets mit kühlen Worten entgegentrat, einem, der mutig sprach und feige verschwand und doch seltsamerweise mit allem Bösen verknüpft erschien. Warum war er jetzt nicht da, wo so Großes geschehen war? Raimann ging mit raschem Schritt weiter, sah angestrengt auf den Trümmerhaufen vor sich, drehte sich um, als glaubte er jemand folgen zu hören, eilte weiter und war so, ohne es zu wissen, wieder beim anderen Ende angelangt. Da bemerkte

er eine Bewegung an ihrem äußersten Rande, ein Rollen von Erde, und ein rotbärtiger kleiner Mann stand vor ihm. So intensiv hatte er sich diese Begegnung gewünscht, daß er im ersten Augenblick nicht wußte, ob die Phantasie seinen Wunsch erfüllt hätte oder die Wirklichkeit. Er hielt die Hand vor die Augen und trat näher. „Sind Sie es wirklich, Erdner, oder täusche ich mich?"

Der Geologe verneigte sich tief und feierlich. „Ein Mann wie Sie, Herr Direktor, dem so unermeßliche Kräfte zu Gebote stehen, wird doch auch seinen eigenen Augen trauen — —"

„Sie haben recht. Aber ich habe Sie eben schon viel früher erwartet. Vor sechs Tagen war das Erdbeben . . ."

„Nennen Sie es nicht Erdbeben . . . die Erde ist zu stark, als daß sie jemals beben könnte. Die Erde hat sich gewehrt, oder, noch besser, sie hat angegriffen . . ."

Der Direktor lächelte. „Sie haben wieder schöne und bezeichnende Worte für alles... nur Worte..."

Der Geologe verzog keine Miene. „Vielleicht wird vieles, was geschieht, anscheinend zufällig geschieht, erst durch meine Worte zu einer Tat . . ."

„Sie sind also eigentlich ein nachträglicher Prophet . . . das ist ein leichtes Amt . . ."

„So leicht, daß ich Sie schon vor vielen Monaten auf drohende Erdbewegungen aufmerksam machen konnte."

„Und aus welchen Quellen schöpften Sie damals Ihre Wissenschaft?"

„Aus den tiefsten, Herr Direktor."

„Da müssen Sie aber viel unter der Erde stecken. Meine Geologen sind nicht so erfahren."

„Meine Wissenschaft ist auch älter als die Ihrer Leute."

Raimann sah den Geologen forschend an, um sein Alter abzuschätzen, und da fiel es ihm auf, daß die Züge des Mannes trotz seines Namens und seiner fließenden Sprache durchaus keinen deutschen Charakter trugen, viel eher denen der Urbevölkerung glichen. Seit diesem Augenblick befiel ihn eine unerklärliche Furcht vor diesem Menschen, er trat, ohne es zu wollen, einen Schritt zurück und mußte sich bemühen, seine bisherige Haltung zu bewahren.

„Und was sagt Ihre Wissenschaft zu der Katastrophe?" fragte er weiter.

„Sie hat diese vorausgesagt. Darüber hinaus geht ihre Aufgabe nicht."

„Ich aber kämpfe weiter. Die Erde scheint müde zu sein. Sonst hätte sie alles zerstört."

„Es war noch nicht notwendig," erklärte der fremde Mann.

Raimann wollte fragen: Warum? aber er konnte plötzlich nicht sprechen, mit so eindringlichem Ausdruck sah er die Augen des anderen auf sich gerichtet. Und dieser kam seiner Frage zuvor.

„Dies wird erst beim letzten Kampf der Fall sein."

„Und wann ist dieser letzte Kampf?" nahm Raimann wieder das Wort.

„Wenn Sie mit Ihrer größten und letzten Kraft kämpfen. Nur bei Menschen gibt es etwas Letztes. Die Erde kennt keine Zeit."

Raimann geriet in immer wachsende Erregung über

die Antworten des Geologen, die im Grunde nur Wiederholungen seiner eigenen Worte waren und doch so unbegreiflich klangen. Fast glaubte er wie früher, der Fremde wäre nur eine Täuschung seiner Phantasie, ein phantastisches Abbild seiner selbst, in dem sich seine Gedanken ins Dunkle gewendet wiederholten wie Spiegelbilder in einem dämmerigen Zimmer. Hochfliegend, unüberwindlich schienen seine Pläne, und klein, schwächlich, an die Erde gefesselt traten sie vor ihn, wenn sie einmal von seinem Wesen losgelöst waren. Der Mann da brauchte sie bloß mit seiner sonderbaren Stimme zu nennen, und sie stürzten zusammen. Sollte er durch ihn stets daran erinnert werden, daß er als Mensch nur ein Teil der Erde war, gegen die er sich zu kämpfen vermaß? Aber nein, der Geologe war ein wirkliches, fremdes Wesen, er hatte doch auch mit anderen — — einen Augenblick dachte er nach, ja, mit Böttinger hatte er gesprochen, er gehörte mit zu dem schrecklichen Geheimnis, das den Tod des Ingenieurs umgab. Und ganz unvermittelt fragte Raimann:

„Was haben Sie mit dem verunglückten Ingenieur Böttinger gesprochen?"

„Böttinger war Ihr Werkzeug wie alle anderen Menschen. Wenn ich zu ihm sprach, so meinte ich Sie."

„Und warum mußte er sterben?"

„Weil er die Wichtigkeit meiner Botschaft betonen mußte und nach ihrer Übermittlung keine Aufgabe mehr hatte."

Raimann empfand plötzlich quälende Trauer über den Tod des Ingenieurs. Er war ja doch ein Freund

zu ihm gewesen, und dann, unendlich viel neue Kraft hätte er ihm schaffen können.

„O ja, er hatte Aufgaben . . . große Aufgaben . . . ein starker Helfer sollte er mir sein . . .“

Kühl blieb die Antwort des Geologen. „Er war Ihr Werkzeug . . . Sie hätten ihn nicht sterben lassen, wenn nicht seine oder meine Worte Ihnen gesagt hätten, daß Sie seiner nicht mehr bedürfen.“

Der Direktor griff sich an den Kopf. Alles drehte sich im Kreis, wirbelte Gedanken und Worte durcheinander. Feuer... Erde... was bedeutete das... das waren doch Böttingers Worte . . . wer konnte sie erklären . . . Er schrie den Geologen an. „Wenn Sie alles wissen, so erklären Sie mir doch auch Böttingers letzte Worte . . . von Ihnen erfuhr er sie . . . Sie wissen ihre Bedeutung . . .“

Nicht die leiseste Bewegung ging durch den Körper des Fremden. „Ich weiß nichts, was Sie nicht selbst wissen . . . oder wissen werden, wenn Sie es wollen . . .“

Raimann wich immer mehr vor dem kleinen Mann zurück, aber seine Erregung stieg ins Ungemessene. Er brüllte seine Worte hinaus. „Ich will die Erklärung haben . . . verstehen Sie mich . . . ich will, sonst schlage ich Sie nieder . . .“

Der Geologe blieb unbeweglich. „Dann dürfen Sie aber nicht vor mir zurückweichen — — ich bin doch kein Gespenst . . . oder fürchten Sie sich vielleicht vor mir . . .“

Der Direktor war seiner Sinne kaum mehr mächtig. „Ja, ich fürchte mich vor einem Gespenst . . . darum erschlage ich es . . .“

Mit einem einzigen Sprung stürzte er zu dem anderen hin und stieß ihn in den Spalt hinab, aber es schien ihm, als hätte er ins Leere gegriffen, nicht den geringsten Widerstand fand seine Faust, er strauchelte nach und kam nur mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte zum Halt. Unter seinem Fuß kollerten Erdstücke in den Spalt.

Er beugte sich vor und sah hinab. Nichts rührte sich unten. Und auch er war plötzlich und unerwartet ruhig geworden, wandte sich von der Spalte ab und ging mit sicheren Schritten zurück.

In seinem Bureau erwartete man ihn dringend. Wichtige Telegramme waren eingelaufen, und er durchflog sie mit freudiger Miene. Die Dieselfabrik kürzte die Lieferung der zweiten Serie der großen Motoren von neun auf sechs Monate ab. Sein Agent in Neuyork hatte durch einen zufälligen Bankerott mehr als zwei Drittel der Aktien der Fabrik in Neuorleans in die Hand bekommen können. Die Pittsburger Eisenwerke konnten wegen schwachen Geschäftsganges sofort an die Herstellung der bestellten Maschinen gehen. Und so liefen die guten Berichte weiter. Auch von den einzelnen Unterabteilungen trafen hoffnungsvolle Nachrichten ein. Im inneren Distrikt konnten die Aufräumungsarbeiten in längstens einer Woche beendet sein. Auch die Werkleute hatten sich wieder beruhigt, und Hunderte begannen freiwillig in den äußeren Distrikten zu arbeiten, als sie anderwärts nicht mehr benötigt wurden. Nur einige Peruaner, dieselben, die Raimann neulich beim neuen Kühlturm gesehen hatte, waren um keinen Preis mehr zur Aufnahme der Arbeit zu bewegen.

Der Direktor gab dem spanischen Aufseher Auftrag, mit aller Strenge einzuschreiten, Ungehorsam duldete er nicht. Die Leute ließen alle Drohungen demütig über sich ergehen, und einer von ihnen, der eine gewisse Verehrung genoß, erklärte in ihrem Namen, sie wollten auf alles, was sie hier erworben hatten, verzichten, wenn man sie nur freigäbe. Obwohl man den Eingeborenen hier gewöhnlich mehr mit Worten als mit Peitschen Befehle gab, wollte Raimann doch der Sache auf den Grund kommen und ließ sich den Sprecher der Leute vorführen. Der Mann warf sich vor ihm nieder, aber auf alle Fragen war von ihm nur die einzige Antwort zu erhalten, daß er und seine Leute sich vor dem Feuer fürchteten. Da mit ihnen weiter nichts anzufangen war, ließ sie Raimann frei.

Der Zusammenhang war aber immerhin auffallend, daß die Indios zuerst vor dem alten Relief solche Scheu hatten und sich nun vor einem Feuer fürchteten. Raimann ließ sich eine große Photographie des Reliefs anfertigen und hing sie in seinem Zimmer auf, und wenn er gerade eine Viertelstande frei von Arbeit war, bemühte er sich, das Bildwerk zu deuten. Wochenlang glückte ihm keine einwandfreie Erklärung, als er sich einmal bei einem zufälligen Blick auf das Bild der letzten Worte Böttingers erinnerte. Diese Worte, an denen der Ingenieur gestorben war, überbrückten die vielen Jahrhunderte, leiteten zu einer Deutung des Reliefs hin. Der weibliche Kopf konnte die Erde symbolisieren, auf der irgendein Druck, eine fremde Macht lastete. Vielleicht hatte ein großer Eroberer seinen Fuß auf das Land gesetzt und verheerte es mit Feuer, während die geflüchteten Bewohner mit

Entsetzen die Vernichtung ihrer Heimat sehen mußten. So konnte man vielleicht das Bild erklären, wenn auch die seltsamen Schriftzeichen für immer ein Geheimnis bleiben sollten, die Schriftzeichen, die von lodernden Flammen geschrieben wurden.

Die deutschen Motoren waren in Callao eingetroffen, und Raimann leitete, wie alle wichtigen Transporte, so auch diesen persönlich. Ohne jede Beschädigung traf die Sendung im Öldistrikt ein. Abends ging er mit Tabellen und Terrainplänen auf den Kühlturm und suchte, von dem freien Ausblick unterstützt, für die neuen Maschinen möglichst erfolgversprechende Plätze ausfindig zu machen. Selbstverständlich sollte die Förderung nach der Kompressionsmethode erfolgen, konnte daher erst nach dem Eintreffen der großen Kompressoren aus Neuorleans begonnen werden. Raimann berechnete annähernd die Ergiebigkeit, sie war groß, aber nicht überwältigend. Der jetzige Ausfall ließ sich in längstens einem Jahre wettmachen, mit den noch später zu liefernden Riesenmotoren war die Produktion mindestens um das Doppelte zu steigern. Aber was war damit viel gewonnen? Konnte er jemals zufrieden werden? Mißmutig stieg er herab und sah sich wieder einmal das große Relief an. Hier, beim Original, schien die Deutung glaubhaft. Er wandte den Blick nicht ab und wiederholte einige Male Böttingers Worte „Feuer . . . und . . . Erde". Mit geheimnisvoller Kraft zog ihn das Bild oben an, schien ihn zu heben, an sich zu reißen und in flammender Umarmung jedes Dunkel zu lichten. Schwer atmend schrie er noch einmal die beiden Worte hinauf und sank dann auf die

Stufen nieder, stützte mit der einen Hand das Haupt und griff mit der anderen wie tastend in die Luft. Eine ungeheure Idee erfüllte ihn, drückte ihn zuerst mit ihrer Größe zu Boden und richtete ihn dann übermenschlich auf. Wenn sie sich durchführen ließ, war der Kampf entschieden.

Ebenso wie seinerzeit, als er die Kompressionsmethode durcharbeitete, verschloß er sich tagelang in sein Arbeitszimmer und ließ niemanden vor. Nur einmal klingelte er seinem Diener, um ein Werk über Grubenbrände in England und Belgien suchen zu lassen. Dieses Werk las er mit einem gewissen Triumphgefühl durch, dann ging er wieder an seine Berechnungen und Entwürfe. Nach drei Tagen war er soweit, um die ersten Versuche anstellen zu können. Einige Elektroingenieure experimentierten unter seiner persönlichen Leitung mit der drahtlosen Zündung von kleinen Minen, die tief in alte Bohrlöcher versenkt worden waren. Wenn es gelang, unter der Erde Funken herzustellen, erfolgte mit der Explosion der Mine gleichzeitig auch eine solche der angesammelten Ölgase, und man konnte den dumpfen Schlag deutlich an der Oberfläche der Erde vernehmen. Nur glückte es lange nicht, die unterirdischen Funken regelmäßig zu erzeugen, bis man gefunden hatte, daß man mit außergewöhnlich hohen Spannungen arbeiten mußte. Nach einer Woche waren die experimentellen Schwierigkeiten so ziemlich beseitigt, und Raimann ging daran, ganz draußen bei den letzten Bohrlöchern Förderversuche in großem Stil zu machen. Sie erforderten lange mühselige Arbeit. Der Direktor blieb mehr als zwei Wochen draußen in seinem Wellblech-

häuschen, bis er endlich die Versuche abschließen konnte. Dann berief er alle seine Ingenieure ins Verwaltungsgebäude und legte unter atemloser Spannung das Prinzip seiner neuen Methode dar. Eigentlich war es nur eine geniale Weiterbildung der Kompressionsmethode. Statt den Druck in den Ölschichten von außen durch Kompressoren hervorzurufen, ließ er ihn durch ihre Arbeit selbst erzeugen. „Ich zünde einfach die Ölschichten an. Zuerst treibe ich Luft ein, bringe dann das Gemisch aus dieser Luft und den Ölgasen zur Explosion und reguliere die weitere Verbrennung durch die Zufuhr des Luftstromes. Infolge der enormen Hitze und des Druckes der entstandenen Verbrennungsprodukte wird das Öl in die anderen Schichten und von dort durch entsprechende Bohrlöcher an die Oberfläche getrieben. Das ist alles, meine Herren. Die Details der Methode, insbesondere die Sicherungsvorkehrungen gegen Rückschläge, finden Sie hier in diesen Blättern."

Minutenlang hielt die Stille noch an, aber dann folgte ein Beifallssturm und eine Begeisterung, wie sie hier noch nicht erlebt wurden, eine Raserei ergriff die sonst still und ernst arbeitenden Ingenieure, man begann zu tanzen, zu schreien und zu stampfen. Raimann überblickte mit leuchtenden Augen das Chaos.

Am nächsten Tag wandte er sich persönlich an den Präsidenten der Republik, er möge ihm für zwölf Stunden die alleinige Benutzung aller Kabel gestatten. Bereitwilligst wurde ihm dies zugestanden, und seine Beamten teilten allen Agenten der Kompanie die Grundlage seiner neuen Methode mit und gaben Auftrag, in allen Staaten der Welt sofort die

patentfähigen Details der Methode zum Patent anzumelden. Raimann selbst hielt sich den ganzen Tag auf seinem Versuchsfelde auf, denn man war nicht genau nach seinen Vorschriften vorgegangen, und das Öl hatte zu fließen aufgehört. Es bedurfte längerer angestrengter Arbeit, um die Förderung wieder in Gang zu bringen.

Der durch die neue Methode hervorgerufene Fortschritt in der Produktion übertraf alle Erwartungen. Die großen Kompressoren aus Neuorleans, die ursprünglich nur für je eine Förderanlage bestimmt waren, konnten jetzt bis zu sechs derselben mit der zur Unterhaltung des Feuers notwendigen Luft versorgen. Dabei mußte man die Bohrlöcher größtenteils erweitern, um dem vermehrten Abflusse des Öls zu genügen. Aber sonst erforderte die Methode außer möglichst groß gehaltenen Ableitungen und Zisternen so wenig maschinelle Einrichtungen, daß Raimann die nur versuchsweise konstruierten transportablen Bohrtürme jetzt überall einführte, wo neues Terrain zur Erschließung gelangte. Er hatte mit der Zeit von dreiviertel bis zu einem ganzen Jahre gerechnet, um die ursprüngliche Produktion wieder herzustellen, und jetzt hatte er trotz aller Verwüstungen des Erdbebens schon nach einem halben Jahre diese Produktion weit überschritten. Durch fortgesetzte Erfahrungen beim Betrieb war seine Methode so sehr vervollkommt, daß er sich einmal den Spaß machte, keine kontinuierliche Verbrennung zu unterhalten, sondern alle fünf Minuten Explosionen hervorzurufen, die das Öl ruckweise hervortrieben, so daß die Erde wie ein Explosionsmotor arbeiten mußte. Der Vorgang war

zwar nicht rationell, aber er bedeutete die widerstandslose Ergebung der Erde in seine Gewalt. Spielend schaltete er mit ihr wie mit einer kleinen Maschine, nach seinem Willen arbeitete und litt die Erde.

Noch immer schien sie unerschöpflich. An vielen hundert Stellen floß ihr Blut, wie von einer fressenden Krankheit herausgepreßt, fiebrig heiß, manchmal siedend, die Menschen kühlten es, sammelten es in Röhren und Behältern aus Eisen, beluden Schiffe und trugen es über alle Meere, und in ihrem Innern schürten sie den verderblichen Brand weiter. Einer hielt alles in seinen Händen, einer, der oft geschlagen wurde und mit sicherem Schritt dem Siege entgegenging. Raimann war nur mehr selten draußen in den Ölfeldern zu sehen, alles verlief so regelmäßig, so ruhig erfolgreich, daß nirgends seine persönliche Anwesenheit erforderlich war. Er vergrub sich beinahe in seinem Bureau, eine seltsam spielerische Freude an Zahlen hatte sich seiner bemächtigt, die Abrechnung der Tagesproduktionen, früher die Arbeit zweier untergeordneter Beamter, nahm er jetzt täglich selbst vor; seine Augen liefen über die Ziffern wie vordem über die Felder, blieben an einer großen aufmerksam haften und überflogen die kleinen, nur den Zahlen gehörte noch sein Interesse, nur die Zahlen bezeichneten noch sein weiteres Vordringen im Kampf. Draußen im Ölterrain ging alles automatisch weiter, wenn neue Kompressoren und Motoren eintrafen, so wurde eben entsprechendes Terrain neu erschlossen, die Methoden bedurften keiner Verbesserung mehr, Maschinen und Personal waren geschult. Raimanns Kampf ging beinahe gar nicht mehr gegen die Erde,

nur gegen eine Zahl, eine schier unaussprechlich große Zahl, die nach verläßlichen Schätzungen den Ölgehalt des gesamten Gebietes bezeichnete. Dieser Zahl stellte er andere, viel, viel kleinere entgegen, die nur in ihrer Summe Wert und Wichtigkeit gewannen, und diese Summen gaben wieder eine Summe, eine Zahl, die verheißungsvoll neben der großen bestehen konnte, die das Ziel und das Ende bezeichnete.

Es waren bald zwei Jahre seit der großen Katastrophe verflossen, und Raimann konnte sich kein sinnfälligeres Symbol für den Aufschwung denken, den die Werke seit jener Zeit genommen hatten, als eine Zahl, die größer war als alle bisherigen in den Tabellen. Viele Tage und Nächte ging ununterbrochen Zug um Zug ab, um die Zisternen leer zu bekommen; die Produktion wurde auf das Notwendigste eingeschränkt, damit ja nur alle Behälter die Ölmengen des einen festlichen Tages fassen konnten. An diesem Tage wurde allen Feuerstellen die größtmögliche Menge Luft zugeführt, die von den Kompressoren überhaupt noch bewältigt werden konnte, und im inneren Distrikt, wo die Feuerungsmethode noch nicht eingeführt war, arbeiteten alle Fördermaschinen bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Alle Werkführer und Ingenieure hatten Stunde für Stunde die Menge des geförderten Öls zu messen und an die Zentrale zu berichten. Dort disponierte der Direktor wie ein Feldherr, der die Berichte vom Schlachtfeld entgegennimmt. Nach drei Stunden hatten viele Betriebe schon die Menge einer ganzen Tagesproduktion erreicht, in der fünften Stunde meldeten einzelne schon mehr als die doppelte Förderung. Von diesen Re-

kordzahlen abgesehen, war überall von Stunde zu Stunde ein unerhörtes Anwachsen zu konstatieren. Gegen Mittag stellte Raimann eine oberflächliche Schätzung an und fand, daß bis jetzt schon die Produktion einer Woche erreicht war. Und immer stieg noch die stündliche Leistung an.

Einige Zeit später fiel es auf, daß von den Betrieben dreihundertachtundzwanzig bis dreihundertachtunddreißig schon seit einer Stunde keine Nachrichten mehr eingetroffen waren. Man telephonierte hinaus, ohne eine Verbindung zu bekommen, bis endlich vom Betrieb dreihundertneununddreißig aus mitgeteilt wurde, daß die zur Zeit des großen Erdbebens entstandenen Erdspalten, die sich später wieder geschlossen hatten, von neuem zu klaffen begannen. Infolgedessen waren die Leitungen gestört. Raimann bekümmerte sich nicht weiter um diese Vorgänge, die das Resultat des Tages nicht mehr in Frage stellen konnten. Nach einer halben Stunde fuhr unten ein Automobil vor, dem in höchster Aufregung Ingenieur Winton entstieg, der Leiter des Betriebes dreihundertfünfunddreißig, und sofort zum Direktor hinaufeilte. Dieser arbeitete gerade gespannt an seinen Tabellen, als Winton hereinstürzte und noch in der Tür mit seiner Meldung begann.

„Seit einer Stunde habe ich schon die Luftzufuhr eingestellt . . . trotzdem geht das Feuer weiter . . . das Öl überflutet schon alle Zisternen, meine Leute flüchten . . . ich habe die Kompressoren verkehrt geschaltet, um den ungeheueren Überdruck zu beseitigen . . . ich mußte sie schon allein bedienen, ließ sie mit voller Tourenzahl arbeiten . . . umsonst, das

Öl hat alle Rückschlagventile durchbrochen . . . jetzt ist es aus . . ."

Raimann warf die Tabellen beiseite und starrte auf den Unglücksboten, von dessen Kleidern das Öl rieselte und Lachen auf dem Boden bildete. Ein paar Augenblicke überlegte er, dann schrie er hinein in den Telegraphensaal: „Überall die Luftzufuhr einstellen . . . Kompressoren umschalten . . . Kohlensäure bereithalten . . . Befehl nach allen Betrieben weitergeben lassen . . ."

Ähnliche Meldungen trafen von anderen Betrieben ein, wo die Leitung noch intakt war. Man rief sie dem Direktor hinunter, der bereits in Wintons Auto saß und die Nachricht kaum mehr beachtete. In schnellstem Tempo fuhr er in der Richtung zur Unfallstelle, bis ihm die Spalten ein Halt geboten.

Die Baulichkeiten der Betriebe jenseits der Spalte waren schon teilweise, vom Öl unterwaschen, eingestürzt oder hatten sich derart gesenkt, daß der Einsturz in kürzester Zeit eintreten mußte. Aus Maschinenteilen, Türen, Fenstern, aus geborstenen Rohren und Zisternen drang siedendes Öl hervor. Die Luft war von den Öldämpfen beinahe unatembar geworden.

Unten in den Spalten hörte man ein Gluckfen und Murmeln von den Ölbächen, die den Weg hineingefunden hatten, und große Erdblöcke stürzten nach, aus ihrem Gefüge gerissen. Raimann ging die Spalte ab, wo er seinerzeit die letzte Begegnung mit dem Geologen gehabt hatte. Sie schien jetzt doppelt so breit zu sein wie damals. Eigentlich war das beruhi-

gend . . . ungeheure Ölmengen fanden darin Platz, bis sich der unerwartete Überfluß verzogen hatte.

Raimann suchte die aufgeregten Arbeiter zu beschwichtigen, die sich schon in großer Zahl angesammelt hatten, und fuhr wieder in die Zentrale zurück. Beim Tor eilten ihm einige Telegraphisten entgegen. „Herr Direktor, es geht schlecht . . . nirgends kann man mehr die Förderung einstellen . . . alle Tanks sind übervoll . . ."

Raimann schrie sie an. „Was kümmert euch das, das ist Sache der Ingenieure . . . bedient eure Apparate . . ." Dann gab er neue Befehle. „Überall Kohlensäure einpumpen!"

In jedem Betrieb waren große Mengen Kohlensäure vorhanden, einerseits um entstandene Brände sofort löschen zu können, anderseits um ein äußerstes Mittel zu haben, wenn sich das unterirdische Feuer nicht durch Entziehung der Luft ersticken ließ. Einige der inneren Betriebe meldeten auch nach einer halben Stunde, daß infolge dieser Maßregel der Ölzufluß nicht weiter gestiegen sei. Vom äußeren Distrikt kamen überhaupt keine Nachrichten mehr. Offenbar war alles, Ingenieur und Arbeiter, geflohen. Persönliche Meldungen waren infolge der riesigen Ausdehnung des Ölfeldes vor einer Stunde nicht zu erwarten.

Raimann stand am Ende des ausgedehnten Saales, in welchem die Telegraphen aufgestellt waren. Nur selten tickte ein Apparat und dann war es eine belanglose Nachricht. Aus der Telephonabteilung kamen Leute mit Meldungen, sie brachten nichts Neues. Und dann machte sich wieder das furchtbare Schweigen breit, schlich sich mit lähmen-

der Schwere über die vielen Menschen hin, bis zu ihrem Gebieter. Vor dem richtete es sich hoch auf und schloß ihn von allem Wissen ab. Nur durch einen kleinen Spalt, ein Fenster aus stärkstem Glas, sah er von weitem die Welt.

Und er verlangte auch nicht nach ihr, er war mit Zahlen, langen Reihen von Zahlen beschäftigt. Oben stand eine, die war ungeheuer groß, und unter ihr folgten viele, so viele, daß sie nicht mehr zu übersehen waren, immer tiefer ging die Reihe, manche verschwanden, aber kein Strich verhieß eine Summe. Und zuletzt war wieder die eine große Zahl da, sie bog sich, als hielte sie die kleinen alle umschlungen, richtete sich dann wieder gerade auf und stand einsam und unerreichbar da.

Ein Lärm, ein Tosen, die Rufe von Hunderten von Menschen brachen durch. Raimann ging zum offenen Fenster und sah hinaus. Die Straßen gegen Westen waren dunkel, ein Strom von Menschen wälzte sich heran. Nur die Ingenieure erhielten in das Verwaltungsgebäude Einlaß, die anderen mußten draußen bleiben mit ihrer Angst und Aufregung.

Alle Berichte waren kurz und gleichlautend. Auf die Kunde von den Vorfällen bei den Bohrtürmen dreihundertachtundzwanzig bis dreihundertachtunddreißig wurden die Leute erregt, wurden immer ängstlicher, als das Öl überzuströmen begann, und ließen sich zuletzt nicht mehr halten. Die Ingenieure bedienten mit den Werkführern allein die Apparate, manche machten auch, ohne wegen Störung der Leitung Befehle dazu erhalten zu haben, Versuche mit dem Einlassen von Kohlensäure. Als die Erfolg-

losigkeit aller Bemühungen zutage trat und das Öl unaufhaltsam vordrang, verließen sie überall als letzte ihren Posten.

Der Direktor nahm alles zur Kenntnis und zog sich dann auf sein Arbeitszimmer zurück. Sein Auge ruhte auf den Tabellen, die noch weit ausgebreitet dalagen, und kehrten sich dann nach innen. Was konnten ihm auch die Zahlen nach dem heutigen Tage noch bedeuten? Wieder einmal war er geschlagen worden, aber diesmal schwerer als je, eine Waffe hatte die Erde gegen ihn erhoben, die er nie gefürchtet hatte, weil er sie mit Gleichem erwidern konnte. Solange die Erde ihren Überfluß nur wie einen Schild vor sich hielt, konnte er ihr ein Übermaß an Kraft entgegensetzen, aber alle diese Kraft war nur zum Angriff, nicht zur Verteidigung geschaffen, und mußte versagen, wenn die Erde, um ihren Überfluß zu retten, mit eben diesem Überfluß alles niederwarf, was ihr von Menschenhand entgegengestellt werden konnte. Ein glühendes Fieber hatte er in der Erde zu erzeugen gesucht, um alles Blut aus ihren Wunden herauszupressen, und dieses Blut hatte Fieber und Wunden erstickt. Etwas Leuchtendes blitzte in ihm auf. War das Fieber wirklich erstickt? Fraß es sich nicht noch weiter, auf unerklärliche Weise genährt? Fraß es sich nicht weiter, immer weiter, stieg es nicht hinauf, wie jedes Feuer? Nur auf der Erde fand jedes Feuer Nahrung, aber es suchte sich loszulösen, sandte herrliche Flammen zum Himmel. Wenn dieses Blut, das kühlen und heilen sollte nach dem Willen der Erde, nun zu glühen begann, zu glühendem hellem Feuer wurde,

das nicht mehr verlöschte, bis alle Adern versiegt und verdorrt waren? Es war nicht auszudenken, aber es konnte sein . . . er erzitterte bei dem Gedanken, so sehr ging er über alles menschliche Ermessen hinaus. Es konnte . . . man konnte . . . ein Mensch, er selbst konnte dieses Feuer sein, ein Mensch, dessen Willen stark genug war. Er wollte es, aber er wagte es nicht. Geist und Hände schauderten vor der Tat. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sich an die Erde gefesselt, fühlte, daß er Titanisches gewollt, aber es immer nur menschlich empfunden und ausgeführt hatte. Nur etwas, das über dem Menschen stand, eine fremde Welt, ein Schicksal, ein Zufall konnte hier vollenden.

Und plötzlich drang ein einziger furchtbarer Ruf zu ihm herauf, der alle Angst der Menschen enthielt und ihm höchste Siegesverheißung brachte. Feuer . . . das Feuer war über der Erde . . . die Erde begann zu brennen . . .

Wer Raimann in diesen Stunden sah, dem blieb die Ruhe und Klarheit dieses Mannes inmitten all der Verwirrung unvergeßlich. Noch war für die Menschen nichts zu befürchten. In den brennenden Distrikten befand sich niemand mehr, und der starke Ostwind trieb Rauch und Flammen auf die offene Steppe hinaus. Aber schreiend, verzweifelt und sinnlos drängten dreißigtausend Menschen zur Bahnstation hin. Beinahe rätselhaft blieb es, wie der Direktor diese Menge in einer Nacht in eine ungefährliche Zone bringen konnte. Es genügte allerdings eine Stunde Bahnfahrt, um vollkommen sicher zu sein, und dort beruhigten sich die Menschen, ließen

sich zur Ordnung verhalten und erwarteten den Weitertransport zur Küste, weil in den einzelnen Stationen trotz sofortiger Order nicht genügend Proviant bereitgehalten werden konnte. Nur ein paar Ingenieure blieben bei Raimann zurück und erklärten, nicht von ihm weichen zu wollen. Immerhin hielten sie eine Lokomotive fahrtbereit unter Dampf.

Am frühen Morgen bestieg Raimann den hohen Kühlturm und sah hinaus auf die Stätte seines Sieges. Nicht früher konnte das Feuer erlöschen, bis es aus dem Innern der Erde seine letzte Nahrung geschöpft hatte. Die Erde selbst brannte, und dieses unermeßliche Feuer war an seinem Willen entzündet. Das Werk seines Lebens ging zu Ende.

Ein herrliches Ende war es. Keines Menschen Auge hatte solches Glühen gesehen. Ein heller Tag brach an, mit blauem Fragen lief das Licht von Osten aus, und heißestes Rot antwortete ihm. Rote Wolken, rote Berge, rote Türme, rote Häuser erhoben sich, neigten sich wie grüßend vor dem neuen Tag und sanken dann zusammen, neues blendenderes Rot drängte nach und spiegelte sich in dem Hauch des Himmels. Bisweilen stürzte das Rot, schwarzdunkler Dampf preßte es von oben und von unten ein, aber sieghaft konnte es ihn stets durchbrechen, flackerte auf, wie ein freudiger Ruf, und eilte weiter. Büschel und Garben warf es jauchzend zum Himmel, fing sie auf und spielte mit ihnen, manchmal erhob es sich riesenhoch, spähte nach allen Seiten, als suchte es neuen Weg, und lief wieder rastlos vorwärts. Heiße rote Blumen blühten auf, blühten für Augenblicke und

welkten zu dunkler Asche, aus der tausend neue, heißere, rötere entstanden. Manchmal schwoll das Feuer vor den Spalten zu einer einzigen breiten Mauer an, wälzte sich schwer über den Boden, ein Dunkel schien es zu zerreißen, und gleich wurde es wieder leicht und hell. Jetzt begann es zu springen, übersetzte leichtfüßig ein Tal und faßte festen Fuß am Hang, lugte hinüber und zog auch schon weiter, ein breiter Schwarm kam bedächtig nach und kroch langsam ganz ins Tal hinab, dann schien die Erde wieder ihre letzte Waffe zu erheben und sandte so unerschöpfliche Mengen brennbaren Gases empor, daß dieses keine Luft zum Atmen fand und hoch über das Land emporfliegen mußte, ehe es zu rotem Feuer wurde. Dann gab es wieder Sammlung, und das Glühen rückte in breiter Front heran, bedächtig und fest in der Mitte, keck vorausstürmend in den Flanken. Wie ein Heer rückte es heran mit Wimpeln und Fahnen, brausend vor Kampfeslust, eine unübersehbare, siegestrunkene Schar. Stolz sah Raimann den Flammen entgegen, die sein Wille gerufen hatte, die mehr als Sklaven denn als Bundesgenossen seinen Sieg vollendet hatten. Wo gab es hier noch Macht außer ihm?

Da näherte sich eine Schar fremder Männer dem Turm. Rot war ihre Haut, rote Felle trugen sie um ihren Leib und flammengleiche rote Federn im Haar. Edel und vornehm war ihr Gang. Vor dem Turm blieben sie stehen, ihr Führer sah auf das Relief, verneigte sich wie betend mit auf der Brust gekreuzten Händen und rief dann in spanischer Sprache: „Wer ist der Herr dieses Turmes?“ Raimann beugte sich

hinab. Keiner von seinen Leuten hatte Stand gehalten, die Mutigsten waren geflohen, und nun standen Fremde, Eingeborene dieses Landes vor ihm. So sonderbar war diese Begegnung, daß er von seiner Warte herabstieg und sie als seine letzten Gäste empfing. Sie neigten sich grüßend, und ihr Anführer wiederholte seine Frage. Raimann antwortete mit der überlegenen Haltung, die er Indios gegenüber gewohnt war: „Ich bin der Herr dieses Turmes und des Landes und des Feuers auf der Erde."

„Und wir sind gekommen, diesem Feuer zu dienen, wie der Stein oder dir befiehlt."

Raimann sah auf das Relief. Vielleicht löste sich jetzt das letzte Rätsel, das ihm noch in diesem Lande blieb. „Was sagt euch dieser Stein? Niemand konnte ihn bisher verstehen."

Der Anführer der Indios sah ihn stolz an. „Nur die Söhne der Könige dieses Landes lesen diese Schrift. Auch vor tausend Jahren brannte hier die Erde, und der Inka Tanamoku, dessen Namen ich trage, ließ diesen Stein zur Erinnerung tief in die Erde versenken. Und folgendes ist zu lesen:

O, wie gütig ist die Erde! Möge sie stets reich und fruchtbar sein, solange ihr Leib wie ein Geheimnis diesen Stein birgt.

O, wie stark ist die Erde! Verzehrendes Feuer möge von ihr ausgehen, wenn fremde Hand frevelnd diesen Stein hebt.

O, wie groß ist die Erde! Tausend Morgen neuen Landes läßt sie ihren Kindern erstehen, wenn hundert sie verlassen mußten vor Fremdlings Gewalt.

Wie danken wir dir, o Erde! Wo du rufst, sind wir auch, dein Leben lebt in uns, dein Feuer sei unser Feuer ... rufe uns, o Erde, auf daß wir dir dienen!

Tanamoku verneigte sich nochmals. „Und weil du der Herr dieses Feuers bist, haben wir dir zu dienen."

Raimann sah um sich. Im Norden hatten die Flammen einen neuen Vorstoß gemacht und bedrohten die Bahnlinie. Das Rollen eines Zuges wurde hörbar. „Jetzt fliehen die allerletzten ... Schwäche ist stärker als Treue ..." murmelte er vor sich hin. Dann blickte er gegen Süden. In jähem Sturm schloß sich dort der feurige Bogen. Dunkler Rauch verhüllte die Sonne, nur das rote Licht drang sieghaft vor, und sein glühender Atem erreichte schon den Turm. Für Menschen gab es dort kein Verweilen mehr.

„Herr, gebiete deinem Feuer!" rief Tanamoku. Ohne zu antworten, ging Raimann ins große Maschinenhaus, die Indios folgten schweigend. Tanamoku zuckte mit den Achseln, ein Zweifel stieg in ihm auf.

Als alle die große Halle betreten hatten, verschloß Raimann selbst die schwere eiserne Tür. Tanamoku und seine Leute warfen sich vor dem hohen Motor nieder und verharrten in dieser Stellung. So ungeheuer erschien ihnen dieses Gebilde, so geheimnisvoll sein Leben, daß es nichts anderes sein konnte als eine Gottheit oder ihr Werk. Regelmäßig und schwer schlug es, und der Boden erzitterte im gleichen

Rhythmus. Da schrie Tanamoku seinen Leuten in ihrer Sprache zu: „Hört ihr es . . . hier ist das Herz der Erde . . . hört ihr den Schlag . . . in den tiefsten Höhlen lag es verborgen, nun ist es zu euch emporgestiegen, zu euch, den letzten Kindern der Erde . . .“ Dann erhob er sich und blickte dem Weißen ins Gesicht.

Aber dieser starrte bleich hinaus in das rote Schicksal, das sich jetzt von allen Seiten nahte und Himmel und Erde verbarg. Der trunkene Tanz der Flammen berauschte ihn nicht mehr, keine Siegesfreude einte Vergangenheit und Zukunft zu seligster Gegenwart, von aller Vollendung sah er nur das Ende, das ewig nutzlose Ende. Wozu das alles? Wozu hatte er größere Kraft aufgeboten als je ein Mensch vor ihm? Wozu hatte er allem seinen gewaltigen Willen aufgezwungen? Wozu alles Streben nach Größe, nach Übermenschlichem, nach Unendlichkeit? Nur das Streben bedeutete Glück, jedes Erreichen brachte ein Ende. Nutzlos war alles, was Menschen erreichten, nie konnte ihre Hand nach der Wirklichkeit greifen. Nur an Bildern der Phantasie erschöpften sie ihre Kraft und ihr Leben. Nur eines war wirklich, weil es wesenslos war. Ungreifbar und unbegreiflich überspannte die Zeit Sein und Denken und Erde und Welt, ewig grenzenlos schloß sie alles Begrenzte ein. Und die Menschen vermaßen sich, sie zu ermessen, die Menschen, für die kein Maß klein genug war . . . nein, sie verbargen sich eher vor ihr, zogen sich in ihr Leben zurück wie in ein verschlossenes Haus, das innen hell und fröhlich erleuchtet war. Da bildeten sie sich ein, die Zeit draußen nicht zu sehen, aber schon

wenn die Lampen trüber brannten, kamen Strahlen der Dunkelheit durch die dichten Läden . . . und wenn die Lampen einmal verlöschten, wenn die Menschen die Tür öffneten im ohnmächtigen Glauben, draußen neues Licht zu finden, da stand die Zeit vor ihnen, dunkel und uferlos wie ein nächtliches Meer. Erst als zu Finsternis der Menschen Leben verlöschte, sahen sie wieder die Zeit. Allen hielt sie den Spiegel der Unendlichkeit vor, und je größer ein Mensch sich dünkte, um so größeres Leid warf der Spiegel ihm zurück. Flüchtend wandte er sich um, kein Haus stand mehr da, kein Weg, keine Brücke zeigte sich, das Meer hatte alles verschlungen und nahm auch den Menschen in sich auf, löste ihn wie Salz, ohne getrübt zu werden.

Hier stand so ein Mensch, der Größtes gewollt und erreicht hatte. Sengende Flammen sah er vor sich, sie verbürgten seinen Sieg, indem sie ihn selbst mit dem Feind verzehrten, nichts galt ihnen mehr der Befehl dessen, der sie gerufen hatte. Seine letzte Kraft vereinigte er in seinen Augen, sandte sie den Gluten entgegen, sie drangen nicht durch bis ins jenseitige Dunkel, geblendet fanden sie nicht mehr zurück. Und auch hier wurde es dunkel um ihn, dunkel . . . kalt . . . eisig . . . erstarrend . . . die Zeit erfüllte sich an ihm. Und jetzt durchschauerte die erste wahre Angst seinen Körper, nicht weil das Ende der Tod, sondern weil der Tod das Ende war. Seine Hände suchten Halt, klammerten sich an einen Block aus Stahl, seine Knie versagten, furchtbarste Angst nahm jede Kraft aus dem Körper.

Tanamoku hatte kein Auge von ihm gewandt, und

als er den Mächtigsten von allen erzittern sah, kam die Erkenntnis über ihn, auch dieser da war kein Herr über die Erde, nur ein Teil von ihr, den sie zu sich zurückrufen konnte, wann sie wollte. Ein blinkendes Beil flog aus seinem Gürtel und sauste auf das Haupt des Weißen nieder, und rotes Blut rann über den Stahlblock wie über einen Altar, auf dem blutiges Opfer dargebracht wird. Die Indios wagten es nicht, aufzusehen, aber Tanamoku breitete seine Arme vor der Maschine aus.

„Eines Menschen Blut habe ich deinem Herzen geopfert, o Erde . . . schütze uns vor deinem Feuer!"

Dumpfes Rollen kam herbei. Ungeheure Erdmassen, durch die Hitze in Staub verwandelt, stürzten in die leeren Höhlen der Erde. Aber an dem gewaltigen Betonblock, der das Maschinenhaus trug, machte die Brandung Halt, bäumte sich auf und konnte ihn doch nicht zersplittern. Nur langsam versank er in den Sandmassen, die mauergleich das Feuer von ihm abhielten. Sengende Hitze duldete nichts Lebendes mehr, nur das Metall in seiner Mitte vibrierte weiter, das Herz der Erde schlug noch immer, als sich schon die Flammen über der schützenden Sanddecke vereint hatten.

Das Jubiläum

Das Jubiläum

Heute wurden es fünfundzwanzig Jahre, daß die drei ausgedienten Unteroffiziere Wiesner, Huber und Nemeczek in den Staatsdienst getreten waren. Alle die Jahre blieben sie in derselben Abteilung des Ministeriums, versahen treu und fleißig ihren Dienst, traten dem Publikum immer würdevoller und ihren Vorgesetzten immer devoter entgegen, sie waren bekannt und geachtet, und sogar der Minister nickte ihnen manchmal freundlich zu. Aus den abgehärteten sehnigen Soldaten waren behäbige Amtsdiener geworden, deren Uniform schon des öfteren der zunehmenden Rundung ihres Besitzers angepaßt werden mußte, sie führten ein ruhiges Leben als Familienväter, weder im Guten noch im Schlechten zog ihr Lebensweg jemals über eine jähe Kurve, und ihr heutiges Jubiläum war eigentlich das erste große Ereignis ihres Daseins.

Sie hatten allen Grund, sich dieses Ereignisses zu freuen. Gestern erhielten sie jeder von der Beamtenschaft ihres Bureaus einen schönen Bierkrug mit Widmung, für heute mittag waren sie zum Sektionschef befohlen, während sonst bei Jubiläen immer nur der Bureauvorstand eine Rede hielt, abends war Feier im Stammwirtshaus, morgen im Kegelklub und übermorgen im Veteranenverein. Was die einzelnen Familien an Überraschungen planten, war noch tief-

stes Geheimnis, und eine erhebliche Gehaltsaufbesserung trat automatisch ein.

Sie kamen etwas später ins Bureau als gewöhnlich, Haar und Bart tadellos gepflegt, die Uniform frisch geputzt und ausgebügelt, alle Knöpfe und Schnallen glänzten und wurden darin nur von dem strahlenden Gesicht ihrer Besitzer übertroffen. Punkt zwölf Uhr erschien Kollege Wimetal vom Präsidialbureau und lud die drei ein, ihm zum Sektionschef zu folgen. Dieser empfing sie stehend, drückte jedem herzlich die Hand, heftete die Verdienstmedaille an ihre Brust, beglückwünschte sie und hielt dann noch eine kleine Ansprache, in der er ihre unermüdliche treue Pflichterfüllung rühmend hervorhob. Gerührt hörten die drei zu, wie ihr Chef schloß: „Sie haben keine verantwortungsvollen Stellen im Staat, meine Herren, sie gehören nicht zu den Federn, die sein mächtiges Triebwerk bewegen, sie greifen nur an einer Stelle in sein Räderwerk ein, ohne es aufzuhalten, beschleunigen oder beeinflussen zu können, aber diesen kleinen Dienst haben Sie dem Staat so lange unter Verzicht auf jedes persönliche Hervortreten erwiesen, daß Sie jeder Anerkennung wert geworden sind. Das weiß der Staat, und er dankt Ihnen, meine Herren, durch mich. Mögen Ihnen noch viele Jahre gleicher selbstloser Mitarbeit beschieden sein."

Noch ein Händedruck, ein kurzer Glückwunsch, und die drei gingen wieder dorthin, wo fünfundzwanzig Jahre lang ihr Platz war, hinaus in den Vorraum, stets zum Dienst der Höheren bereit, fern von jedem Entschluß und jeder Entscheidung, stark und beharrlich in ihrer Kleinheit, nur dazu da, gelenkt zu wer-

den, ohne selbst den Weg aussuchen zu dürfen, Werkzeuge der Befehlenden, gehorsame Räder einer großen Maschine.

Abends freilich fühlten sie sich als Persönlichkeiten, als gefeierter Mittelpunkt ihres kleinen vertrauten Kreises. Der Wirt hatte es an nichts fehlen lassen, um seinen Stammgästen ihren Jubeltag möglichst angenehm und vergnügt zu gestalten, sorgte selbst für ihre Bedienung und spendete zuletzt noch ein paar gute Flaschen aus seinem Keller, trank mit und ließ die Jubilare hochleben, diese erwiderten, Huber versuchte sich sogar in einer kleinen Dankrede, dann wurde eine feine Torte aufgetragen, auf der groß die Zahl Fünfundzwanzig geschrieben stand. Die Frauen begannen zu naschen, die Männer zu rauchen, neuer Wein kam aus dem Keller, man trank und lachte, alles war in bester Laune, und wenn nicht hie und da eine heitere Anspielung auf fünfundzwanzig vergangene Jahre gefallen wäre, so hätte man sich an einen der gewöhnlichen Samstagabende der Tafelrunde, die immer so gemütlich verliefen, versetzt geglaubt. Ein Abschnitt der Alltäglichkeit ließ sich eben nicht anders als wieder durch eine Alltäglichkeit feiern, die trotz allem festlichen Aufputz diesen Charakter nicht verlor und dadurch auf alle Teilnehmer so gemütlich wirkte. Es ging schon gegen zehn Uhr, und die Unterhaltung wurde immer lebhafter und fröhlicher.

An einem der Nebentische saß ein einsamer Gast, ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, aber mit frischem sonnengebräunten Gesicht und funkelnden Augen, die fortwährend auf die Gruppe der Jubilare

gerichtet waren. Manchmal nickte er mit dem Kopf, als wollte er dem Resultat irgendeiner Überlegung beistimmen, dann schüttelte er ihn wieder zweifelnd, sah noch aufmerksamer hinüber und beobachtete weiter. Endlich, als sich einer der Jubilare erhob, stand er auch auf und trat ihm in den Weg.

„Habe ich das Vergnügen mit Herrn Josef Nemeczek?"

Der Angeredete sah ihn zuerst groß an, dann ging ein freudiges Erstaunen über sein Gesicht. „Nein, so was . . . der Lechner . . . nein, so ein Zufall . . . Huber, Wiesner, kommt's her, schaut's doch . . . der Lechner . . ."

Die anderen eilten jetzt auch herbei. „Servus Lechner . . . so eine Überraschung . . . seit fünfundzwanzig Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen . . . gerad' heut, bei unserm Jubiläum . . . weißt du, Lechner, heute sind wir fünfundzwanzig Jahre im Staatsdienst . . . dort sitzen unsere Frauen und ein paar Freunde von uns . . . komm nur hin, wird uns alle sehr freuen . . ."

Der neue Ankömmling wurde den Anwesenden vorgestellt, die Jubilare rückten zur Seite und räumten ihm den Ehrenplatz in der Mitte des Tisches ein, und alle Aufmerksamkeit galt von nun an nur mehr ihm, der eigentlich das einzige Außergewöhnliche bei der heutigen Feier war. Er erhielt ein großes Glas vom besten Wein, Torte und Bäckerei wurden vor ihn hingestellt, die Männer boten ihm von den aufgesparten teueren Zigarren an, und die Frauen wollten von seinem Leben wissen, das ihnen von Abenteuern umwoben schien.

Lechner ließ seine Augen wohlgefällig auf Frau Nemeczek ruhen, die eine ganz hübsche Person war, und begann dann unter allgemeiner Spannung zu erzählen, wie er nach dem Austritt aus dem Heer zuerst Kammerdiener bei einem Baron in Böhmen wurde, dessen Vertrauen gewann und unter gleichzeitiger Ernennung zum Gutsinspektor eine verabschiedete Geliebte seines Herrn ehelichte. Die Schilderung dieses Verhältnisses erweckte lebhafte Heiterkeit, denn Lechner verstand es, mit der unschuldigsten Miene die pikantesten Details vorzutragen und dann mit überlegenem Humor abzutun. Die Ruhe auf dem Gute dauerte nicht lange, der Baron war in Wucherhänden, eine Pfändung folgte nach der anderen, und als die Frau Lechners die Sache überprüfte, zog sie es vor, Mann und Freund auf dem Gut zurückzulassen und in die Stadt zurückzukehren, wo sie seit dieser Zeit verschollen war.

Der Erzähler machte eine kleine Pause, um die Wirkung seiner Worte auszukosten. Die Männer gingen mit der Ungetreuen sehr streng ins Gericht, die Frauen machten milde Vorbehalte, und ganz insgeheim verglichen sie ihr eigenes sorglos eintöniges Leben mit dem Lebenslauf der fremden Frau, schämten sich vor sich selbst, daß ein ferner Hauch von Neid über sie streifte. Die hübsche Frau Nemeczek lächelte durch ihre weißen Zähne zu Lechner hin.

Dieser berichtete nun weiter, wie schließlich der ganze Besitz des Barons versteigert wurde, und wie er diesem behilflich war, alles Wertvolle beiseite zu schaffen und so den Gläubigern zu entziehen. Dabei kamen nicht immer gesetzlich erlaubte Mittel zur An-

wendung, und Wiesner glaubte dies rügen zu müssen. „Ich hätte so etwas doch nicht getan . . . mir soll niemand was nachsagen können . . .“ Lechner winkte ihm lächelnd ab, und Frau Wiesner sah ihren Mann strafend an. „Der Herr Lechner hat eben mehr Energie als du . . . das ist noch kein Verbrechen, und wenn einer gescheit ist, läßt er sich nie erwischen, wer soll ihm dann was nachsagen?“ Lechner nickte der Frau Wiesner dankend zu und fuhr mit seiner Lebensgeschichte fort. Mit dem Erlös der verkauften Wertgegenstände und einigen kleinen Gelddepots hatte der Baron gerade genug, um noch als Kajütpassagier nach Argentinien zu fahren und dort eine Farm ankaufen zu können. Lechner ging mit.

Nemeczek unterbrach ihn staunend. „Was, in Amerika warst du . . . o je, ich bin aus Österreich nie hinausgekommen . . . hab' im Sommer nur vierzehn Tage Urlaub, da gehen wir immer nach Horni-Cerekwe zu meiner Frau ihrer Familie . . . dort sind sie zu Haus . . . ist ganz schön dort . . .“ Frau Nemeczek machte ein sehr gelangweiltes Gesicht. Lechner meinte vermittelnd: „Es gehört ja ein großer Entschluß zu so einer weiten Reise . . . und der Herr Gemahl will seine freien Tage in Ruhe verbringen.“

„O, ich möcht' schon einmal weit fort,“ fiel Huber ein, „aus dem ganzen Einerlei hier heraus, aber man ist doch das Leben gewöhnt, man will auf seine alten Tage keine großen Änderungen mehr, besonders wenn man Frau und Kinder hat.“

„Wir zwei haben keine Kinder,“ bemerkte Frau Nemeczek, „sind nicht gebunden und machen trotzdem immer denselben Weg, am Sonntag in den

Prater oder nach Grinzing, im Urlaub nach Cerekwe . . . man möcht' wirklich einmal einen Seitensprung machen . . ."

Lechner antwortete ihr mit vielsagendem Augenzwinkern, daß er die tiefere Bedeutung des scheinbar nur hingeworfenen Wortes verstanden hatte, meinte dann in strafendem Ton: „Aber, Frau von Nemeczek, wer wird denn so etwas sagen," und erzählte dann weiter.

„Dort unten in Argentinien, da haben wir härter gearbeitet als bei uns der letzte Bauer . . . aber gut hat uns das getan . . . und die eingefangenen wilden Pferde habe ich zureiten müssen . . . was wißt denn ihr vom Reiten, ihr seid eure ganze Militärzeit nur auf ärarischen Pferden gesessen . . . aber so ein wildes Pferd einfangen und dressieren, da gehört schon Kraft dazu."

Die Frauen sahen bewundernd zu Lechner hin und verglichen ihn mit ihren eigenen Männern. Diese wieder schmunzelten verstohlen, denn Lechner hatte ihnen zugeflüstert: „und erst die spanischen Weiber," und dabei so vielsagend mit den Augen geblinzelt, daß manchem das Blut zu Kopf stieg.

Außer Lechner saßen nur Ehepaare an dem Tisch, und seine Erzählungen riefen verborgene Unruhe in den solange aneinander gewöhnten Leuten hervor und ein leises Verlangen nach beliebigem neuen fremden Genuß. Eine kleine Verlegenheitspause entstand. Dann erhob der Wirt sein Glas.

„Wir sind heute beisammen, um unsere Jubilare zu feiern, die auf fünfundzwanzig Jahre braver Pflichterfüllung zurückblicken können. Ich glaube im

Sinne aller zu handeln, wenn ich mein Glas auf sie erhebe, sie leben hoch, hoch, hoch . . .“

Die anderen stimmten ein, man stieß mit den Gläsern an, aber ohne Überschwang, beinahe vorsichtig, und die Worte des Wirts fanden nicht den erhofften Widerhall. Als aber Lechner wieder von seinen Schicksalen zu reden begann, wurden alle Gesichter zufrieden und vergnügt.

„Acht Jahre sind wir in Argentinien geblieben, dann hat der Baron die Farm um hohes Geld verkauft. Als noble Leute sind wir jetzt erste Kajüte nach Hamburg gefahren, von dort nach Berlin, und wie das Geld wieder zu Ende gewesen ist, hat der Baron eine Automobilvertretung bekommen. Da ist es uns ein paar Jahre sehr gut gegangen, wir haben viel verdient, schöne Touren gemacht, und ich war erster Fahrmeister und Chef der Reparaturabteilung. Und Provisionen habe ich bekommen . . . damit könntet ihr ein ganzes Jahr leben . . .“

Frau Wiesner unterbrach ihn. „Wie, Sie können ein Automobil lenken?

Lechner sah sie ein bißchen geringschätzig an. „Ich bin bei dem großen Rennen im Taunus mitgefahren, wäre einer der ersten gewesen, wenn ich nicht in der letzten Runde umgeschmissen hätte, der Wagen war hin, der Mechaniker schwer verletzt, nur mir ist nichts geschehen . . .“

Jetzt stand Lechner als ein Held da, alles staunte ihn mit offenem Mund an. Die Jubilare, denen eigentlich dieser Abend galt, schienen ganz in den Hintergrund gedrängt. Huber nahm das Wort.

„Freilich, Lechner, wenn man so in der Welt herum-

kommt wie du, dann erlebt man schon was . . . bei uns im Ministerium geht's viel ruhiger zu . . . nur einmal, vor fünfzehn Jahren, wie die große Krise war, da haben wir arbeiten müssen wie die Beamten, denk dir nur, wir haben den Beamten helfen müssen, so viel war zu tun, und wir haben dafür eine separate Belobung bekommen, freilich, wir haben's auch verdient, nicht einmal zum Essen sind wir nach Hause gegangen . . ."

„Ich habe oft überhaupt nichts zu essen gehabt," fiel Lechner trocken ein. Und Wiesner setzte Hubers Bericht fort.

„Ich hab damals jede Stunde mit einem Stoß von Akten ins Parlament zum Minister laufen müssen . . . ein Lärm und ein Gedränge war dort, man hätt' glauben können, eine Revolution wäre ausgebrochen . . ."

„Eine wirkliche Revolution, wie wir sie in Argentinien mitgemacht haben, sieht etwas anders aus," bemerkte Lechner.

Nemeczek wollte nicht zurückbleiben. „Und mir hat Abgeordneter dreitausend Gulden versprochen, wenn ich ihm auf fünf Minuten einen Akt vom Minister zum Abschreiben gebe, hab' ich stolz gesagt, nicht für hunderttausend Gulden, da hat Abgeordneter geschaut, hat groß geschaut und mir Hand gedrückt und gesagt: Braver Mann . . ." Nemeczek warf sich in die Brust. „Aber so sind wir alle . . ."

„Ja, sonst könnt' ich nicht Obmannstellvertreter vom Veteranenverein sein," sekundierte ihm Wiesner.

„Und ich Kassierer vom Kegelklub," rühmte sich Huber.

„O, ist sehr gemütlich in unserem Verein," erzählte Nemeczek, „haben wir jeden zweiten Sonntag Zusammenkunft, ohne die Frauen, ist auch so sehr gemütlich, was?"

Frau Nemeczek teilte einen strafenden und einen zärtlichen Blick aus. Die Jubilare aber berichteten Ereignisse aus ihren Vereinen, kleine unbedeutende Dinge, deren Nichtigkeit nicht einmal in dem nichtigen Leben der drei Männer zu einer Wichtigkeit werden konnte. Aber für ihre kleine Gedankenwelt schienen es richtunggebende Ereignisse, einer wollte den anderen übertönen, übertrumpfen, und je lauter sie wurden, um so stiller und gelangweilter wurden die übrigen. Lechner hatte nur mehr Augen für Frau Nemeczek, die anderen Frauen gähnten. Die Feststimmung schwand.

Die drei Jubilare merkten mit einem Male erstaunt, daß niemand, nicht einmal sie selbst für ihre Erzählungen Interesse hatte. Sie hielten inne, und unter allgemeinem Beifall forderte Frau Nemeczek den alten Freund Lechner auf, wieder von seinem Leben zu reden.

„Also, von meinem Unfall bei dem Rennen habe ich schon erzählt. Obwohl wir keinen Preis bekommen haben, ist das Geschäft flott weitergegangen. Aber zum Schluß habe ich mich mit meinem Baron zerstritten, ich wollte eine ordentliche Gehaltsaufbesserung, und wie er mir die nicht bewilligen wollte, bin ich zur Konkurrenz getreten. Zum erstenmal in meinem Leben war ich mein eigener Herr, und weil ich in Sportkreisen sehr beliebt war, habe ich auch viel verkauft. So gut habe ich es nie wieder gehabt."

Er hielt inne, gedachte der damaligen Zeiten, sein hartes Gesicht bekam ein paar Falten. Der Wirt klopfte ihm auf die Schultern.

„Macht nichts, wenn man nur lebt und gesund ist, wie unsere verehrten Jubilare . . . mögen sie ihr nächstes Jubiläum in gleicher Frische feiern, das wünschen wir ihnen alle, und sie leben hoch, hoch, hoch . . .“

Kein Mensch stimmte in den Ruf ein, keiner gedachte mehr der Feier des heutigen Tages, auch die drei nicht, zu deren Ehren man hier versammelt war, nur das Ungewohnte, Neue, Wechselvolle des Ankömmlings hatte noch Geltung, erhob sich über das alltägliche Fest des Alltäglichen.

Und der Gast sprach immer weiter, von seinem Glück und Unglück, von bunten Schicksalen und mutigem Kampf. Seine Automobilfabrik ging in Konkurs, unentwegt übernahm er eine Vertretung von Zubehörartikeln, mietete ein großes Lokal, machte ausgebreitete Reklame. Er mußte seine letzten Mittel zusetzen, verlor den Kredit, schloß endlich das Geschäft und wurde wieder Chauffeur. Ein reicher Amerikaner nahm ihn in seine Heimat mit, er blieb vier Jahre in Neujersey, brachte es wieder zu einigem Wohlstand. Jetzt kehrte er nach Wien zurück und errichtete hier mit einem Kompagnon eine Niederlage billiger amerikanischer Haushaltungsartikel. Das Geschäft besteht noch heute, wirft ihm genügend Ertrag ab, um davon ruhig leben zu können, aber diese Ruhe freute ihn nicht, er suchte eine Nebenbeschäftigung, ging als Agent für Stock- und Schirmknöpfe wieder einmal nach Südamerika. Dieses Metier betrieb er seit drei Jahren, eben war

er von einer solchen Geschäftsreise zurückgekehrt. Er begann nun ausführlich das Leben in Brasilien und Argentinien zu schildern.

Die Uhr schlug elf. Lechner beendete rasch seine Erzählung und schickte sich zum Gehen an. Man suchte ihn zu bestimmen, noch zu bleiben, aber er ließ sich nicht aufhalten. „Nein, nein, ich habe schon lange genug euer Fest unterbrochen, jetzt sollt ihr wieder unter euch sein, wie ihr es gewohnt seid, von den Erlebnissen eures alten Freundes habt ihr gehört, unterhaltet euch nur recht lange und recht gut, bringet euren Ehrentag zu gutem Abschluß . . .“

Man nahm umständlichen Abschied, Frau Nemeczek flüsterte ihm noch ins Ohr: „Übermorgen ist mein Mann im Veteranenverein, ich bleibe ganz allein zu Hause,“ dann wandte er sich noch einmal den Herren zu, erzählte leise einen derben Witz, der lautes Gelächter auslöste, warf einen bedeutungsvollen Blick zu den Frauen hinüber, der rasch erwidert wurde, und verließ endlich unter allgemeinem Bedauern das Wirtslokal.

Doch die drei Jubilare konnten sich nicht Rechenschaft geben, ob ihr eigenes Bedauern wahr oder erzwungen war. Einerseits empfanden sie Lechners Weggehen als eine Erlösung von fremdem bösen Druck, denn sie konnten es sich doch nicht verhehlen, daß der Raum, den ihr Freund hier eingenommen hatte, noch nicht ausgefüllt war, eine unangenehme fröstelnde Leere verblieb, die Herz und Mund zu lähmen schien. Anderseits hatten sie ihm zwei interessante vergnügte Stunden zu verdanken, die ihnen stets in dankbarer Erinnerung bleiben mußten. Aber

waren es eigentlich wirklich vergnügte Stunden? Durch Gänge und Türen war der Freund zu ihnen gekommen, wie alle anderen Menschen, hatte die morschen Mauern gesehen, von denen ihr Leben umgeben war, hatte vorsichtig in Ritzen geschürft, Steine gelockert und ausgebrochen, bis eine große Bresche entstanden war. Durch die hinaus entschwand er, und weite Länder und Abenteuer sah man draußen vorüberziehen. Das spiegelnde Bild der Lampe im gelben Wein wurde zur hellen Sonne über dem Meere, der dicke Rauch der Zigarren schien nur dazu aufzusteigen, um Nahes zu verhüllen und Fernes ahnen zu lassen, und das Schweigen verwandelte alle Gedanken zu Wünschen, zu den weltfremden Wünschen kleiner unbedeutender Leute.

Mitten hinein dröhnte die Stimme des Wirts: „Also, meine Herren, indem wir wieder allein sind, in unserem gemütlichen alten Kreis, so benutze ich die Gelegenheit, nochmals auf unsere lieben Jubilare hinzuweisen. Mögen sie noch durch viele Jahre ihrem Beruf so zufrieden nachgehen können wie bisher, möge ihr Leben immer so ungetrübt verlaufen wie jetzt. Wir wollen immer die Alten und Gleichen bleiben . . .“ Die Gläser wurden erhoben, man stieß an und hoffte wieder froh sein zu können. Die Männer wärmten Episoden aus ihrem Amtsleben auf, und die Frauen tauschten Küchenrezepte und häusliche Erfahrungen aus. Nach kurzer Zeit geriet auch dieses Gespräch wieder ins Stocken. Wiesner meinte melancholisch: „Nächste Woche sind wir dann beisammen, ohne Jubiläum . . . und so weiter, das ganze Jahr . . . und im Amt ist auch immer dasselbe . . .“

Hubers Unzufriedenheit äußerte sich in anderer Richtung, seine bisherige Wohnung gefiel ihm nicht, er wollte eine größere und besser gelegene haben. Aber Frau Huber unterbrach ihn energisch. „Jetzt sind wir fünfzehn Jahre in der Wohnung, jetzt bleiben wir auch dort, das fehlt mir noch, die Schererei mit dem Wohnungsuchen und Ausziehen . . .“

„Wundert mich,“ meinte Nemeczek, „sonst sind Weiber ganz narrisch auf neue Sachen . . .“

Frau Nemeczek suchte eine leichte Verlegenheit zu verbergen und begann angelegentlich wieder ein Küchengespräch. Unter den Männern nahm jetzt Wiesner das Wort.

„Eigentlich hat der Lechner in seinem Leben doch mehr geleistet als wir . . . wir haben doch nie etwas Selbständiges getan, nur immer das, was uns angeschafft worden ist . . .“

„Ist kein Unglück,“ fiel Nemeczek ein, „haben wir auch keine Sorge und Verantwortung.“ Aber Huber stimmte ihm nicht bei. „O nein, ich möcht ganz gern die Verantwortung tragen. Es wär ganz schön, wenn wir einmal einen Tag nicht ins Amt zu gehen brauchten, wenn wir auf unsere Verantwortung hin tun könnten, was wir wollten, so wie der Lechner . . . aber wir sind halt zu bequem dazu . . . der Sektionschef hat gesagt, wir sind nur Räder an der Maschine, und da hat er recht . . . ja . . . ja.“

Seine schlechte Laune steckte auch Wiesner an. „Eine halbe Stunde ist heut noch Jubiläumstag, dann gehen wir nach Hause, und morgen sitzen wir wieder im Vorzimmer und lassen die Leute herein, und über-

morgen wird's auch so sein, und so weiter, und in zehn Jahren haben wir ein zweites Jubiläum, dann gehen wir in Pension . . . da sind wir schon zu alt für eine Abwechslung, da sind wir froh, wenn's noch ein paar Jahre so gleich und ruhig weitergeht . . . höchstens wenn wir morgen krank sind, vergeht die Woche anders als sonst . . . man möcht' wirklich einmal krank werden . . ."

Seine Worte machten sogar auf Nemeczek Eindruck. „Hätt' mir nicht gedacht, daß wir heut' auf solche Gedanken kommen werden . . . hab' mich so auf Abend gefreut . . ."

„Es ist bei uns wie mit der Elektrischen," nahm Huber das Wort. „Jeden Tag müssen wir dieselbe Strecke fahren, im Sommer und im Winter, müssen immer schön auf den Schienen bleiben, sonst geht's nicht weiter, denn wenn der Wagen einmal aus den Schienen springt, bleibt er auch schon stecken . . . die anderen Leute können zu Fuß gehen, brauchen keine Schienen, und wenn sie uns vorfahren wollen, nehmen sie sich ein Auto, sie sind ja an keinen Fahrplan gebunden, ja, das ist eben unser Unglück, daß wir für unser ganzes Leben nach dem Fahrplan fahren müssen . . ."

„Und wenn wir schon einmal zu Fuß gehen müssen, von den Schienen fort," fügte Wiesner hinzu, „dann haben wir auch allen Grund, ganz langsam zu gehen, dann führt unser Weg nicht mehr weit . . ."

Der Wirt entkorkte die letzte Flasche. „Aber, meine Herren, wer wird denn heute mit so schweren Gedanken kommen . . . heut', am Jubiläumstag . . . kosten Sie, meine verehrten Jubilare, Bisamberger

Eigenbau achtzehnhundertundachtzig, der beste Wein, den ich im Keller hab'."

Man stieß wieder an, lobte, trank aus. Rasch war die Flasche geleert. Die Uhr schlug dreiviertel zwölf. Die Frauen gähnten, und die Männer zählten die drei hellen und die zwölf dunklen Schläge mit. In den übrigen Teilen des Lokals wurden die Gaslampen abgedreht, und die zwei Flammen über dem Tisch der Jubilare schienen stärker aufzuleuchten. Alles ungern Gesehene zeigte sich jetzt viel deutlicher als früher, das fleckige Tischtuch, die zerknüllten Servietten, die Schüsseln mit den Resten der Bäckerei, die leeren Flaschen und Gläser, die ganzen Abfälle und Überreste eines festlichen Mahles, nur dazu angetan, unfestliche Stimmungen auszulösen und zu verstärken.

„Also, wenn wir das nächste Mal wieder zusammenkommen, dann brauchen wir nicht viel Geschichten zu machen, dann sind wir wieder in unserem gewöhnlichen Geleise . . . wie immer . . ." sagte Huber, und Wiesner schloß sich ihm trübselig an. „Ja, hast recht, morgen geht's wieder an, von morgen sehen wir unsere Chefs nur dann, wenn sie uns was anzuschaffen haben, oder wenn sie kommen und gehen . . . sie lassen uns nicht mehr holen, läuten uns bloß . . . schöne Reden hören wir nur mehr im Vorzimmer von den Parteien und brauchen auch unsere Uniform nicht mehr auf den Glanz herzurichten . . ."

„O, Veteranenuniform für übermorgen, die muß glänzen," fiel Nemeczek ein. Huber unterbrach ihn. „Ich weiß nicht, ich hab' eigentlich gar keine Lust hinzugehen, es ist doch nicht anders als heut' . . . nicht

einmal so unterhaltlich, wo doch der Lechner nicht dabei ist . . ."

„Ja, der Lechner hat's verstanden . . . der hat's gut . . ." tönte es im Chor. „Aber uns geht es ja auch nicht schlecht," wendete Wiesner ein. „Uns fehlt nichts, höchstens die Abwechslung, und die haben wir heut' gehabt, wär ganz schön, wenn's öfter vorkommt . . . aber morgen ist's aus, morgen sind wir wieder ein kleines Zahnrad an der Staatsmaschine, wie der Sektionschef gesagt hat, nicht mehr und nicht weniger, bis wir in Pension gehen, und wer weiß, ob wir das erleben . . ."

„Und wenn's wir auch nicht erleben," setzte Huber fort, „was macht das, da wird einfach ein anderes Rad in die Maschine eingesetzt, und sie geht wieder weiter . . . wir haben ja keine Wichtigkeit für sie, und alle unsere Nachfolger nicht . . . wir sind alle selbst nur Maschinen, werkeln unser Leben herunter, wie es eben rollen muß, wir wollen nicht mehr und können nicht mehr, so wie die Maschinen . . . wofür sie gebaut sind, das leisten sie, und wenn mehr von ihnen verlangt wird, brechen sie auseinander, und man muß stärkere bauen lassen . . . um die Stücke kümmert sich niemand mehr . . . ja, wie den Maschinen geht's uns . . ."

Schläfrig lächelnd fielen die beiden anderen ein. „Ja, so ist's . . . wie die Maschinen sind wir . . . wie die Maschinen . . . ist recht traurig . . . da kann man nichts mehr machen . . . ist einmal schon so . . ."

Alles erhob sich, die Kellner eilten dienstbeflissen mit den Mänteln der Frauen und den Überröcken der Herren herbei, strichen schmunzelnd das außer-

gewöhnliche Trinkgeld ein. Bald war man reisefertig, drückte dem Wirt mit dankbarer Anerkennung die Hand, und nach wenigen Minuten lag das Lokal still, ruhig und verlassen da wie jedesmal um Mitternacht. Die Türen wurden geschlossen, die Kellner gingen nach Hause, in den Tellern auf dem Tisch lagen keine Süßigkeiten mehr, und den leeren Gläsern sah man es nicht an, daß sie heute edleren Wein geborgen hatten als sonst.

Vom gleichen Verfasser erschien bereits früher im Verlag von **Hugo Heller & Co., Wien und Leipzig:**

Herbstlied

Novellen von Theodor Heinrich Mayer

Broschiert M. 3.--, gebunden M. 4.—

... „Selten hat noch ein Dichter seiner ersten Gabe soviel Reife und Reichtum geliehen. **Quellenfrisch** und **ursprünglich** ist jeder Satz dieses Buches, und nirgends ist die Scheidewand zu verspüren, die das Papier sonst häufig zwischen der Empfindung, dem Gedanken, dem Geschauten und all dessen geschriebenem Ausdruck aufrichtet. Mayer ist Österreicher, und die Berge, die Wälder um Wien, die ungeheure Ebene jenseits des Bisamberges, das Marchfeld, das sind die Gegenden, in denen die Menschen seiner Gestaltung daheim sind oder wenigstens ihre Schicksale erleben."

(Anton Wildgans in Die Zeit, Wien.)

„Mit den beiden Novellen dieses Bandes tritt ein reichbegabter junger Wiener Autor zum erstenmal vor die Öffentlichkeit. Theodor Heinich Mayer ist ein Lyriker in Prosa. Die Kunst seiner Erzählung ist nur auf Seelisches gestellt. Darin spielt sich das ab, was man etwa in der ersten Novelle noch Handlung nennen könnte. Sie ist ein Liebeslied ... Wie für die Innerlichkeiten, so hat Theodor Heinrich Mayer auch für Äußeres ein **hellsehendes, künstlerisch geschultes Auge.** Er verrät es im Schildern der Natur, der österreichischen Landschaft, die er mit warmem Verstehen schaut ... Auch in dieser komplizierten Seelenanalyse zeigt der Verfasser starkes künstlerisches und poetisches Können." **(Neues Wiener Tagblatt.)**

„Dieses Erstlingswerk eines vielversprechenden jungen Wiener Autors singt das alte, traurige Lied der Liebe zwischen einem jungen Mann und einer alternden Frau. Man muß die Bezeichnung ‚Lied' des Titels beibehalten, denn der Stil dieser Novelle ist eine Art musikalischer Prosa, **fein und zart,** ganz aus Stimmungen gewoben ... Die meisten jungen Autoren beginnen gegenständlicher zu schreiben als Theodor Heinrich Mayer und verfeinern sich erst später bis zu zart differenzierten

Seelenstudien. Dieser junge Wiener aber wird den umgekehrten Weg gehen. Er muß ein wenig robuster werden, muß eine festere Bilderhand bekommen, dann wird er die Verheißungen seines ersten Werkes im vollen Maße erfüllen."

(Österr. Volkszeitung, Wien.)

„Zwei Novellen von einer **stillen, verträumten Schönheit,** wie die sanften Herbsttage, für die der Dichter eine ganz eigenartige Macht der Schilderung besitzt, die niemals ermüdet. Obwohl sie wenigstens in der ersten Novelle — dieselbe Umwelt nicht verläßt." . . . **(Ostdeutsche Rundschau, Wien.)**

„Ein echt österreichisches Talent scheint in diesem debütierenden jungen Wiener Autor erstanden zu sein, denn Theodor Mayer ist ein Sentimentalist mit **tiefem Empfinden** für die Natur und starken **künstlerischen Instinkten.** Und vor allem ist er ein virtuoser Prosektor der menschlichen Seele. Sein Erstlingswerk, daß er ‚Herbstlied' nennt, ist der in Prosa aufgelöste Sang einer Liebe, das melancholische Idyll der Herzensneigung zwischen einem jungen Mann und einer alternden Frau. Mit einer Symbolik ist diese subtile Novelle in den Herbst hineingeschmiegt, dessen ganze Stimmungsskala sie durchlebt: von der schweren Glut und dem Farbenjubel der Vollreife bis zu der wehen Ahnung des Vergehens und Sterbens." . . .

(Wiener Mode.)

„In Theodor Heinrich Mayers ‚Herbstlied' leidet die erste titelgebende Erzählung trotz ihrer geradezu faszinierenden **lyrischen Kraft** unter dem seelisch allzu Ausgesponnenen dieses Liebeskreuzweges, den die Helden gehen, ein ungleiches Paar, das schon von Beginn an den Todeskeim in sich schleppt. Doch bleibt der **Gesamteindruck** trotz der großen Breite **ein mächtiger.** Stellen, wie die Schilderung einer nächtlichen Automobilfahrt, sind geradezu meisterhaft. Einheitlicher ist die zweite Geschichte ‚Heinrich Feldbachers Traum', die den Untergang eines lebensfremden Menschen mit unheimlicher Sicherheit behandelt . . . Man möchte wünschen, daß der Dichter das Problem des an der Realität der Dinge zerbrechenden Träumers, in dessen Skizzierung er sich hier mit so reichem Erfolg versuchte, zum Thema eines Romanes machte, eine Kunstgattung, zu der ihn ja schon sein Sinn für breite epische Anlage drängen müßte."

(Österreichische Rundschau, Wien.)